P.o.germ. 1765 x-6

<36620178730014
<36620178730014
Bayer. Staatsbibliothek

P.o.germ. 1765 r-6

50 H

J. F. Castelli's
sämmtliche Werke.

Vollständige Ausgabe
letzter Hand, in strenger Auswahl.

Sechstes Bändchen.

Zweite vermehrte Auflage.

WIEN 1848.
Verlag von Mayer & Compagnie
(Singerstraße, deutsches Haus, im Eckgewölbe).

Druck von A. Pichler's Witwe.

J. F. Castelli's

Erzählungen.

Vollständige Ausgabe

letzter Hand, in strenger Auswahl.

Zweites Bändchen.

Zweite vermehrte Auflage.

WIEN 1848.

Verlag von Mayer & Compagnie

(Singerstraße, deutsches Haus, im Eckgewölbe.)

Lindauerische Bibliothek

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische Staatsbibliothek München

Kapitän Rabe.

Eine Scene aus dem Militärleben.

Am 1. December 1805, dem Tage vor der Schlacht bei Austerlitz, ließ der Kaiser Napoleon seine ganze Armee die Revue passiren, Regiment für Regiment. Als der Kapitän Rabe, ein ausgezeichneter Soldat, dessen Muth er dreimal in einigen Monaten zu bemerken Gelegenheit hatte, an ihm vorüberkam, sagte er zu ihm: „Rabe! ich erwarte Sie morgen nach der Schlacht!"

Rabe, ernsthaft und unbeweglich, antwortete: „Sire! für mich gibt's kein Avancement mehr, mit mir ist's aus!" Allein ein Seitensprung, den des Kaisers Pferd machte, hinderte ihn das zu hören, und die Revue wurde fortgesetzt.

Es ist ein eigenes Schauspiel, ein Feldlager am Tage vor einer Schlacht, besonders einer entscheidenden, où il y aura du tabac (wo es was zu schnupfen geben wird), wie sich die gemeinen Soldaten ausdrücken, oder nach dem bessern Ausdruck der Offiziere: wo es heiß zugehen wird. Hier sitzt ein Offizier und beantwortet vielleicht zum letzten Male den letzten Brief seiner Frau, dort ein Anderer, der seine Liebesrechnung in seiner letzten Garnison abschließt, hier sagt ein Soldat auf einer Kanonenlavette oder auf seinem Tor-

nister seinem alten Vater Lebewohl, ein Anderer diktirt dort dem öffentlichen Schreiber des Bataillons sein kleines Vermögen in die Feder, und was damit geschehen soll, wenn ihn morgen eine Kugel trifft; die Bettkameraden, die Landsleute, die Freunde empfehlen einander was sie, nach ihrer Meinung, Werthvolles besitzen und was gewöhnlich in einer silbernen Uhr, in einigen Fünffrankenstücken, welche vorsichtig in einem ledernen Beutelchen in eine Ecke des Tornisters eingenäht sind, und in ihren Briefen an ihre Familie besteht. Diese sind die rangirtesten. Aber es gibt wieder Andere, die jetzt alles verkaufen, was sie noch besitzen, selbst die überflüssigen Pantalons, um sich für die Ungewißheit des künftigen Tages bei der Verkäuferin der Philosophie des Regiments, der alten häßlichen Mutter Dragon, zu trösten, die ihnen Grogg und gewürzten Wein gibt und ihnen bei dem Handel um ein kleines Gläschen für fünf Centimes noch obendrein die Umstände und Ereignisse der morgigen Bataille weissagt.

Madame Dragon war Marketenderin bei einem Regimente der Division des General Vandamme, bei welchem Regimente Kapitän Rabe seit Kurzem eine Kompagnie kommandirte. Im Felde gealtert, mit einem durch die Beschwerlichkeiten ihres Metiers gefurchten Gesichte, bot Madame Dragon einen seltenen Kontrast in der Liebe und dem Hasse, womit sie zu gleicher Zeit die Soldaten ihres Regiments behandelte, dar. Bei ihrem Eintritt in den Dienst, als sie noch frisch, wenn nicht gar recht hübsch war, fanden sich unter den Korporalen und Sergeanten viele Anbeter für sie, Maulmacher, die ihr, indem sie ihre Schnurbärte stri-

chen, die ganze Größe ihrer ewigen Leidenschaft vordemonstrirten. Die Marketenderin hatte wohl hundert solcher Liebhaber, die ihr alle schwuren, keine Andere zu lieben, je geliebt zu haben oder lieben zu werden als sie, und die sich eine Kugel durch den Kopf jagen wollten, wenn sie ihre Liebe nicht erhören würde. Aber als eine kluge Frau erbat sie sich immer, um sich von der Wahrheit ihrer Worte zu überzeugen, eine Probezeit von drei Monaten aus, welche meistentheils um die Hälfte zu lang befunden wurde. Denn in der Zwischenzeit hatte das Regiment seine Garnison verändert, und die Liebhaber ließen die Gelegenheit nicht unbenutzt, der französischen Armee den wohlverdienten Ruf der Galanterie und Liebenswürdigkeit gegen das schöne Geschlecht zu erhalten. So fiel Einer nach dem Andern ab, und die Marketenderin vergaß diese Unbild niemals und rächte sich für die Unbeständigkeit Einiger an allen Übrigen, die ihr in der Folge den Hof machen wollten. Zu ihr von Liebe sprechen oder ihr Schönheiten sagen, war das sicherste Mittel, um sie in Zorn zu bringen und ihre Scheltworte auf die Untreue und Schändlichkeit der betrügerischen Männer recht in Fluß zu bringen. Im Jahre 1801 erlitt ihr Name — denn früher hieß sie Madame Thomé — eine charakteristische Veränderung, und sie wurde von nun an von dem ganzen Regimente nur unter dem Namen Mutter Dragon (Drache) gekannt und bezeichnet. Diesen Namen annehmen oder wenigstens nur nicht zurückweisen, war eine ausgehängte Fahne gegen jede Schwäche des Herzens, eine Wette, allen Bedingungen treu zu bleiben, die er auferlegte. Die Marketenderin nahm den Namen an und gewann die Wette.

Übrigens hatte zu der Epoche, von welcher wir sprechen, im Jahre 1805, der Name Dragon schon all sein Salz und die Wette allen ihren Preis verloren in Folge eines Kolbenstoßes, den sie bei einem Rückzuge auf die Oberlippe erhalten hatte; sie hatte dadurch all ihre Zähne verloren und war sehr mißgestaltet geworden.

Aber selbst wie ich sie jetzt beschrieben habe, dabei zahnlos, mürrisch und zornig, wurde dieses Weib doch von ihrem ganzen Regimente geliebt, ich sage: ihrem; denn dieses Ausdruckes bediente sie sich immer und der Oberst sah nicht scheel dazu. Sie sprach zu einem Veteran: „Alter! kostet mir doch einmal den Konjak, den ich gestern direkte aus Straßburg erhielt,“ und der Alte that nach ihrem Kommando. Die Konskribirten nannte sie nur ihre Kinder.

„Kind du trinkst heute zu hastig, das geht nicht, du wirst dich betrinken.“

„Mutter! noch ein Gläschen, aber vom starken.“

„Unmöglich! — Es ist die Stunde der Revue. — Man muß hübsch pünktlich seyn, Kind, und ich sehe, deine Hand zittert ja schon.“

„Mutter! aber nur noch eins!“

„Nichts da! Willst du, daß ich zum Colonel gehe und dich verklage, dann schickt er dich morgen während der Bataille zum Profosen, und mit dem Avancement zum Korporal ist's nichts.“

„Nun, nun! — ich will ja keinen mehr, ich gehe schon.“ —

Aber was Madame Dragon zu einem ganz besondern Weibe machte, und sie beim Regimente in Respekt setzte, das

war: daß man ihr ein wunderbares Talent zuschrieb Karten zu schlagen und Träume auszulegen. Besonders nach einer Bataille fand man des Lobes nicht genug über das Talent der Marketenderin. Dieser kam ihr für seine Galonen, Jener für seine Epauletten zu danken, diese sagten Dank, daß sie ihnen nur eine leichte Wunde geweissagt habe, als ob sie es gewesen wäre, welche das Schicksal regiert hätte, andere freilich, und oft eine große Anzahl, konnten sich gar nicht mehr bedanken, aber das waren meistens solche, denen sie, und ihr Hauptkartenblatt, die Pique Zehn, Unglück prophezeit hatte.

Man schrieb zwei Ursachen den Ursprung dieser Sehergabe der Marketenderin zu. Eines Tages hatte sie auf dem Wege ein Buch gefunden in Form eines Dreieckes, in schwarzen Sammt gebunden und mit einem goldenen Schlosse geschlossen. Nachdem Niemand je erfahren konnte, was dieses geheimnißvolle Buch enthielt, welches Madame Dragon zwei Tage nachher in Gegenwart mehrer Zeugen verbrannte, so sagte man sich heimlich, daraus habe sie die Hexerei gelernt. Ein anderes Mal, kurze Zeit nachher, fand Madame Dragon, in Folge einer Affaire, eine alte arme Frau sterbend auf dem Schlachtfelde. Es war eine Zigeunerin. Die Hilfe, die sie ihr leistete, erfüllte diese mit Dankbarkeit und Liebe gegen ihre Retterin und sie blieb selbst, als sie schon besser war, ganze Tage bei ihr. Aber bei Nacht lief sie, eine angezündete Wachskerze in der Hand, im Lager herum. Sie war, behauptete man, mondsüchtig. Als sie ganz genesen war, verschwand sie auf ein Mal. Seitdem weissagte Madame Dragon den Soldaten aus ihrer Hand

und aus den Karten, und man konnte sie — es waren seitdem sechs Jahre verflossen — auch nicht einer einzigen Lüge zeihen.

Wir kommen nun wieder zu unserm Kapitän Rabe zurück. Als die Revue geendet war, begab er sich in sein Zelt. Hier, allein mit den Unglücks- und Todesgedanken, die sich seit einigen Tagen wachend und träumend seiner ganzen Seele bemeistert hatten, kämpfte er mit seiner menschlichen Schwäche, er rief allen seinen militärischen Muth hervor, um Kraft gegen diese Gewißheit jenes nahen Todes zu erlangen, welche ihn immer verfolgte und ihm unerträglich war. Allein weder die militärische Kaltblütigkeit, welche dieser brave Soldat überall an den Tag legte, noch alle Vorstellungen, die er sich selbst dagegen machte, vermochten das Schwert auch nur um eine Haarbreite weiter zu rücken, welches er immer über seinem Haupte schweben sah. Der Kapitän war vor allem Mensch, und die Liebe zum Leben wurde bei ihm noch durch eine zärtliche, ja bis zur Exaltation gehende Liebe zu einer Gattin und Mutter, welche sein Tod in Armuth und Verzweiflung stürzen würde, erhöht. Man füge noch hinzu, daß Vorahnungen, unter denselben Anzeigen, bereits zwanzigmal in Erfüllung gegangen waren, daß Rabe viel auf Träume hielt und man wird sich die Marter denken können, welche der brave Kapitän litt.

Rabe war aus Tours gebürtig. Er war nicht aus Neigung zur Armee gegangen, sondern weil ihn das gebieterische Gesetz der Ereignisse dazu zwang. Rabe, dem seine Eltern nichts hinterließen, als eine solide Erziehung, wäre in ruhigeren Zeiten in der Mitte eines regelmäßigen Lebens gewiß

in jeder Lage ein vorzüglicher Mann geworden. Er besaß eine sehr lebhafte Einbildungskraft; eine besondere Geschicklichkeit in Geistesarbeiten und vor allem eine bewunderungswürdige Beredsamkeit. Sein erstes Mißgeschick war, daß er sich gezwungen sah, eine Carriere gegen seine Neigung einschlagen zu müssen. Der Krieg mit seinem immerwährenden Wechsel, seinen ungerechten Zufällen, war das, was ihm auf der ganzen Welt am wenigsten zu Sinne stand; denn Rabe, obschon damals in einem Alter, wo die Gefahr am wenigsten Eindruck auf uns macht, fürchtete den Tod doch über die Maßen, daher war er auch in den ersten Jahren nur ein mittelmäßiger Soldat, der sich am liebsten bei der Arrieregarde aufhielt und keinen Ehrgeiz hatte, sein schweres Feuergewehr mit einem Unteroffiziers-Säbel zu vertauschen. Endlich machte eine schöne großherzige Waffenthat eines seiner Kameraden, wovon er Zeuge war, einen solchen Eindruck auf ihn, daß dieser lange Zeit so blöde, so furchtsame Mensch mit einem Schlage sich ganz umwandelte, und ein muthiger, ausgezeichneter Kriegsmann wurde. Von diesem Augenblicke an waren ihm seine Pflichten, seine Dienste, ja selbst die Entbehrungen ein Bedürfniß, eine Leidenschaft. Alle seine Gedanken konzentrirten sich nur auf diesen einzigen Punkt und seine ganze Kraft entwickelte sich um so schneller und lebhafter, als sie vorher lange geschlummert hatte. Augenscheinliche Gefahr erschreckte ihn wohl manchmal noch ein wenig, aber nicht lange, sein kräftiger Wille obsiegte immer. Dazu kam ihm Eines immer sehr zu Statten, nämlich der Beistand seines Schutzgeistes, wie er ihn nannte. Hundertmal waren rings um ihn alle seine Kameraden

gefallen, diese bedauerte er, hielt sie aber vorher dazu bestimmt; er aber hatte in so vielen Schlachten auch noch nicht einen Tropfen seines Blutes vergossen, welches ihn darin bestärkte, daß sein Schutzgeist überall ihn bewahrend umschwebe.

Rabe war im Jahre 1801 Grenadierlieutenant geworden. Er begab sich damals nach Tours, wo er seinen Urlaub zubrachte. Wenige Tage nach seiner Ankunft heirathete er eine seiner Cousinen, welche während seiner Abwesenheit seine alte Mutter gepflegt hatte. Er heirathete sie nicht aus Liebe, obwohl sie ein hübsches Mädchen und von sanftem stets gleichmäßigen Charakter war, sondern aus Dankbarkeit, allein bei Rabe erhob sich die Dankbarkeit, besonders für einen solchen Liebesdienst, zur Höhe der reinsten und edelsten Leidenschaft. Wir werden bald sehen, wie diese beiden Seelen mit einander sympathisirten, und wie ihre Gefühle mit einander in Rapport standen, so daß sie Beide sogar gleiche Vorahnungen hatten.

Je mehr ich an Rabe denke, je lebendiger tritt sein Bild mir vor meine Seele. Ich glaube nicht, mich durch meine Freundschaft für ihn irre führen zu lassen, wenn ich behaupte, daß, wenn er in eine Lage gekommen wäre, seine vortrefflichen militärischen Eigenschaften vollkommen glänzen zu lassen, sein Name bald unter jenen unserer vorzüglichsten Generale würde genannt worden seyn. Ich habe es versucht, auf Elfenbein seine Züge wieder zu geben, welche mein Gedächtniß so getreu aufbewahrte, aber wenn mir auch das Materielle nicht schlecht gelungen ist, so konnte ich doch den Ausdruck seiner schönen hellblauen Augen, die Festigkeit seines Blickes

und den Eindruck, den seine imposanten, obwohl etwas eckigen Züge hervorbrachten, nie vollkommen nachbilden. — Rabe war nach meiner Meinung das wahre Vorbild eines schönen Ligueurs, das Konterfei eines Mayenne, eine lebendige Erinnerung an das herrliche Mittelalter.

Sein Urlaub ging zu Ende, und er verließ Tours. In allen Schlachten, welche er mitmachte, gab er neue Beweise einer unberechneten Bravour, und ward auch immer durch ein unerhörtes Glück begünstiget. Nie berührte ihn eine Kugel oder auch nur eine Säbelklinge, sie pfiffen nahe an ihm vorüber, und doch wich er ihnen nicht aus. Daher behaupteten auch alle seine Kameraden, mit solchem Muth, verbunden mit solchem Glücke, könne es ihm nicht fehlen, zu den höchsten militärischen Ehrengraden emporzusteigen. Nur er allein mißtraute dem Schutze, den ihm das Schicksal angedeihen zu lassen schien, sah früher oder später ein Ende dieser Schonung voraus und erwartete einmal plötzlich von einer Kanonenkugel oder einem Bajonetstich das Ende seiner Laufbahn.

Dieses Vorgefühl, anfangs nur unbestimmt und unfaßlich, nahm nach und nach in seiner Einbildung eine bestimmte Form an, wurde seine Gewohnheitsidee und der Gesellschafter in seinen einsamen Stunden. Ich muß noch einmal versichern, es war nicht kleinliche Furcht, die ihm den Tod so schrecklich machte, auch nicht die Leiden, die ihn bei einer Verwundung erwarteten, oder der Gedanke, mitten auf der Bahn zum Ruhme fortgerissen zu werden, sondern nur allein die Idee, eine Mutter, eine Frau und einen Sohn zurücklassen zu müssen,

welchen die Revolution alles geraubt hatte und die keine andere Stütze besaßen, als ihn. Rabe hatte seinen Sohn nie gesehen, kannte ihn aber nach mütterlichen Beschreibungen so gut, als ob er ihn hundertmal umarmt hätte. Die Feder einer Mutter übt für eine Seele, die sie versteht, eine viel größere Gewalt aus, als der geschickteste Maler durch den Zauber seiner Farben.

Dieß war Rabe's moralische Disposition in jener Epoche, von welcher ich spreche. Um eine klare Idee von seinem Charakter zu geben, und seinen Aberglauben durch die einzige vernünftige Ursache zu entschuldigen, die hier möglich ist, muß ich sagen, daß diese Vorahnung seines nahen Todes stärker war, als er selbst, daß es schien, als ob wirklich ein übernatürliches Wesen hier im Spiele sei. Wir werden ihn reden und handeln sehen, wir werden ihm folgen bis zum Ausgange der Schlacht, in welcher er zu Grunde zu gehen überzeugt war.

Der Kapitän Rabe kannte die Marketenderin, er selbst hatte sie oft zu Rathe gezogen und glaubte die Erfahrung gemacht zu haben, daß dieses Weib eine seltene Vorhersehungsgabe besitze. Bei jener Neigung seiner Ideen, die uns schon bekannt ist, werden wir es daher auch ganz natürlich finden, daß er sie mit mehr Achtung behandelte als andere Weiber dieser Gattung. Mutter Dragon war es, die ihm oft vor einer Schlacht wahrsagen mußte, und wenn er sie manchmal fragte, welches Ende sie ihm prophezeie, so antwortete sie ihm mit einem besonders theilnehmenden Ausdrucke: »Kapitän — es ist möglich! — vielleicht! Ich kann

es nicht gewiß voraussagen — aber noch nicht — nein, nein, dießmal noch nicht, Kapitän!“

Auch die Marketenderin war dem Kapitän Rabe zugethan, und das gute Weib hätte gerne zehn Jahre von ihrem Leben hingegeben, wenn sie ihm den Wurm aus der Seele hätte nehmen können, der ihn immer quälte, oder vielmehr, wenn sie den Streich von ihm hätte abwenden können, den auch sie voraussah. Der Kapitän hatte ihr einst das Leben gerettet, als sie von einem Haufen Guerillas bedroht wurde.

Der Kapitän ließ sie rufen.

Bald trat sie traurig und niedergeschlagen ein, sie konnte die schmerzlichen Empfindungen nicht verbergen, die sich ihrer Seele bemeistert hatten. Sie blickte den Kapitän fest und forschend an, auch er hatte seinen Blick auf den ihrigen geheftet, als sollte er bis in ihr Innerstes dringen, sie hatten sich verstanden. Hierauf folgte noch ein feierliches Stillschweigen von einigen Minuten, ähnlich demjenigen, welches den Fragen der Jury vorausgeht bei einem Prozeß auf Leben und Tod, in welchem der Angeklagte die Theilnahme der Menge anzuregen weiß. Dann nahm Rabe das Wort: „Nun — Madame Dragon, — morgen also?“ — Sie antwortete ihm nur durch Schweigen, aber dieses Schweigen war beredt. — Rabe fuhr fort: „Madame Dragon! ich verstehe Ihr Schweigen, und danke Ihnen dafür. Ich weiß nun, woran ich mich zu halten habe und werde mich vorbereiten.“

Die Marketenderin, obschon selbst nicht weniger betrübt, als er, beschloß doch Alles anzuwenden, um ihm seinen letzten Lebenstag noch zu versüßen. Rabe ging stumm im Zelte

herum. Einer seiner Arme ruhte unbeweglich auf seinem Rücken, mit der rechten Hand streichelte er seinen Schnurbart von mattem Schwarz, und sein Kopf neigte sich nachlässig zur linken Schulter herab, das Ganze ein Bild tiefen Nachdenkens. Sein Gesicht, der untrügliche Spiegel seiner Seele, strahlte alle Gedanken zurück, welche einander jagend, abwechselnd sein Inneres durchkreuzten. Man konnte daraus wahrnehmen, daß, wenn auch sein materielles Wesen in diesem Augenblicke hier auf dem Schlachtfelde, heute noch so unbedeutend wie ein anderes Feld, weilte, sein Geist durch die Kraft der Einbildung doch eine Strecke von 200 Meilen durchflog, und daß sein Herz brach, indem er in Tours in der Straße d'Argent seine Familie, die unglückliche, die er verlassen sollte, sah. Eine Thräne glänzte auf dem vom Pulverdampfe gebräunten Antlitz, es war die erste und einzige in seinem Leben.

Diesen Kampf in seinem Innern gewahrte die Marketenderin und rief ihm zu: „Kapitän!“ — Der Kapitän aber tröstete in diesem Augenblicke seine Mutter und hörte sie nicht. — „Kapitän Rabe!“ wiederholte sie mit stärkerer Stimme. Immer dasselbe Schweigen. Da näherte sie sich ihm und zupfte ihn beim Kleide. Er sah rasch auf, fühlte seine Wimpern naß, trocknete dieselben schnell und sprach zur Marketenderin: „Du wirst etwa meinen, Mutter, die Todesfurcht habe mich so weichherzig gemacht?“ — „Nicht doch,“ erwiederte Mutter Dragon, „daran dachte ich gar nicht. Wer, wie Sie, hundertmal dem Tode getrotzt hat, der ist über einen solchen Verdacht erhaben.“ — „Ich danke dir, du lassest mir doch Gerechtigkeit widerfahren, aber die

Andern — wenn sie mich hätten weinen gesehen! — Rabe! Rabe!“ fügte er, zu sich selbst sprechend, hinzu, „du wirst dir doch nicht nachsagen lassen, daß du feig vor dem Tode gezittert hast? — Aber Madame Dragon, Sie wollten mir ja etwas sagen? — „Ich wollte Sie darauf aufmerksam machen, daß wir die Karten noch nicht gefragt haben.“ — „Ja richtig, Sie haben Recht. Wir wollen die Karten fragen, um alle Mittel, Gewißheit zu erlangen, zu erschöpfen. Schlagen Sie mir die Karte, Madame Dragon!“

Die Marketenderin gehorchte, hoffend, dadurch ein Mittel zu finden, den Kapitän zu beruhigen. Sie nahm sich vor, ihn zu hintergehen und die Karten zu lenken, die sie leider schon bei sich über diesen Gegenstand befragt hatte. Sie zog also aus ihrem Sacke ein Päckchen mit einem Spiele Karten, öffnete es und mischte die räucherigen und nur mit Mühe aus einander zu bringenden Blätter. Der Kapitän öffnete einen an der Seite lehnenden Feldsessel und die Marketenderin schlug darauf das Theater ihrer Operation auf.

Alle diese und die folgenden Details sind buchstäblich wahr, die Marketenderin selbst hat sie mir mitgetheilt. Man mußte das Weib sehen, wie sie kniend vor dem niedern Sessel, den eine Kerze mit ungewissem Scheine beleuchtete, auf demselben die Karten mit der größten Aufmerksamkeit auslegte, sie mit einem Anscheine von Gewissenhaftigkeit befragte, obschon entschlossen, ihnen eine falsche Deutung zu geben, und dabei zwischen den Zähnen unheimliche fremde Worte murmelte. Das Gesicht der Kartenschlägerin gab dieser Scene noch ein ganz besonderes Interesse. Die tiefgefurchten Runzeln zogen sich zusammen, die Augen vergrößerten

sich als Folge der anhaltenden und angestrengten Aufmerksamkeit, und ihre Lippen, fast immer fest geschlossen während der Operation, erweckten die Ironie nicht, welcher man sich beim Anblicke eines ganz zahnlosen Mundes so gerne unwillkührlich überläßt. Aber was das ganze Bild vollendete, war der Kapitän, der wie angenagelt vor ihr stand, die Arme über der Brust gekreuzt, und mit dem Auge alle ihre Bewegungen verschlingend, aber immer unbeweglich wie eine Statue. Man glaubte einen Spieler zu sehen, der sein letztes Goldstück auf eine Karte gesetzt und von dieser Leben oder Tod in der Seine erwartet. Es handelte sich hier auch um Leben oder Tod.

Endlich brach der Kapitän das Schweigen mit den Worten: „Halt! Sie irren sich, Madame Dragon, Sie haben da die Zehn von Pique auf die linke Seite gelegt, statt in die Mitte, wo sie hingehört.“ — Madame Dragon antwortete nichts und war nur betroffen über die Aufmerksamkeit des Kapitäns, welche nicht zu hintergehen war, sie suchte sich zu fassen und legte ihre Karten weiter.

„Nun sind wir an der Entscheidung,“ rief der Kapitän, „ich will Alles wissen, — aber Sie zittern ja, Madame Dragon! — Muth, Muth! — wer weiß, ob dieß nicht eine Probe des Schicksals ist, so hab' ich jetzt mehr Hoffnung als jemals.“ — „Ich glaube mich geirrt zu haben, lieber Kapitän, hier sind zwei Karten, die“ — „Nein, nein, Sie haben sich nicht geirrt, ich habe Ihre Bewegungen genau beobachtet.“

„Jetzt halten Sie, Madame Dragon — hier sind noch drei Karten und die Zehn von Pique ist darunter. —

Laß sehen, ob sie die erste, die zweite oder die dritte Karte seyn wird. Mein Leben steht auf diesen drei Karten, das Glück dreier Personen, meiner Mutter, meiner Frau und meines Sohnes. — Soll ich sie befragen oder nicht? Warum nicht? Wenden Sie die erste Karte um, Madame Dragon!"

Sie gehorchte, aber langsam.

„Coeur-Sieben," sagte der Kapitän mit zischendem Tone und mit der Faust den Stuhl drückend, daß dessen Federn knarrten, „Coeur Sieben! — Jetzt ist mein Glücksspiel um das Drittel vermindert. Ich will mir jetzt vorstellen, ich hätte mit dem Schicksale einen Zweikampf auf Leben und Tod — schlagen Sie die zweite Karte um, Madame Dragon!"

Die Marketenderin zögerte und sah ihn mit unentschlossenen Blicken an, als ob sie ihn nicht gehört hätte, allein er wiederholte mit fürchterlicher Stimme: „Die zweite Karte, Madame Dragon! die zweite, wenn diese wenigstens die Zehn von Pique wäre — wo nicht, so bin ich —"

Die zweite war die Dame von Treffel und die letzte —

„Tod und Verderben!" schrie Rabe, „meine Mutter, mein Weib, mein Kind — alle verlassen! — O Hölle! Verdammte Pique-Zehn!" — Die Marketenderin zitterte an allen Gliedern; als er dieses sah, wurde er sanfter, versuchte sie zu trösten, und sie schieden endlich, sich ein trauriges Lebewohl sagend, von einander.

Gegen Abend langte die Feldpost aus Frankreich an. Man muß das Lagerleben mitgemacht, sich bei Saint-Jean d'Acre, in Westphalen oder in Moskau durch Länder und Meere von seiner Familie getrennt befunden haben, um die

Ungeduld zu begreifen, welche die Verzögerung einer Feldpost verursacht, und die Freude, welche ein lang erwarteter Brief hervorbringt. Wie man da den Kameraden um seine drei von lieber Hand voll angeschriebenen Zeilen beneidet, wie man ihn um Neuigkeiten aus dem Vaterland befragt — Niemand kann ein solches Gefühl beschreiben, man muß es selbst empfunden haben. Ich rede aus Erfahrung; gern hätte ich manchmal zwanzig Napoleons für ein kleines Briefchen gegeben.

Rabe erhielt an diesem Tage zwei Briefe, einen von seiner Gemalin, den andern von seiner Mutter, mit zitternder Hand geschrieben, ein sprechendes Zeichen der Krankheit oder des Alters, dießmal aber durch Vereinigung von zwei Ursachen hervorgebracht.

„Es ist doch sonderbar,“ sprach er, indem er in sein Zelt trat, um dort die Briefe in Ruhe zu lesen, „noch nie empfand ich das, was ich heute empfinde. Sonst machte mich ein Brief aus Tours närrisch vor Freuden, und heute überfällt mich bei Eröffnung der Briefe eine seltsame Angst, ich zittre.“ Endlich erbrach er die Siegel und las. Hier einige Stellen aus dem Briefe seiner Frau:

— — „Du wirst vielleicht sagen, mein theurer Freund, daß ich abergläubisch werde, daß ich mich durch einen Traum zu stark erschrecken lasse, allein nichts, nein, nichts als deine Gegenwart kann meine Einbildungskraft von den Todesgedanken heilen, welche mich seit einiger Zeit quälen. Anfangs gab ich ihnen selbst wenig Gewicht und suchte sie mir aus dem Sinne zu schlagen, ich erklärte sie mir als Folgen meiner unbegrenzten Liebe zu dir, aber bald kamen sie wieder,

wurden anhaltend und verfolgten mich überall. Jedesmal, wenn ich an dich denke, mein geliebter Rabe, und ich denke hundertmal in einer Stunde an dich, ist mir, als zischelte mir eine Stimme in die Ohren: Weine, weine! denn dein Rabe ist todt! Besonders hab' ich gestern Nachts einen fürchterlichen Traum gehabt. Ich sah dich blaß, dein Blut strömend aus einer breiten Wunde auf deiner treuen Brust, im Todeskampfe in der Mitte von Offizieren liegend. Ich hörte dich mit matter Stimme meinen Namen und die Worte rufen: Louise, Louise, lebe wohl, lebe für unsern Sohn, lebe wohl! Über diese Worte erwachte ich, aber seitdem bin ich krank, muß immer weinen, und bilde mir ein, dieser Brief werde dich nicht mehr lebend antreffen. Begreifst du, welch einen Eindruck dieser Gedanke auf mich machen muß, auf mich, die nur lebt in deinem Leben? — Wenn diese Ungewißheit sich noch einen Monat verlängert, oder wenn du wirklich todt wärest, so würde ich dich nicht lange überleben. — Ich war entschlossen, vor deiner Mutter diese meine traurigen Ahnungen geheim zu halten, welche die alte schwache Frau nicht wenig angegriffen haben würden, allein sie ist mir zuvorgekommen, und diesen Morgen hat auch sie mir einen so quälenden Traum erzählt. Dieser Traum, mein Freund, war — ich schaudere — in den kleinsten Nebenumständen mein eigener. Ich kann dir nicht beschreiben, wie sehr ich ergriffen war. Wir haben mit einander geweint."

„Wenn du mich noch liebst, Rabe, so mußt du mir jetzt nicht versagen, worum ich dich bitte. Suche um einen Urlaub an, und wenn man ihn dir verweigert, so erlaube mir, dich in Deutschland aufzusuchen, damit ich dich endlich

wieder einmal sehe — bedenke, es sind nun vier Jahre, daß mir das Glück nicht zu Theil geworden ist — und mich mit eigenen Augen überzeuge, daß du noch lebst. Ich beschwöre dich bei unserer Liebe, bei dessen theurem Unterpfand, unserm Sohne, dem kleinen Eustach, den ich hundertmal des Tages in deinem Namen küsse, und der auch seinen lieben Papa Rabe sehen will. Du wirst mir das nicht verweigern, du kannst es nicht. Es handelt sich um mein Leben.“

„Deine Mutter gibt übrigens ihre Einwilligung dazu, sie wird indessen mit der meinigen auf das Land gehen. Sie lieben sich, wie du weißt, wie Schwestern. Meine Mutter, noch rüstiger, wird die deinige pflegen und während meiner Abwesenheit sie zu trösten suchen.“

„Noch etwas muß ich dir sagen, was ich dir verschweigen wollte aus Furcht, du möchtest mich auszanken, allein ich will dir's doch nicht verhehlen, in der Hoffnung, es werde beitragen, dich zu bestimmen, mir meine Bitte zu gewähren. Du erinnerst dich wohl noch, daß unsere Magd, die gute alte Tassy, die Karten gut schlagen kann. Diesen Morgen, nachdem wir viel geweint hatten, äußerte deine Mutter den Wunsch, wir sollten uns die Karten von ihr schlagen lassen und wir riefen sie herein. — Stelle dir vor, dreimal hat sie uns die Karten gelegt, und dreimal ist die Pique-Zehn zum Coeur-König, zu dir, zu liegen gekommen. Sie wollte uns nicht sagen, was das zu bedeuten habe, aber ich wußte es wohl, daß die Pique-Zehn eine sehr böse Karte ist, und dadurch wurde unsere Unruhe nur noch vermehrt.“

„Die Zehn von Pique!“ schrie Rabe, „die Zehn von Pique! — Und die Träume! die ganz gleichen Träume! Nun

sage man mir noch etwas gegen Träume, Kartenschlagen und Vorbedeutungen! Arme, schwache Menschen, die alles verwerfen, was über ihren erbärmlichen Verstand hinaus reicht!" —

Er las den Brief seiner Gattin zu Ende und ging dann zu jenem seiner Mutter über, welcher dieselben exaltirten, aber durch Ehrgefühl etwas gemäßigten Gefühle enthielt und mit folgender sehr beredten Stelle endete:

„Wenn du ohne deiner Ehre zu nahe zu treten, keinen Urlaub begehren kannst, so thue darauf Verzicht, und wenn es das Schicksal will, daß du auf dem Schlachtfelde fallen sollst, so stirb, mein Sohn, stirb ohne Bangigkeit für uns; denn wir werden dich nicht lange überleben. Was deinen Sohn betrifft, der in einem solchen Falle wohl der Beklagenswertheste von uns wäre, so wird ohne Zweifel das Vaterland stolz darauf seyn, für ihn zu sorgen, da sein Vater für dasselbe gestorben ist."

Ohne Zweifel hatte Rabe's Gattin diese Stelle nicht gelesen, denn sie würde den Brief wohl mit solchen Rathschlägen nicht haben ablaufen lassen. Einige Augenblicke darnach ließ der General Vendamme unsern Kapitän rufen. — „Das ist wieder eine Probe, die mir das Schicksal stellt," sprach der Kapitän zu sich selbst, „und zwar eine der grausamsten. Erscheine ich traurig und niedergeschlagen, so sagen meine Kameraden, ich zittere vor der Bataille, und lieber hundertmal sterben als einen solchen Vorwurf auf mir ruhen lassen. Ich muß mich also zusammennehmen, und noch einige Stunden Komödie spielen, um sie alle hinters Licht zu führen, und so wird es dann doch morgen Abends

heißen: der arme Rabe hatte ein Vorgefühl seines Todes und war doch noch so lustig, nun, es war sein Schwanengesang!“

Der General gab ihm einige Ordres für den kommenden Tag und behielt ihn beim Souper bei sich, so wie seinen ganzen Generalstab. Das Nachtmahl war von sorglosem Muthwillen und Scherz der Anwesenden gewürzt. Es schien als wollte Jeder von diesem fröhlichen Zirkel — vielleicht dem letzten, dem er beiwohnte — noch recht profitiren, als wollte Jeder die größte Gleichgiltigkeit für die nahe Gefahr zeigen. Die Ehre ist es, welche den Soldaten über die natürliche menschliche Angst erhebt, seine Selbstliebe überwindet und ihn zum Helden macht. Man lachte in dieser Abendgesellschaft laut über jeden Todesgedanken wie über eine Verläumdung, und über einen zerschmetterten Arm wie über einen Refrain eines lustigen Couplets. Es war ein wahrer Kampf von Kaltblütigkeit und physischer Unempfindlichkeit, und dieß ist leicht zu erklären. Die meisten dieser Offiziere, obschon fast alle junge Militärs, verliebt in ihre Uniformen und Schnurbärte, obwohl sie scherzend erzählten, wie sie ihren Liebchen in Paris durch die heutige Feldpost auf Azurpapier ihre letzten Lebewohle gesendet hätten, glaubten doch selbst nicht daran und schmeichelten sich, die Kugeln werden sie verschonen, und sich damit begnügen, sie höchstens mit Staub und Pulverdampf zu beschmutzen. Die Menschen sind schon so, die Hoffnung begleitet sie bis zum Tode, sie ist das hartnäckigste unserer Gefühle und verläßt uns nur mit dem Leben.

Aber selbst unter diesen fröhlichen, ja tollen Gesellen machte sich Rabe, getreu der Ehre und Meister über sein Inneres, noch durch die Lebhaftigkeit seines Geistes und das Witzige seiner Einfälle bemerkbar. Er war der Leitstern der Gesellschaft. Endlich um seinem erkünstelten Frohsinn die Krone aufzusetzen, brachte Rabe unter einer Pause des allgemeinen Stillschweigens einen Toast aus: „Dem morgigen Tage!"

„Angenommen!" riefen mit lauten Stimmen die jungen Herren, stießen die Gläser an einander und dieser Trinkspruch kostete mehren Bouteillen alten Johannisbergers den Hals; dann folgte ein Moment des allgemeinen Schweigens, in welchem der General, sich zu Rabe wendend, das Wort nahm. „Kapitän!" sprach er, „es ist Jammerschade, daß Sie nicht alle Tage Briefe aus der Heimat empfangen, wir würden viel an muntern und witzigen Einfällen gewinnen, mit denen Sie sonst sehr karg gegen uns sind. Was gibt's gutes Neues in Tours, Kapitän?"

„Nicht viel, Herr General, meine Mutter und meine Frau schreiben mir, daß ich morgen sterben werde. Eine alte Zigeunerin hat ihnen prophezeit, daß ich bei der nächsten Schlacht bei Herrn Pluto zu Nacht essen werde. Also meine Herren, empfangen Sie alle mein herzlichstes Lebewohl!" setzte er, vom Tische aufstehend hinzu.

Ein allgemeines Gelächter und Beifallsgeklatsche unterbrach das Lebewohl des Kapitäns, welches er übrigens in einem Tone ausgesprochen hatte, der mit seinen frühern Bemerkungen seltsam kontrastirte. Leicht hätte da ein aufmerksamer Beobachter auf Rabe's Gesicht lesen können, was

er für eine schwere Rolle spielte und was in seiner Seele vorging. Wie es einem Provinzschauspieler geschehen kann, daß er eine Stelle in einem Trauerspiele so unpassend spricht daß sie statt von Thränen, von einem lauten Gelächter begleitet wird, wenn ihm zufällig einfällt, daß ihn in der Coulisse ein hartnäckiger Gläubiger erwartet, so stand Rabe auf dem Punkt sich zu verrathen; aber treu dem Versprechen, das er sich selbst gegeben hatte, gewann er wieder volle Kraft über sich, biß die Lippen über einander, und bevor noch von den Gesichtern der Anwesenden die letzte Spur des Gelächters über sein Lebewohl verschwunden war, hatte er seinen frühern ironischen Zug schon wieder gewonnen und lachte nun über die Lacher.

Nachdem die Ruhe wieder hergestellt war, machte ein Artillerie-Lieutenant dem Kapitän folgende Bemerkung: „Pluto! das ist ein Name, der nicht hieher paßt; wenn Sie sich nicht vollkommen zur Mythologie bekennen, Kapitän, so wird Ihr Souper morgen nach der Schlacht verdammt mager ausfallen.“

„Ja,“ fiel ein Fähnrich ein; „wenn Sie morgen soupiren wollen, Kapitän, so müssen Sie schon an dem Altar falscher Götter opfern.“ Dieser Fähnrich war ein junger, aufgeschossener blonder Mensch von zwanzig Jahren, gebaut wie eine Miß, und schon in zwei Duellen, wo er sich wacker hielt, vom Schicksal begünstigt. Er war der Neffe eines ausgezeichneten Generals, und sein höchster Gram bestand damals darin, daß ihm noch kein Schnurbart wachsen wollte. — Allein er war nicht Schuld daran, denn er rasirte sich

wenigstens viermal des Tages, ohne die Pomaden und das Bärenschmalz zu rechnen, welches er verbrauchte.

„Der Einwurf ist beachtenswerth," erwiederte Rabe, „doch bevor ich antworte — Herr General! mein Glas ist leer."

Der General beeilte sich, das ihm dargebotene Glas zu füllen, allein ein Lachen über Rabe's komische Ernsthaftigkeit befiel ihn während des Einschenkens, seine Hand zitterte und er verschüttete das edle Naß auf das Tischtuch, welches bisher von jeder Libation frei geblieben war. Rabe leerte das volle Glas auf einen Zug und antwortete dann: „Wahrhaftig, meine Herren ich ergebe mich dem Pluto wenn er seiner Seits mich dafür durch echten Johannisberger und durch Ihre angenehme Gesellschaft schadlos halten will. Das ist meine einzige Bedingung. Willigen Sie ein?"

„In fünzig Jahren, meinetwegen," sprach der blonde Fähnrich.

„Ja, ja, in fünfzig Jahren mag's geschehen," schrien die Übrigen zusammen und tranken sich ein fröhliches Wiedersehen zu.

Das Souper war zu Ende. Es war 10 Uhr Nachts, als man aus einander ging.

Als Rabe allein war, überfiel ihn plötzlich, und wie durch einen Zauberschlag, eine düstere Melancholie. Die Rolle, die er gespielt hatte, schien ihm unwürdig und dieser Scherz über die Zukunft dumm und fad. Er machte sich sogar Vorwürfe, daß er nicht lieber ernsthaft geblieben, als gegen seine innere Überzeugung gesprochen habe. Unverantwortlich kam es ihm vor, daß er Dinge verspottet

habe, an die seine Mutter und seine Frau so fest glauben. Er verachtete sich in diesem Augenblicke.

Die Nacht war düster und im Lager herrschte tiefes Stillschweigen. Vor seinem Zelte angelangt, glaubte er am Eingang desselben ein zusammengekauertes lebendiges Wesen mit blitzenden Augen zu sehen und einen unterdrückten Seufzer zu hören. Er näherte sich und erkannte Madame Dragon, die Kantinen-Sibylle. Der Anblick dieses Weibes, ihr Schmerz, ihre Seufzer riefen ihm alle seine Gefühle zurück, welche nur einen Augenblick durch den Qualm des Soupers verdunkelt wurden, und der Dunst des Johannisbergers zerstreute sich. Mit einem einzigen fürchterlichen Blicke übersah er seine ganze Lage, dann verfiel er in ein stummes Hinbrüten.

Die Marketenderin war ihm in das Zelt gefolgt, schweigend und ihre Thränen nicht verbergen könnend; der Kapitän warf sich auf seinen Mantel, auf welchem er unbeweglich liegen blieb, er fühlte in allen seinen Gliedern eine unbesiegbare Mattigkeit, ein Verurtheilter in seiner letzten Lebensstunde hätte mehr Kraft gehabt, als er.

Endlich raffte er alle seine Geistesgegenwart noch einmal zusammen, und fragte Mutter Dragon um die Ursache ihres Besuches.

„Ich will Sie retten, Kapitän,“ antwortete Madame Dragon.

Rabe machte eine fast konvulsivische Bewegung und stützte sich, den Kopf emporhebend, auf beide Ellbogen. Sein Gesicht nahm einen Augenblick den Ausdruck der gespanntesten Aufmerksamkeit an, sein Auge blitzte von einem Lebensfun-

ken, aber gleich fiel er wieder in seine Niedergeschlagenheit zurück und sprach, den Kopf ungläubig schüttelnd: „Mich retten, Madame Dragon? Übrigens reden Sie, ich höre.“

„Für's Erste bin ich schuldig, Ihnen zu sagen, Kapitän, wenn Sie nicht thun wollen, was ich Ihnen vorschlage, so sind Sie morgen um diese Stunde nicht mehr unter den Lebendigen.“

„Und ist keine Hoffnung, keine Änderung?“

„Keine — Alles ist gegen Sie!“

„Sterben mit 44 Jahren, in der Kraft seines Körpers sterben? und hinter sich lassen Weib, Kind, Mutter, ohne Vermögen, ohne Schutz! O retten Sie mich, Madame Dragon, wenn Sie können, retten Sie mich für meine Familie. Ich willige in Alles, aber retten Sie mich um Gotteswillen.“

„Es ist nur ein Mittel.“

„Ich nehm' es an. — Welches?“

„Kapitän! Wenn Sie ein Duell hätten, und Ihr Degen vorne mit einem Knopfe versehen, oder Ihre Pistolen nur blind geladen wären, während Ihr Gegner vortrefflich bewaffnet vor Ihnen steht, würden Sie den Kampf annehmen?“

„Nein, denn die Waffen wären nicht gleich.“

„Wohlan. Morgen haben Sie ein Duell mit dem Schicksal. Ihr Untergang ist gewiß, Sie müssen der Schlacht ausweichen.“

„Die Ehre, Madame Dragon! Die Ehre ist mehr als das Leben. Mir können Sie einen solchen Vorschlag machen?“ — Der Unwille gab ihm alle seine Kräfte wieder. Er stand auf und ging im Zelte mit großen Schritten

herum, von Zeit zu Zeit wiederholend: „Die Ehre! die Ehre! Rabe sollte einer Schlacht ausweichen?“ — Madame Dragon hatte gut weinen, bitten und ihn an seine Familie erinnern. — „Mein Weib, meine Mutter,“ sprach er, „hätten mir keine solche Unbild angethan. — Adieu!“ setzte er eine Minute nachher hinzu, da die Wuth seiner militärischen Begeisterung sich wieder gelegt hatte, „Adieu, gutes, braves Weib — ich verzeihe dir, du hast es ja gut gemeint. Nimm dieß zum Andenken.“

Er gab ihr seine Uhr, suchte sie dann noch selbst zu trösten, was ihm aber nicht ganz gelang, und verabschiedete sie.

Jetzt war er allein.

Es war eben Mitternacht.

Der Kapitän stellte sich den Feldsessel so, daß er ihm zum Tische diente, setzte sich auf seinen Mantelsack und schickte sich an, Briefe zu schreiben an seine Gattin, seine Mutter und seinen Sohn. Der Brief an seinen Sohn sollte von demselben erst in seinem achtzehnten Jahre eröffnet werden. Er enthielt weise väterliche Ermahnungen und Vorschriften für sein Verhalten, von denen Rabe hoffte, er werde sie befolgen. Dieser Brief war ihm der schwerste zu schreiben, die Thränen entquollen stromweise seinen Augen, so daß er alle seine Manneskraft zu Hilfe nehmen mußte, um ihn zu vollenden.

Als er die Briefe geschrieben hatte, dachte er darüber nach, ob er sie alsogleich der Post übergeben oder nicht doch lieber den Ausgang der morgigen Schlacht abwarten sollte; allein seine Vorgefühle, die Vorhersagungen der Marketenderin, die Träume seiner Lieben und vor Allem eine innere

Stimme entschieden für das Erstere, und er übergab beim Grauen des folgenden Tages die Briefe der Feldpost.

Die Nacht des 4. Dezembers war gewiß für Niemand im ganzen Lager von Austerlitz so lang, als für Rabe. Er zählte mit unbeschreiblicher Seelenangst alle Minuten, und es schien, als habe er in vier Stunden eine Ewigkeit gelebt. Er wünschte mit Sehnsucht, daß der Tag herankommen, die Schlacht beginnen und sich sein Schicksal erfüllen möge. Im Gegensatze mit andern Verurtheilten, hätte er statt einer Frist, schnelles Standrecht und augenblickliche Exekution vorgezogen. Dieser innere Kampf, dieß in seiner Seele ohne Rast umgewendete Messer mußte sich auch wohl in seinen Zügen malen. Wirklich war Rabe erbarmungswürdig anzusehen. Die Festigkeit seines Blickes, jetzt hohl und tiefäugig, kontrastirte grauenhaft mit dem sonstigen Feuer desselben, und die Abmagerung seines Körpers fiel um so mehr auf, als sie sich so plötzlich und ohne Übergang eingestellt hatte. Die gelbe Haut kollerte über die Backen, welche sie durchzubohren drohten, und das Ganze seiner Gestalt glich einem Todkranken, im Fieberwahnsinn dem Hospital entsprungen.

Endlich brach der Tag an und im Lager wurde es lebendig, die Regimenter zogen in größter Stille auf ihre Posten, weil man dem Feinde die Bewegungen verbergen wollte. Nichts ist so feierlich, als jene Viertelstunde, welche einer großen Schlacht vorhergeht. Auf allen Gesichtern zeigt sich ein ängstliches Gefühl, es ist nicht die Furcht vor Gefahr, aber das Mißvergnügen über die Ungewißheit. Der natürlichste Trieb des Menschen ist und bleibt ja immer jener der

Selbsterhaltung. Bald aber, wenn dann die Kugeln pfeifen und die Kanonen donnern, wird man dieselben Menschen, die erst kalt und ängstlich da standen, sich beim Wirbeln der Trommeln, beim Dampf des Pulvers ermuthigen und wie Blinde in die feindlichen Quarrées stürzen oder der ansprengenden Kavallerie sich entgegenstemmen sehen. Wenn das Gefühl der Rache jemals zu entschuldigen ist, so ist es im Kriege. Es ruft den Enthusiasmus hervor, gibt den Unentschlossensten Muth und den Furchtsamsten Kühnheit.

Rabe that Wunder der Tapferkeit. Hundertmal wagte er sein Leben wie ein Verzweifelnder und immer pfiffen die Kugeln unbeschadet an seinen Ohren vorüber. Man sollte glauben, er habe hundert Leben zu vergeuden. Er war mit einem sehr schweren und gefahrvollen Manöver beauftragt: er sollte eine mit zwei Kanonen besetzte Brustwehr bestürmen und nehmen. Auf dem Wege dazu sah er in einem Graben einen alten Grenadier, der anscheinend keine Blessur hatte, und behandelte ihn strenge, hieß ihn einen Feigen, einen Verräther. Der alte Grenadier wurde blaß, griff an seinen Säbel und versuchte sich emporzuheben, aber vergebens, denn er hatte eine Schußwunde im Schenkel. Rabe beeilte sich, seinen Auftrag zu erfüllen, bestürmte die Brustwehr und nahm sie im Angesichte mehrer Regimenter, welche in der Ebene standen und der kühnen Waffenthat Beifall zujauchzten.

In dieser Schlacht zeichnete sich Rabe so sehr durch seinen Muth aus, daß nur eine Stimme zu seiner Ehre erscholl, und der General, indem er die Reihen durchflog, zu ihm sagte: „Mein lieber Rabe, Sie sind Bataillons-Chef!“

Die Schlacht war geschlagen und gewonnen. Des Abends saß Rabe im Lager mit seinen Kameraden beisammen, die über die Träume seiner Frau und Mutter, über sein Nachtmahl bei Pluto scherzten und ihm zu seinem Avancement Glück wünschten. Was ihn anbelangte, so geberdete er sich wie ein vor Freude toller Mensch, er glaubte noch zu träumen, und befühlte sich mit seinen Händen, um sich zu überzeugen, daß er noch wirklich in dieser Welt sei. Er hatte nur mehr eine verwirrte Erinnerung von den Begebenheiten des verflossenen Tages. Nach und nach klärten sich seine Ideen auf, er rief sich seine Vorahnungen, die Marketenderin, die Angst seiner Familie und die infame Pique-Zehne ins Gedächtniß zurück, die ihn so sehr geängstigt hatten, und nun fing er an, über sich selbst zu scherzen und brach in ein lautes, tolles, nicht zu stillendes Gelächter aus.

Alsbald baten ihn mehre Stimmen, die Ursache dieser seiner ausgelassenen Fröhlichkeit ihnen zu erzählen; denn die Neugierde seiner Freunde war sehr aufgereizt, da dieses Lachen so recht ex abrupto mitten unter einer Darstellung eines falschen Manövers, welches ein General gemacht hatte, losbrach; Alles war stille und sie harrten ungeduldig seiner Worte.

„Wollt Ihr's wissen,“ sagte Rabe lachend, „nun so hört.“

Es war eben fünf Uhr Abends und die Sonne sank plötzlich, so daß man auf zwanzig Schritte Niemand erkennen konnte. „Hört: Eine Vorahnung, welche mich mein ganzes

Leben hindurch beherrschte, kündigte mir an, daß ich heute, heute — —"

In diesem Augenblicke zischte eine Kugel durch die Gruppe und Rabe fiel todt zu Boden. Die Kugel kam aus dem Rohr des alten Grenadiers, den er einen Feigen, einen Verräther gescholten hatte.

Seine Mutter starb aus Schmerz über die Nachricht von seinem Tode. Ein Jahr nachher wurde sein Sohn auf einem öffentlichen Spaziergange durch einen Tilbury überfahren und verlor sein Leben, und seine Frau — — verheirathete sich wieder mit einem Steuereinnehmer.

Armer Rabe!

Das Nothwendige und das Überflüssige.

Ein Mährchen.

Ein junger Mann ging zur Nachtzeit durch die Straßen von Bagdad. Er war ein armer Handwerker, Namens Ademdai. Langsam, nachdem er sein Tagewerk vollendet hatte, schleppte er seine müden Knochen nach Hause, als er auf einmal einen Lärmen hörte, und beim Mondenlicht zwei Männer gewahr wurde, welche wie armenische Kaufleute gekleidet waren, und sich gegen sechs Räuber vertheidigten. Ademdai, muthig und gefühlvoll, wie er war, eilte den Schwächern zu Hilfe, und obschon er nur mit einem dicken Stocke bewaffnet war, so gelang es ihm doch durch Stärke und Kühnheit, die Räuber in die Flucht zu jagen. Er setzte dann ruhig seinen Weg weiter fort, ohne Neugierde, jene Männer kennen zu lernen, welche er gerettet, und ohne auf Lohn für eine That zu rechnen, die er ohne Eigennutz vollführt hatte.

Der folgende Tag verging ihm, wie alle vorhergehenden, bei schwerer Arbeit, und des Nachts um 10 Uhr saß er bei seinem Feuer, und beklagte sich laut über sein Schicksal. „Welche Mühe muß man sich geben,“ sprach er, um sich das armselige bischen Leben zu gewinnen. Ich habe

heute gearbeitet wie ein Galeerensklave, und doch nur die Hälfte einer Drachme verdient. O Mahomet, wenn ich nur das Nothwendige, einzig und allein das Nothwendige hätte, ich wäre ja glücklicher als ein Wessier."

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als er an seiner Thür pochen hörte; er stand auf, um zu öffnen, in der Meinung, daß vielleicht Einer seiner Nachbarn seiner nöthig hätte; allein wie erstaunte er, als er einen Mann mit einem langen Kleide, weiß wie der Schnee, vor sich stehen sah. Der Unbekannte hatte eine Gestalt, welche angenehm war, und doch Ehrfurcht einflößte. Er hielt in seiner Rechten einen Stab von Ebenholz; ein Turban von außerordentlicher Höhe krönte sein Haupt, und ein langer weißer Bart floß über die Brust herab. Ungeachtet seines Muthes konnte Ademdai sich doch eines gewissen Grauens nicht erwehren, welches sich seiner bei dem Anblicke dieser Gestalt bemächtigte; doch der Unbekannte sprach ihn folgendermaßen an: "Fürchte nichts Ademdai, ich bin dein guter Genius, und besuche dich, um dir Gutes zu thun. Ich habe gehört, was du so eben am Feuer zu dir selbst sprachst. — Nicht wahr, nur das Nothwendige wünschest du zu besitzen?" — "Ach, mein Schutzgeist!" rief Ademdai, der sich von seiner Angst ein wenig erholt hatte, "nur das Nothwendige wünsche ich mir, und ich glaube, dieser Wunsch ist doch nicht unbescheiden?" — "Gewiß nicht," antwortete der Genius, aber worin besteht denn dieses Nothwendige? Was brauchst du, um es zu besitzen?" — "Gar wenig: wenn ich alle Tage Reis habe, um meinen Hunger zu stillen; Holz, um meine Stube zu wärmen, und Kleider, mich zu bedecken,

so habe ich alles, um glücklich zu seyn.“ — „Und welche Summe glaubst du zu bedürfen, um dir alles dies verschaffen zu können?“ — „O, mit einer Drachme des Tages kann ich mir das Nothwendige kaufen.“ — „Wohlan! hier sind acht Drachmen,“ sprach der Genius; „alle acht Tage werde ich um dieselbe Zeit wieder kommen, und wenn dir eine Drachme nicht zureicht, so werde ich dir alles geben, was du verlangst, bis du das Nothwendige besitzest. Doch verstehe mich wohl, nur das Nothwendige; denn Überflüssiges will ich dir nicht geben.“ Mit diesen Worten verschwand der Genius.

Adembai, welchem das Herz vor Freude gewaltig schlug, betrachtete entzückt die acht Drachmen, welche ihm der Genius gegeben hatte. Acht Drachmen! In seinem ganzen Leben war er nicht so reich. — „Jetzt ist mir doch mein Leben gesichert,“ sprach er, „und ohne daß ich mich plagen darf. Ich werde nicht mehr nöthig haben, den ganzen Tag im Schweiße meines Angesichtes zu arbeiten, um des Abends ein wenig Reis essen zu können.“ Bei diesen Worten sah er ein wenig um sich herum, und dachte tief nach. „Beim Grabe des Propheten!“ rief er endlich aus, „ich bin doch ein großer Dummkopf, ich vergaß meinen Schutzgeist um gewisse Kleinigkeiten zu bitten, die mir doch sehr nothwendig sind. Ich habe kein Geräth in meinem Hause, und es ist doch nothwendig, daß ein Haus meublirt ist. Da ist ein elendes Bett, auf dem ich schlafen muß, und es ist nothwendig, daß der Mensch ein Bett habe; denn das Schlafen ist eben so nothwendig zum Leben, als das Essen und Trinken. Ich habe keinen Stuhl, um mich niederzu-

setzen, ich muß doch einige Stühle haben, einen für mich, und die andern für meine guten Freunde, wenn sie mich besuchen; denn wenn ich sitze, so kann ich sie ja nicht stehen lassen. Es fehlt mir ein Tisch zum Essen; denn wenn man ißt, so ist es nothwendig, daß man recht gemächlich dabei ist.“

So wiederholte sich der arme Ademdai alles kurz, was ihm noch nöthig zu seyn schien, und harrte mit Sehnsucht darauf, seinen Schutzgeist wiederzusehen. Am Abend, da er seinen gesottenen Reis aß, suchte er in seinem Gehirne noch alles zusammen, was ihm zu seinem Glücke nothwendig seyn konnte. — „Im Grunde,“ sprach er, „ist's doch arg, des Tages nicht mehr als eine Drachme ausgeben zu dürfen. Magerer Reis ist wirklich eine sehr magere Kost, und immer Reis, das ist abgeschmackt. Ich möchte doch zu Zeiten noch etwas dazu essen können, wäre es auch nur an den Festtagen. Der Genius wird mir vielleicht sagen, das sei nicht nothwendig, aber er hat Unrecht, ich werde es ihm beweisen. Es ist nothwendig, daß der Mensch seine Nahrung ändert. Gott hat doch so mancherlei gute Sachen zum essen erschaffen, das hat er nicht ohne Grund gethan. Um zu essen, ist es nothwendig, daß man Appetit habe, und nichts benimmt den Appetit mehr, als wenn man immer dasselbe ißt. Die Festtage sind Tage der Freude und des Vergnügens, und was für ein Vergnügen kann ein armer Mensch genießen, der nichts als Reis ißt? Es ist also nothwendig, daß ich von Zeit zu Zeit meine Nahrung ändere. Da aber der Reis das wohlfeilste Nahrungsmittel ist, so reicht das, was ich für einen Tag

verlangt habe, nicht zu, wenn ich auch andere Sachen als Reis esse. Ich werde also meinen Schutzgeist bitten, daß er mir eine Drachme für die gemeinen Tage und zwei Drachmen für die Festtage bewillige, das ist gewiß nicht zu viel.“

Der Genius erschien am achten Tage, wie er es versprochen hatte. Ademdai warf sich ihm zu Füßen, und zählte ihm alle Nothwendigkeiten auf, die er bei ihrer ersten Zusammenkunft vergessen hatte. Der Genius hörte ihn ruhig an, und sagte dann mit sanfter Stimme zu ihm: „Hüte dich, Ademdai, von mir mehr als das Nothwendige zu verlangen. Wenn du es wagst, etwas Überflüßiges zu begehren, so verlasse ich dich auf immer.“ Sogleich nahm Ademdai das Wort, und suchte klar zu beweisen, daß unter alle dem, was er gebeten, nichts überflüßig sei.

Der Genius wird überzeugt; er gibt Ademdai vier goldene Denars, um sich Meubeln anzuschaffen, bewilligt ihm auch die zwei Drachmen für den Festtag, und entfernt sich, nachdem er vorher versprochen hatte, in acht Tagen wieder zu kommen.

Beim Anbruche des folgenden Tages eilte Ademdai das Nöthige einzukaufen, und ließ sich die Meubeln in sein Haus bringen, das er schon im Geiste zum Pallaste umgeschaffen sah. Indessen machte er bald eine Bemerkung, die ihn mit Kummer erfüllte. Die Meubeln sind ganz neu, und das Haus ist sehr alt. Er untersuchte es, und fand, daß es großer Ausbesserung bedürfe um nicht ganz in Ruinen zu fallen. Er ließ sich einen Maurer kommen, der ihm sagte: „Hüte dich, mein Freund, dieses Nest ausbessern zu lassen, es könnte dich leicht mehr kosten, als wenn du dir ein neues bauen ließest.“

Der arme Ademdai wurde darüber sehr betrübt, die neuen Meubeln in die alte Barake stellen zu müssen, und dachte noch dabei: Wenn mir das Dach einmal über den Kopf zusammenstürzt, so zerbricht es mir all die schönen Meubeln, und erdrückt den Eigenthümer obendrein; es ist also gewiß nicht überflüßig, daß man sich ein neues Haus baue, wenn das alte schon dem Einsturz droht; denn das Nothwendigste ist doch, daß man unter Dach lebe, ohne alle Augenblicke fürchten zu müssen, durch einen Balken erschlagen zu werden.

Als der Genius zum dritten Male erschien, theilte ihm Ademdai seine neuen Bemerkungen mit; der Genius fand sie so billig, daß er ihm auf der Stelle 50 goldene Denars gab, um sein kleines Häuschen neu aufzubauen.

„Welches Glück!“ rief Ademdai, „welches Glück, einen Schutzgeist zu seinen Diensten zu haben, der mit Sorgfalt darüber wacht, uns alles Nothwendige zu geben. Dank sei ihm, ich werde künftig an nichts Mangel leiden. Ich werde ihn nur immer um das bitten, was mir unbedingt nothwendig ist, und er wird es mir immer gewähren; denn aus dem Überflüßigen mache ich mir nichts. Das Nothwendige ist alles, das Überflüßige ist nichts.“

Das neue Haus war bald fertig, und Ademdai saß endlich mit seinen neuen Geräthschaften darin, welche er nicht aufhören konnte, zu bewundern. Er setzte sich auf alle Sessel, sein Bett war so gut, daß er es kaum verlassen mochte. Mit der zugegebenen Drachme konnte er sich alle acht Tage einmal gütlich thun. Gewiß hatte er jetzt das Nothwendige. — Das Nothwendige? Besitzt man dieses

wohl, so lange man allein ist? Gibt es ein Gut, dessen man sich wahrhaft freut, wenn man es nicht theilen kann? Wenn er um sich so viele Männer sieht, die in ihrem Serail zwanzig, dreißig, auch vierzig schöne Weiber zählen, ist es denn für ihn überflüßig, wenigstens eines zu haben? — „Ja,“ sprach er, „das Weib ist das einzige, was mir noch mangelt. Ein Weibchen würde sich hier so gut ausnehmen, mein Haus würde hundertmal schöner, mein Bett tausendmal reicher scheinen. Ich muß meinen Schutzgeist fragen, ob ein Weib etwas Überflüßiges ist?“

Mit diesen Gedanken beschäftigt, ging er auf dem Platze von Bagdad spazieren, und sah einen Sklavenhändler, der eine Menge Neugieriger an sich zog. Eine junge Schönheit, welche der Kaufmann zum Verkaufe aussetzte, wurde besonders wegen ihres himmlischen Wuchses bemerkt. Der gute Ademdai konnte sich nicht enthalten, sie auch zu betrachten, und sein Herz lernte in diesem Augenblicke die Liebe kennen. Wie groß war seine Unruhe, als er einen reichgekleideten jungen Mann zum Sklavenhändler treten sah, um das Mädchen zu kaufen, für welches er lichterloh brannte. Das junge Mädchen mußte jetzt den Schleier zurückschlagen, und entfaltete vor Ademdai's Blicken so viele Reize, daß er Mühe hatte, seine Bewunderung nicht laut zu äußern. Starr wie eine Statue stand er da, theils vor Vergnügen, die Schöne anzusehen, theils aus Furcht, sie zu verlieren. „Das Mädchen ist eine Cirkasserin,“ sagte der Sklavenhändler, „sie hat nicht mehr als achtzehn Jahre, spielt die Laute, singt vortrefflich, tanzt mit unbeschreiblicher Grazie, und vereinigt alle Talente ihres Geschlechts.

Sie kostet 2000 goldene Denars.“ Ademdai's Nebenbuhler bot 1500 Denars. Ademdai zitterte, der Kaufmann blieb fest bei seinem Preise. Ademdai schöpfte wieder Athem. Der junge Mann bot 1800 Denars, der Kaufmann schien sich zu bedenken, und Ademdai fühlte kalten Angstschweiß auf seiner Stirne; doch der Kaufmann wollte keine Drachme von dem Preise nachlassen, und der junge Mann, weniger verliebt als Ademdai, entsagte dem Besitze der schönen Sklavin.

Der arme Ademdai fühlte an diesem Tage noch öfter als einmal diese Angst, welche seine Liebe nur noch mehr entflammte. Glücklicherweise verließ endlich der Kaufmann den Platz, ohne die schöne Cirkasserin verkauft zu haben.

Der Genius mußte noch diesen Abend erscheinen; denn es war bereits der achte. Ademdai erwartete ihn mit voller Sehnsucht der Liebe; und als der Genius an seiner Thüre klopfte, war, ihm öffnen und sich ihm zu Füßen stürzen, für den jungen Mann das Werk eines Augenblicks. — „Was hast du denn Neues, Ademdai?“ redete ihn der Genius mit sanfter Stimme an; „was für ein Kummer umwölkt deine Stirne? Warum fließen Thränen aus deinen Augen?“ habe ich dir nicht das Nothwendige zugestanden?“ — Ademdai nahm das Wort, und rief zitternd: „O mein Schutzgeist! du glaubst mir das Nothwendige gegeben zu haben; sage mir also, ob ein Weib überflüßig ist? Bin ich dazu verdammt, immer allein zu leben, ohne eine Gefährtin zu haben, welche Freuden und Leiden mit mir theilt? Wenn

ein Weib etwas Überflüßiges ist, so fühle ich, daß das Überflüßige eine sehr nothwendige Sache sei.“ — Der Genius konnte ein Lächeln nicht zurückhalten, und sagte: „Du hast recht, Ademdai, du bedarfst einer Frau. Ein Weib ist zu dem Glücke eines rechtschaffenen Mannes nothwendig. Begehre die Tochter irgend eines Handwerkers, und ich werde mich dieser Ehe nicht widersetzen. Dein Haus ist neu gebaut, und eingerichtet, jedes Mädchen aus deinem Stande wird dir gern die Hand reichen.“ — „Ach!“ antwortete der arme Ademdai seufzend, „das ist's nicht, was ich wünsche. Ich bin verliebt, wie ein Narr. Und wenn ein Mensch verliebt ist, ist's für ihn nicht nothwendig, den Gegenstand zu besitzen, den er liebt?“ — „Unumgänglich nothwendig,“ erwiederte der Genius. — „Wohl mir,“ schrie Ademdai, „so wirst du mich zum glücklichsten aller Menschen machen, denn du hast mir ja das Nothwendige versprochen. Ich liebe bis zur Raserei eine junge Sklavin, die so schön ist, so schön — — daß ich in meinem ganzen Leben nichts Schöneres sah. Allein der Preis, den man für sie begehrt, ist für mich zu hoch.“ — „Wie hoch ist er?“ — „Zwei tausend goldene Denars.“ — „Das ist ein wenig theuer,“ gab der Genius zur Antwort, „allein, weil du verliebt bist, so ist diese Ausgabe nothwendig. Wenn du krank wärest, so wäre es ja auch nothwendig, dir die Heilmittel, um welchen Preis es wolle, zu verschaffen. Und du bist krank, recht sehr krank, armer Ademdai. Nimm, hier sind die zwei tausend Denars.“

Bei diesen Worten entfernte sich der Genius, und überließ Ademdai den Ergießungen seiner unbeschreiblichen Freude.

Nun sah sich der glückliche Ademdai im Besitze des kostbarsten Schatzes, des Weibes, welches er liebte. Gewiß wird er sich nun nie mehr beklagen, gewiß besitzt er jetzt alles Nothwendige. Indessen hatte die schöne Asseli kaum den Fuß in sein Haus gesetzt, als sie vor Entsetzen zurückschauderte, und ausrief: „Großer Prophet! wohin führst du mich? Dieses Haus soll ich bewohnen? — Wie, Unglücklicher, für dich hast du also ein Weib gekauft, welches für das Serail des Reichsten und Mächtigsten eine Zierde wäre? Ich soll die Sklavin eines Elenden seyn, der nur ein finsteres Loch hat, mich aufzunehmen. Sage doch, wie konntest du die 2000 Denars für mich bezahlen? Du hast sie gewiß gestohlen?“ — „Ach,“ antwortete Ademdai, „diese 2000 Denars machten mein ganzes Vermögen aus, und ich gab sie hin, um dich zu besitzen. Doch beruhige dich, wir werden zwar nicht reich seyn, wir werden nicht im Überflusse schwelgen, aber wir werden doch das Nothwendige haben.“

Ademdai irrte sich, denn er hatte nur eine Drachme des Tages für sich allein zu verzehren, und nun sollten zwei Personen davon leben. Er machte diese Bemerkung ein wenig spät. Er mußte auf die nächste Erscheinung seines Schutzgeistes warten, und acht Tage vergehen dem Armen und Unglücklichen langsam. Indessen bereitete er selbst das karge Mahl, das er nun zu theilen gezwungen war.

Asseli verweigerte, Nahrung zu sich zu nehmen, und weinte immerfort. Ein Weib, so jung, so schön, durch ihre

Talente und Reize dazu geschaffen, im Serail eines Sultans oder wenigstens eines Wessiers zu glänzen, war zur Sklavin eines gemeinen Handwerkers herabgesunken; dieser Gedanke empörte ihr Innerstes, und wenn ihr der arme Ademdai die Schüssel mit Reis vorhielt, den er selbst bereitet hatte, so stieß sie ihn mit der äußersten Abneigung von sich. Sie konnte auf diesen harten Stühlen nicht sitzen, und das Bett, welches der arme Ademdai so vortrefflich fand, war für sie das schlechteste aller Betten. Auch war es wirklich ein wenig unbequem für zwei Personen; denn Ademdai hatte es nur für sich allein verfertigen lassen. Wenn der arme Junge von seiner Liebe zu sprechen anfing, so wandte die schöne Asseli voll Abscheu ihre Augen von ihm, und sprach: „Wie kannst du es wagen, in diesen gemeinen, Abscheu erregenden Lumpen vor mir zu erscheinen? Du gibst vor, einen Schutzgeist zu haben, der dich immer mit dem Nothwendigen versieht; glaubt er denn, es sei überflüssig sich anständig zu kleiden? Auch ich Unglückliche werde mich bald in die traurige Nothwendigkeit versetzt sehen, mich in so grobe Kleider zu hüllen. O Gott! ohne diesen Elenden glänzte ich vielleicht jetzt schon in den reichsten Stoffen Indiens! Urheber meiner Qualen, du forderst, daß ich dich lieben soll, da ich dich doch nur aus ganzer Seele hassen kann.“

Diese Reden betrübten Ademdai sehr, und er fühlte sich hundertmal unglücklicher, als er es zur Zeit seiner größten Armuth war.

Die acht Tage waren indessen verflossen, und der Genius erschien. Ademdai flog ihm entgegen, und sprach mit

Bitterkeit: „Du hast mir das Nothwendige versprochen, und ich bin nun der unglücklichste aller Menschen.“ — „Wie,“ antwortete der Genius mit Staunen, „gab ich dir nicht alles, was du verlangtest?“ — „Ja, gewiß, die Schuld liegt nur an mir. Ich glaubte, das Nothwendige bestehe nur in sehr Wenigem, und ich habe mich betrogen.“ — „Laß sehen, erkläre dich!“ — „Du hast mir erlaubt, ein Weib zu nehmen, weil du es für nothwendig erachtetest. Ich hatte eine Drachme des Tages zu verzehren, da ich allein war, und nun ist doch die Ausgabe doppelt. Wenn es nothwendig war, daß ich mir ein Weib nahm, ist es nicht auch nothwendig, daß ich ihr zu leben gebe?“ — „Sehr nothwendig.“ — „Nun wohlan! die meinige will weder trinken, noch essen, noch schlafen; der Gram benimmt ihr jede Lust dazu, so wie mir. Die Speisen, welche ich ihr vorsetzen kann, und mit welchen ich mich begnügte, sind viel zu schwer für einen so delikaten Magen, wie der ihrige ist. Das, was nothwendig war für mich, ist nicht nothwendig für sie. Aber da ich sie nun einmal gekauft habe, und sie mehr liebe, als mein Leben, ist's nothwendig, daß ich ihr das Nothwendige verschaffe?“ — „Nichts ist billiger,“ erwiederte der Genius. „Wie viel glaubst du denn des Tages zu brauchen, um ihr das zu verschaffen, was sie nöthig hat?“ — „Ich habe das Alles noch nicht genau berechnet, aber ich glaube, mit zwei Tomans des Tages würden wir Beide leben können, ohne Überfluß zu haben.“ — „Wohl, wenn du nichts bedarfst, als das,“ antwortete der Genius, „hier sind 16 Tomans für die folgenden acht Tage. Wenn diese Zeit verflossen ist, werde ich dich wieder sehen, um zu untersu-

chen, ob dir noch etwas zum endlichen Besitze des Nothwendigen mangle, das ich geben will."

Der Genius wollte sich entfernen, aber Ademdai rief ihn zurück. „Ach," sagte er, „ich habe dich noch um Einiges zu bitten. Ich liebe Asseli, es ist mir also doch nothwendig, daß ich wieder geliebt werde." — „Ganz gewiß," war die Antwort des Genius. — „Sie kann mich aber in diesen groben Kleidern nicht ansehen. Sie sagt, daß sie, wenn ich nicht gewesen wäre, jetzt die Frau eines reichen, zierlich gekleideten Mannes wäre. Wenn es also nothwendig ist, daß sie mich liebe, so ist es auch nothwendig, daß ich ihr gefalle, und wenn es nothwendig ist, daß ich ihr gefalle, so ist es auch nothwendig, daß ich meine Kleider ändere. Einige zierliche Kleider wären auch wohl nichts Überflüssiges." — „Keineswegs." — „Sie sagt dann weiter, daß sie ohne mich jetzt in den schönsten Stoffen Indiens prangen würde; sie liebt nämlich den Glanz sehr. Wenn ich also von ihr geliebt seyn will, so ist es nothwendig, daß ich ihr das verschaffe, was sie liebt?" — „Ohne Zweifel." — „Sie hat Talente, sie singt, und spielt die Laute. Ich kann doch diese Früchte einer glänzenden Erziehung nicht bei ihr ersticken, und wenn man Talente besitzt, ist es nothwendig, daß man sie kultivire. Ich möchte ihr also gern eine schöne, gute Laute geben, das würde ihr gewiß Vergnügen machen." — „Alles das, um was du mich bittest, scheint mir sehr nothwendig," sagte der Genius; „doch sage mir, wie viel kann das Alles kosten?" — „Tausend Goldstücke beiläufig," antwortete Adem-

dai. — „Hier sind sie, lebe wohl, und verschaffe dir das Nothwendige.“

Der Genius verschwand bei diesen Worten, und der gute Ademdai eilte in sein Haus zurück mit Augen, funkelnd vor Freude, die er zu verbergen suchte. Er wollte seiner geliebten Asseli das Vergnügen einer vollkommenen Überraschung nicht rauben. Er sprach mit ihr kein Wort von der Unterredung, welche er mit seinem Schutzgeist gehabt hatte, aber er ging am andern Morgen schon mit dem Frühesten aus, um den Einkauf zu besorgen. Er fing damit an, sich in die kostbarsten und zierlichsten Stoffe zu kleiden, dann kam er mit einer Menge von Kaufleuten nach Hause, welche nicht wenig erstaunten, daß ein Mann in so prächtiger Kleidung eine so schlechte Wohnung habe. Asseli konnte kaum begreifen, was alles dieß zu bedeuten habe. Sie hatt Mühe, Ademdai in den prächtigen Kleidern, die er sich gewählt hatte, zu erkennen. Der junge Mann näherte sich ihr und sprach: „Hatt' ich dir's nicht gesagt, daß mir mein Schutzgeist alles bewilligt, was mir nothwendig ist? Beruhige dich also, liebe Asseli, es wird dir an nichts mangeln, vorausgesetzt, daß du nichts Überflüssiges begehrst. Wähle unter diesen schönen Stoffen, welche man dir vorlegen wird.“

Asseli fand diese Sprache und auch den Redner sehr liebenswürdig. Man breitete die prächtigen Stoffe vor ihr aus, sie wählte, was ihr am besten gefiel, und da sie sehr vorsichtig war, so nahm sie gleich so viele, daß sie für die gegenwärtige und künftige Nothwendigkeit genug hatte. Sie suchte sich eine Leier, mit Perlen besetzt, aus,

welche sie sehr gut fand. Ademdai hörte sie singen, und glaubte im Himmel zu seyn. — Starr hingen seine Augen an ihren Lippen, und jedes ihrer Worte, jeder ihrer Töne schlug seinem Herzen eine neue Wunde. Sie improvisirte folgende Verse, welche der arme Verliebte nur mit Mühe verstand:

Klag' nicht dein grausames Schicksal an,
Es hat nun genug dich betrübet,
Ein junger, schöner, großmüthiger Mann
Wird stets von uns Weibern geliebet.
Wer unseren Wünschen Weihrauch streut,
Besticht uns're süßesten Triebe,
Und aus dem Gefühle der Dankbarkeit
Entsteht dann die feurigste Liebe.

Als der junge Mann diese Worte hörte, erreichte seine Freude den höchsten Grad. Er bezahlte die Laute und die Stoffe, und schickte die Kaufleute fort. Er ist geliebt, was fehlt ihm noch? Hat er nicht das Nothwendige?

Die drei ersten Tage vergingen den beiden Liebenden im Taumel der Freude. Am vierten Tage, gegen 6 Uhr Abends, ging Ademdai ein wenig spazieren, um frische Luft zu schöpfen, und nachdem er einige Gassen durchstrichen hatte, kehrte er wieder zurück. Er war nur mehr eine kleine Strecke von seinem Hause entfernt, als er einen Mann gewahr wurde, der immer um die Fenster herumschlich. Es war ein gut gekleideter Jüngling, der sich behutsam mit Hilfe der Finsterniß davonschlich, als er bemerkte, daß ihn Jemand beobachtete. — „Gewiß," sprach Ademdai zu sich selbst,

„hatte dieser Mann den Plan, sich in mein Haus zu schleichen, und meine junge Sklavin zu verführen. Sie ist ja so schön. Was Wunder, daß er in sie verliebt ist, wenn er sie gesehen hat? Mir kam er sogar bekannt vor. Richtig, es war derselbe junge Mensch, der auf dem Markte 1800 Denars für Asseli bot, es bleibt kein Zweifel, er war es. Aber ich will ihm schon einen Strich durch die Rechnung machen, ich werde künftig mein Haus nicht mehr verlassen."

Er trat in sein Zimmer, sein Blick war verstört, und er athmete schwer. Asseli fragte ihn um die Ursache, und schien sehr unruhig; allein er schwieg, und warf nur von Zeit zu Zeit düstere und verstohlene Blicke auf sie, als ob er in den ihrigen ein geheimes Verbrechen entdecken wollte, das Strafe verdiente. Endlich konnte er seine Eifersucht nicht mehr bezähmen, und fragte sie, ob sie nicht Jemanden um das Haus herumschleichen gesehen? Asseli schwur ihm, sie hätte Niemanden gesehen. Er sah sie mit einem bittern Lächeln an, und hatte in diesem Augenblicke Ruhe und Glück verloren. O unselige Eifersucht! was bist du für eine schreckliche Krankheit! Dieselben Mittel, welche man anwendet, um dich zu heilen, reizen dich nur noch mehr. Findest du einmal Eingang in einem Herzen, so zerreißest du es auch; dein tiefverschlossenes Feuer vernichtet alle Glückseligkeit des Menschen. Du zeigst ihm Phantome, die ihn erschrecken; er glaubt alles, was er muthmaßt; er muthmaßt oft das Unmögliche, und zittert vor seinem eigenen Schatten.

In dieser Lage befand sich auch der arme Ademdai, er wagte es nicht mehr das Haus zu verlassen, welches einen Schatz in sich schloß, der ihm um so kostbarer wurde, als

er jeden Augenblick fürchtete, ihn zu verlieren; und als ihn sein Schutzgeist besuchte, fand er ihn wieder traurig und in sich gekehrt. „Wie?“ rief der Genius aus, „hast du noch nicht das Nothwendige?“ — „Ach! es fehlt immer noch etwas dazu.“ — „Nun, was denn?“ — „Ist's nicht nothwendig,“ fragte Ademdai, „daß ein Mensch manchmal sein Haus verlasse, sei es nun, um Geschäfte zu verrichten, oder auch nur, um frische Luft zu schöpfen?“ — „Gewiß!“ — „Ist's nicht nothwendig, daß ein Mann, der eine schöne Sklavin besitzt, die er liebt, auch sicher sei, daß sie nicht geraubt werde?“ — „Ja, diese Gewißheit ist zu seinem Glücke nothwendig.“ — „Nun also, ehrwürdiger Schutzgeist, wenn ich immer zu Hause bleibe, so werde ich am Ende krank werden, und wenn ich ausgehe, wer hütet mir meine Sklavin? Ich müßte mir Eunuchen kaufen, und dazu bin ich zu arm.“ — „Eunuchen?“ fragte der Genius erstaunt. — „Ja, ja, Eunuchen. Sind das nicht äußerst nothwendige Leute für einen Ehemann? Und ist's wohl besser, vor Eifersucht zu sterben, als sich einige armselige Eunuchen anzuschaffen?“ — „Nein, ich finde es nicht nothwendig, sich einer solchen Kleinigkeit wegen aufzuopfern. Wie viele Eunuchen brauchst du denn?“ — „Ihre Anzahl,“ antwortete Ademdai, „muß von dem Grade der Eifersucht desjenigen abhängen, der sie braucht. Wenn ich nicht sehr eifersüchtig wäre, würde ich wenige Eunuchen brauchen, aber ich bin eifersüchtig wie ein Tiger, und ich muß gestehen, daß ich bei 6 Eunuchen noch nicht ganz ruhig seyn werde. Wenn also Gemüthsruhe nichts Überflüssiges ist, so sind mir 6 Eunuchen unumgänglich nothwendig.“ Der Ge-

nius konnte auf diese Schlußfolge nichts antworten, und Ademdai fuhr fort: „Du scheinst mir schweigend beizustimmen. Weiters ist mein Haus sehr klein, kaum faßt es mich und Asseli; wenn ich 6 Eunuchen habe, so ist es doch nothwendig, ihnen Dach und Fach zu geben, ich muß sie ernähren, kleiden u. s. w. Zu dem Allen reichen die zwei Tomans, die du mir des Tags gibst, nicht hin. Wenn also mein Haus zu klein ist, so ist es nicht überflüssig, mir ein größeres zu kaufen. Neulich, als ich durch die große Straße von Bagdad ging, sah ich ein schönes Haus zum Verkaufe angeboten, und zwar mit seiner ganzen Einrichtung. Das behagte mir wohl sehr, aber es ist ein wenig theuer.“ — „Was thut das?“ antwortete der Genius, „es ist dir nothwendig, und ich versprach dir immer das Nothwendige zu verschaffen.“ — „Nun, und du siehst es selbst ein,“ sagte Ademdai, „daß ich gewiß noch nichts Überflüssiges begehrt habe?“ — „Nein, ich lasse deiner Bescheidenheit Gerechtigkeit widerfahren! Wie viel kostet dieses Haus?“ — „Fünfzehn tausend Tomans.“ Sogleich gab ihm der Genius eine Anweisung auf 15,000 Tomans, bei der Schatzkammer des Kalifen zu beheben; diesen fügte er noch 1500 Tomans zum Ankaufe der Eunuchen hinzu. — „O wohlthätiger Schutzgeist,“ rief Ademdai, „was für Dank bin ich dir für so viele Wohlthaten schuldig? Jetzt mangelt mir nur mehr eine unerläßliche Sache. Wenn mein Haus größer ist, so folgt auch nothwendig daraus, daß es immer im besten Zustande gehalten werde, daß die Zimmer und Meubeln rein gehalten werden. Die Reinlichkeit ist nothwendig. Ich werde also nichts Überflüssiges haben, wenn ich mir

für die Hausbesorgung zwei Sklaven kaufe.“ — „Ja,“ antwortete der Genius, „zwei Sklaven sind nicht zu viel.“ — „Um so mehr,“ fügte Adembai hinzu, „als es meinen Eunuchen nicht an Beschäftigung fehlen wird, wenn sie den Gegenstand meiner Liebe genau bewachen wollen. In allem habe ich dann zehn Personen zu ernähren, und diesen kann ich mit zwei Tomans, die du mir täglich gibst, das Nothwendige nicht verschaffen; um ein Haus auszuhalten, wie das meinige, werden 20 Tomans des Tages nicht überflüssig seyn.“ — „Es sei,“ sprach der Genius, „hier sind 160 Tomans für die acht Tage, und 200 Tomans zum Ankauf der zwei Sklaven, die dir nothwendig sind.“

Hier verschwand der Genius. Am andern Morgen mit dem Frühesten stand Adembai auf, und ging zu dem Eigenthümer des schönen Hauses. Der Kauf wurde geschlossen, die Summe ausbezahlt und das Haus war sein Eigenthum. Er kaufte auch zwei Sklaven und sechs Eunuchen, und ging dann, von diesem kleinen Zuge begleitet, zu seiner schönen Asseli, um sie in ihren neuen Pallast einzuführen.

Das Haus war sehr schön, und gemächlich eingetheilt. Es hatte prächtige Küchen, große Ställe, herrliche Zimmer und Säle. Ein schöner Pavillon, von dem eigentlichen Wohngebäude getrennt, war zu einem Harem bestimmt. Die Meubeln waren zierlich und reich. Von allen Seiten war Adembai von jungen, reichen, liebenswürdigen Nachbarn umgeben, die nach Kräften das Leben genossen.

Schon am zweiten Tage seiner Besitznahme kamen sie, ihn zu besuchen, und bezeigten ihm auf eine freimüthige, leb-

hafte Weise das Vergnügen, einen solchen Nachbar zu haben. Alle baten ihn zu Festen, wobei nichts gespart wurde.

Die Frauen dieser Nachbarn wollten auch mit der schönen Asseli Bekanntschaft machen, sie erhielten von ihren Männern die Erlaubniß, sie zu besuchen und ihr Bewillkommungsgeschenke zu überbringen.

Als die acht Tage verflossen waren, kam der Genius, seinen Günstling zu besuchen. Er war erstaunt, ihn in tiefe Melancholie versunken zu finden. — „Woher diese Traurigkeit, Adembai, bist du nicht zufrieden mit deinem neuen Eigenthum?“ — „Ich bin recht sehr damit zufrieden,“ antwortete der junge Mann. „Ich habe die besten Menschen von der Welt zu Nachbarn, sie haben meine Ankunft durch die herrlichsten Feste gefeiert.“ — „Nun, also mußt du dich ja recht glücklich fühlen?“ — „Glücklich? Ach guter Genius! wenn man empfängt, ist's nicht nothwendig, daß man Jenen wieder gibt, von welchen man empfängt?“ — „Allerdings, die Delikatesse fordert es. Man würde dich für einen Geizhals halten und deiner spotten, wenn du nicht Gleiches mit Gleichem vergältest.“ — „Nun also,“ antwortete Adembai, „meine guten Nachbarn haben mir herrliche Mahlzeiten gegeben. Während derselben erklang bezaubernde Musik, ausgesuchte Wohlgerüche dufteten aus silbernen und goldenen Vasen, die Beleuchtung war prachtvoll, und am Schlusse des Mahles kam eine Schaar junger Tänzerinnen, die in anmuthigen Tänzen alle Reize entfalteten. Wie soll ich's nun anfangen, um meine Nachbarn eben so zu bewirthen? Hab' ich Gefäße von Silber und Gold? Bin ich reich genug, ausgesuchtes Rauchwerk verdampfen zu können? Stehen

Musiker und Tänzerinnen mir zu Diensten? Habe ich Sklaven genug, um so viele Freunde bedienen zu lassen? Besitze ich einen geschickten Koch, der mir so wohlschmeckende Gerichte zubereitet? — O, du siehst wohl, daß ich noch weit von dem Besitze des Nothwendigen entfernt bin." — „Du hast Recht," antwortete der Genius, „auf alles das haben wir Beide nicht gedacht. Ich will ein Vergessen wieder gut machen, woran auch du Schuld trägst. Morgen Ademdai will ich dir das prächtigste Geschirr, Sklaven zur Bedienung, Rauchwerk, Musiker, Tänzerinnen, und vor allem einen vortrefflichen Koch senden." — „Ja," antwortete Ademdai, „das alles wirst du mir senden; wirst du mir aber auch so viel Geld dazu senden, um so viele Menschen bezahlen und ernähren zu können? Ich habe des Tages nur 20 Tomans auszugeben, und dazu sind mir wenigstens 50 nothwendig." — „Wohlan," sprach der Genius, „du sollst 50 haben."

Schon am andern Morgen sah Ademdai eine zahlreiche Schaar Sklaven, Tänzerinnen, Musiker, sammt einem Koche und seinem Gefolge in sein Haus einziehen. Er fetirte nun seine Freunde auf die glänzendste Weise, und acht Tage wurden in Freuden und Vergnügungen verlebt.

Der Genius kam wieder, um sich seines Glückes zu freuen; aber er fand ihn nicht so glücklich, als er sich vorgestellt hatte. — „Ach mein Schutzgeist," rief ihm Ademdai entgegen, „ich rechne nochmal auf deine Großmuth." — „Wie?" sprach der Genius, „ich glaubte, du seiest nun der Glücklichste aller Menschen." — „Noch bin ich es

nicht. Sieh meine Nachbarn und Freunde an, sie besitzen eine prächtige Anzahl junger, schöner Weiber, während ich nur eine einzige habe.« — »Wie? braucht man denn mehr?« — »Glaubst du wohl, daß der Prophet erlaubt hätte, mehre Weiber zu nehmen, wenn er es nicht nothwendig gefunden hätte?« — »Wie viele Weiber brauchst du denn?« fragte der Genius. — »Meine Freunde haben 30, 40, wohl gar 50; aber mit 20 glaube ich zur Noth genug zu haben.« — »Zwanzig Weiber scheinen mir doch ein wenig überflüßig zu seyn,« fiel der Genius ein, »eine genügt zum Glücke des Mannes, 20 können nur die Eitelkeit befriedigen, und ich sehe mit Betrübniß daß du Eitelkeit besitzest. — »Wer besitzt diese nicht?« antwortete Adembai. »Ja ich bin eitel, ich gestehe dieß, es ist also nothwendig, da ich es einmal bin, daß ich meine Eitelkeit befriedige, wenn ich anders glücklich seyn will.« — »Du hältst also 20 Weiber für unumgänglich nothwendig?« — »Ja, und dann auch eine Vermehrung meiner Einkünfte, um ihren Unterhalt zu bestreiten.« — »So sei es denn. Morgen wird dir ein Sklavenhändler 20 schöne Cirkassierinnen zuführen, die dich nichts kosten sollen, und ich gebe dir die dreifache Summe deiner jetzigen Einkünfte.« — »O, wie sehr danke ich dir, du gewährst mir jede Bitte; doch bin ich weit entfernt, deine Güte zu mißbrauchen, und bis diese Stunde habe ich dich noch um nichts Überflüßiges gebeten. Aber erlaube mir eine Bemerkung. Wenn du 20 Weiber als eine nothwendige Sache mir bewilligest, so wirst du mir auch für jedes zwei Eunuchen bewilligen. Es gibt Leute, die eine

größere Anzahl haben, und wenn ein Mensch 20 Weiber hat, so ist es nothwendig, daß sie gut bewacht werden.“ — „Du hast sehr recht,“ sprach der Genius, „morgen sollst du die 20 Weiber und die 40 Eunuchen haben; weil sich aber dadurch dein Haus beträchlich vergrößert, so gebe ich dir 200 Tomans des Tages. Gute Nacht!“

Am andern Tage hielt der Genius treulich sein Wort. Indessen kamen die Nachbarn Adembai's, Einer nach dem Andern, um ihm Lebewohl zu sagen, was ihn sehr betrübte; denn er hatte sich an ihre angenehme Gesellschaft gewöhnt. Sie verließen ihn zwar nicht auf sehr lange Zeit, allein sie besaßen artige Landhäuser in den Umgebungen von Bagdad, und gingen jetzt in der angenehmen Jahreszeit dahin, um die reinere Luft und die Vergnügungen der Natur zu genießen, und nahmen ihre Weiber und Dienerschaft mit sich.

Die Weiber Adembai's fanden sich auf einmal aller Gesellschaft beraubt. Sie verließen sehr selten den Harem, und führten ein trauriges und langweiliges Leben, das sie mißmuthig und fast krank machte. Adembai starb fast vor langer Weile, wie sie, er wußte nicht, wie er seinen Tag hinbringen sollte, und grämte sich sehr darüber, daß er nicht reich genug sey, um sich auch ein Gut in der Gegend von Bagdad kaufen zu können. Er sprach darüber mit seinem Schutzgeist in folgenden Ausdrücken: „Ich schäme mich wahrhaftig, mein Schutzgeist, noch eine neue Bitte an dich thun zu müssen. Allein du hast mir das Nothwendige versprochen, und ich frage dich, ob es nicht nothwendig ist, daß meine Weiber sich wohl befinden; indessen verwelken sie und sterben. Alle Ärzte, die ich gefragt habe,

Sie kostet 2000 goldene Denars.“ Ademdai's Nebenbuhler bot 1500 Denars. Ademdai zitterte, der Kaufmann blieb fest bei seinem Preise. Ademdai schöpfte wieder Athem. Der junge Mann bot 1800 Denars, der Kaufmann schien sich zu bedenken, und Ademdai fühlte kalten Angstschweiß auf seiner Stirne; doch der Kaufmann wollte keine Drachme von dem Preise nachlassen, und der junge Mann, weniger verliebt als Ademdai, entsagte dem Besitze der schönen Sklavin.

Der arme Ademdai fühlte an diesem Tage noch öfter als einmal diese Angst, welche seine Liebe nur noch mehr entflammte. Glücklicherweise verließ endlich der Kaufmann den Platz, ohne die schöne Cirkassierin verkauft zu haben.

Der Genius mußte noch diesen Abend erscheinen; denn es war bereits der achte. Ademdai erwartete ihn mit voller Sehnsucht der Liebe; und als der Genius an seiner Thüre klopfte, war, ihm öffnen und sich ihm zu Füßen stürzen, für den jungen Mann das Werk eines Augenblicks. — „Was hast du denn Neues, Ademdai?“ redete ihn der Genius mit sanfter Stimme an; „was für ein Kummer umwölkt deine Stirne? Warum fließen Thränen aus deinen Augen?“ habe ich dir nicht das Nothwendige zugestanden?“ — Ademdai nahm das Wort, und rief zitternd: „O mein Schutzgeist! du glaubst mir das Nothwendige gegeben zu haben; sage mir also, ob ein Weib überflüßig ist? Bin ich dazu verdammt, immer allein zu leben, ohne eine Gefährtin zu haben, welche Freuden und Leiden mit mir theilt? Wenn

ein Weib etwas Überflüßiges ist, so fühle ich, daß das Überflüßige eine sehr nothwendige Sache sei.“ — Der Genius konnte ein Lächeln nicht zurückhalten, und sagte: „Du hast recht, Ademdai, du bedarfst einer Frau. Ein Weib ist zu dem Glücke eines rechtschaffenen Mannes nothwendig. Begehre die Tochter irgend eines Handwerkers, und ich werde mich dieser Ehe nicht widersetzen. Dein Haus ist neu gebaut, und eingerichtet, jedes Mädchen aus deinem Stande wird dir gern die Hand reichen.“ — „Ach!“ antwortete der arme Ademdai seufzend, „das ist's nicht, was ich wünsche. Ich bin verliebt, wie ein Narr. Und wenn ein Mensch verliebt ist, ist's für ihn nicht nothwendig, den Gegenstand zu besitzen, den er liebt?“ — „Unumgänglich nothwendig,“ erwiederte der Genius. — „Wohl mir,“ schrie Ademdai, „so wirst du mich zum glücklichsten aller Menschen machen, denn du hast mir ja das Nothwendige versprochen. Ich liebe bis zur Raserei eine junge Sklavin, die so schön ist, so schön — — daß ich in meinem ganzen Leben nichts Schöneres sah. Allein der Preis, den man für sie begehrt, ist für mich zu hoch.“ — „Wie hoch ist er?“— „Zwei tausend goldene Denars.“ — „Das ist ein wenig theuer,“ gab der Genius zur Antwort, „allein, weil du verliebt bist, so ist diese Ausgabe nothwendig. Wenn du krank wärest, so wäre es ja auch nothwendig, dir die Heilmittel, um welchen Preis es wolle, zu verschaffen. Und du bist krank, recht sehr krank, armer Ademdai. Nimm, hier sind die zwei tausend Denars.“

Bei diesen Worten entfernte sich der Genius, und überließ Ademdai den Ergießungen seiner unbeschreiblichen Freude.

Nun sah sich der glückliche Ademdai im Besitze des kostbarsten Schatzes, des Weibes, welches er liebte. Gewiß wird er sich nun nie mehr beklagen, gewiß besitzt er jetzt alles Nothwendige. Indessen hatte die schöne Asseli kaum den Fuß in sein Haus gesetzt, als sie vor Entsetzen zurückschauderte, und ausrief: „Großer Prophet! wohin führst du mich? Dieses Haus soll ich bewohnen? — Wie, Unglücklicher, für dich hast du also ein Weib gekauft, welches für das Serail des Reichsten und Mächtigsten eine Zierde wäre? Ich soll die Sklavin eines Elenden seyn, der nur ein finsteres Loch hat, mich aufzunehmen. Sage doch, wie konntest du die 2000 Denars für mich bezahlen? Du hast sie gewiß gestohlen?“ — „Ach,“ antwortete Ademdai, „diese 2000 Denars machten mein ganzes Vermögen aus, und ich gab sie hin, um dich zu besitzen. Doch beruhige dich, wir werden zwar nicht reich seyn, wir werden nicht im Überflusse schwelgen, aber wir werden doch das Nothwendige haben.“

Ademdai irrte sich, denn er hatte nur eine Drachme des Tages für sich allein zu verzehren, und nun sollten zwei Personen davon leben. Er machte diese Bemerkung ein wenig spät. Er mußte auf die nächste Erscheinung seines Schutzgeistes warten, und acht Tage vergehen dem Armen und Unglücklichen langsam. Indessen bereitete er selbst das karge Mahl, das er nun zu theilen gezwungen war.

Asseli verweigerte, Nahrung zu sich zu nehmen, und weinte immerfort. Ein Weib, so jung, so schön, durch ihre

Talente und Reize dazu geschaffen, im Serail eines Sultans oder wenigstens eines Wessiers zu glänzen, war zur Sklavin eines gemeinen Handwerkers herabgesunken; dieser Gedanke empörte ihr Innerstes, und wenn ihr der arme Ademdai die Schüssel mit Reis vorhielt, den er selbst bereitet hatte, so stieß sie ihn mit der äußersten Abneigung von sich. Sie konnte auf diesen harten Stühlen nicht sitzen, und das Bett, welches der arme Ademdai so vortrefflich fand, war für sie das schlechteste aller Betten. Auch war es wirklich ein wenig unbequem für zwei Personen; denn Ademdai hatte es nur für sich allein verfertigen lassen. Wenn der arme Junge von seiner Liebe zu sprechen anfing, so wandte die schöne Asseli voll Abscheu ihre Augen von ihm, und sprach: „Wie kannst du es wagen, in diesen gemeinen, Abscheu erregenden Lumpen vor mir zu erscheinen? Du gibst vor, einen Schutzgeist zu haben, der dich immer mit dem Nothwendigen versieht; glaubt er denn, es sei überflüssig sich anständig zu kleiden? Auch ich Unglückliche werde mich bald in die traurige Nothwendigkeit versetzt sehen, mich in so grobe Kleider zu hüllen. O Gott! ohne diesen Elenden glänzte ich vielleicht jetzt schon in den reichsten Stoffen Indiens! Urheber meiner Qualen, du forderst, daß ich dich lieben soll, da ich dich doch nur aus ganzer Seele hassen kann.“

Diese Reden betrübten Ademdai sehr, und er fühlte sich hundertmal unglücklicher, als er es zur Zeit seiner größten Armuth war.

Die acht Tage waren indessen verflossen, und der Genius erschien. Ademdai flog ihm entgegen, und sprach mit

Bitterkeit: „Du hast mir das Nothwendige versprochen, und ich bin nun der unglücklichste aller Menschen.“ — „Wie,“ antwortete der Genius mit Staunen, „gab ich dir nicht alles, was du verlangtest?“ — „Ja, gewiß, die Schuld liegt nur an mir. Ich glaubte, das Nothwendige bestehe nur in sehr Wenigem, und ich habe mich betrogen.“ — „Laß sehen, erkläre dich!“ — „Du hast mir erlaubt, ein Weib zu nehmen, weil du es für nothwendig erachtetest. Ich hatte eine Drachme des Tages zu verzehren, da ich allein war, und nun ist doch die Ausgabe doppelt. Wenn es nothwendig war, daß ich mir ein Weib nahm, ist es nicht auch nothwendig, daß ich ihr zu leben gebe?“ — „Sehr nothwendig.“ — „Nun wohlan! die meinige will weder trinken, noch essen, noch schlafen; der Gram benimmt ihr jede Lust dazu, so wie mir. Die Speisen, welche ich ihr vorsetzen kann, und mit welchen ich mich begnügte, sind viel zu schwer für einen so delikaten Magen, wie der ihrige ist. Das, was nothwendig war für mich, ist nicht nothwendig für sie. Aber da ich sie nun einmal gekauft habe, und sie mehr liebe, als mein Leben, ist's nothwendig, daß ich ihr das Nothwendige verschaffe?“ — „Nichts ist billiger,“ erwiederte der Genius. „Wie viel glaubst du denn des Tages zu brauchen, um ihr das zu verschaffen, was sie nöthig hat?“ — „Ich habe das Alles noch nicht genau berechnet, aber ich glaube, mit zwei Tomans des Tages würden wir Beide leben können, ohne Überfluß zu haben.“ — „Wohl, wenn du nichts bedarfst, als das,“ antwortete der Genius, „hier sind 16 Tomans für die folgenden acht Tage. Wenn diese Zeit verflossen ist, werde ich dich wieder sehen, um zu untersu-

chen, ob dir noch etwas zum endlichen Besitze des Nothwendigen mangle, das ich geben will."

Der Genius wollte sich entfernen, aber Adembai rief ihn zurück. „Ach," sagte er, „ich habe dich noch um Einiges zu bitten. Ich liebe Asseli, es ist mir also doch nothwendig, daß ich wieder geliebt werde." — „Ganz gewiß," war die Antwort des Genius. — „Sie kann mich aber in diesen groben Kleidern nicht ansehen. Sie sagt, daß sie, wenn ich nicht gewesen wäre, jetzt die Frau eines reichen, zierlich gekleideten Mannes wäre. Wenn es also nothwendig ist, daß sie mich liebe, so ist es auch nothwendig, daß ich ihr gefalle, und wenn es nothwendig ist, daß ich ihr gefalle, so ist es auch nothwendig, daß ich meine Kleider ändere. Einige zierliche Kleider wären auch wohl nichts Überflüssiges." — „Keineswegs." — „Sie sagt dann weiter, daß sie ohne mich jetzt in den schönsten Stoffen Indiens prangen würde; sie liebt nämlich den Glanz sehr. Wenn ich also von ihr geliebt seyn will, so ist es nothwendig, daß ich ihr das verschaffe, was sie liebt?" — „Ohne Zweifel." — „Sie hat Talente, sie singt, und spielt die Laute. Ich kann doch diese Früchte einer glänzenden Erziehung nicht bei ihr ersticken, und wenn man Talente besitzt, ist es nothwendig, daß man sie kultivire. Ich möchte ihr also gern eine schöne, gute Laute geben, das würde ihr gewiß Vergnügen machen." — „Alles das, um was du mich bittest, scheint mir sehr nothwendig," sagte der Genius; „doch sage mir, wie viel kann das Alles kosten?" — „Tausend Goldstücke beiläufig," antwortete Adem-

dai. — „Hier sind sie, lebe wohl, und verschaffe dir das Nothwendige.“

Der Genius verschwand bei diesen Worten, und der gute Ademdai eilte in sein Haus zurück mit Augen, funkelnd vor Freude, die er zu verbergen suchte. Er wollte seiner geliebten Asseli das Vergnügen einer vollkommenen Überraschung nicht rauben. Er sprach mit ihr kein Wort von der Unterredung, welche er mit seinem Schutzgeist gehabt hatte, aber er ging am andern Morgen schon mit dem Frühesten aus, um den Einkauf zu besorgen. Er fing damit an, sich in die kostbarsten und zierlichsten Stoffe zu kleiden, dann kam er mit einer Menge von Kaufleuten nach Hause, welche nicht wenig erstaunten, daß ein Mann in so prächtiger Kleidung eine so schlechte Wohnung habe. Asseli konnte kaum begreifen, was alles dieß zu bedeuten habe. Sie hatt Mühe, Ademdai in den prächtigen Kleidern, die er sich gewählt hatte, zu erkennen. Der junge Mann näherte sich ihr, und sprach: „Hatt' ich dir's nicht gesagt, daß mir mein Schutzgeist alles bewilligt, was mir nothwendig ist? Beruhige dich also, liebe Asseli, es wird dir an nichts mangeln, vorausgesetzt, daß du nichts Überflüssiges begehrst. Wähle unter diesen schönen Stoffen, welche man dir vorlegen wird.“

Asseli fand diese Sprache und auch den Redner sehr liebenswürdig. Man breitete die prächtigen Stoffe vor ihr aus, sie wählte, was ihr am besten gefiel, und da sie sehr vorsichtig war, so nahm sie gleich so viele, daß sie für die gegenwärtige und künftige Nothwendigkeit genug hatte. Sie suchte sich eine Leier, mit Perlen besetzt, aus,

welche sie sehr gut fand. Ademdai hörte sie singen, und glaubte im Himmel zu seyn. — Starr hingen seine Augen an ihren Lippen, und jedes ihrer Worte, jeder ihrer Töne schlug seinem Herzen eine neue Wunde. Sie improvisirte folgende Verse, welche der arme Verliebte nur mit Mühe verstand:

Klag' nicht dein grausames Schicksal an,
Es hat nun genug dich betrübet,
Ein junger, schöner, großmüthiger Mann
Wird stets von uns Weibern geliebet.
Wer unseren Wünschen Weihrauch streut,
Besticht uns're süßesten Triebe,
Und aus dem Gefühle der Dankbarkeit
Entsteht dann die feurigste Liebe.

Als der junge Mann diese Worte hörte, erreichte seine Freude den höchsten Grad. Er bezahlte die Laute und die Stoffe, und schickte die Kaufleute fort. Er ist geliebt, was fehlt ihm noch? Hat er nicht das Nothwendige?

Die drei ersten Tage vergingen den beiden Liebenden im Taumel der Freude. Am vierten Tage, gegen 6 Uhr Abends, ging Ademdai ein wenig spazieren, um frische Luft zu schöpfen, und nachdem er einige Gassen durchstrichen hatte, kehrte er wieder zurück. Er war nur mehr eine kleine Strecke von seinem Hause entfernt, als er einen Mann gewahr wurde, der immer um die Fenster herumschlich. Es war ein gut gekleideter Jüngling, der sich behutsam mit Hilfe der Finsterniß davonschlich, als er bemerkte, daß ihn Jemand beobachtete. — „Gewiß," sprach Ademdai zu sich selbst,

„hatte dieser Mann den Plan, sich in mein Haus zu schleichen, und meine junge Sklavin zu verführen. Sie ist ja so schön. Was Wunder, daß er in sie verliebt ist, wenn er sie gesehen hat? Mir kam er sogar bekannt vor. Richtig, es war derselbe junge Mensch, der auf dem Markte 1800 Denars für Asseli bot, es bleibt kein Zweifel, er war es. Aber ich will ihm schon einen Strich durch die Rechnung machen, ich werde künftig mein Haus nicht mehr verlassen."

Er trat in sein Zimmer, sein Blick war verstört, und er athmete schwer. Asseli fragte ihn um die Ursache, und schien sehr unruhig; allein er schwieg, und warf nur von Zeit zu Zeit düstere und verstohlene Blicke auf sie, als ob er in den ihrigen ein geheimes Verbrechen entdecken wollte, das Strafe verdiente. Endlich konnte er seine Eifersucht nicht mehr bezähmen, und fragte sie, ob sie nicht Jemanden um das Haus herumschleichen gesehen? Asseli schwur ihm, sie hätte Niemanden gesehen. Er sah sie mit einem bittern Lächeln an, und hatte in diesem Augenblicke Ruhe und Glück verloren. O unselige Eifersucht! was bist du für eine schreckliche Krankheit! Dieselben Mittel, welche man anwendet, um dich zu heilen, reizen dich nur noch mehr. Findest du einmal Eingang in einem Herzen, so zerreißest du es auch; dein tiefverschlossenes Feuer vernichtet alle Glückseligkeit des Menschen. Du zeigst ihm Phantome, die ihn erschrecken; er glaubt alles, was er muthmaßt; er muthmaßt oft das Unmögliche, und zittert vor seinem eigenen Schatten.

In dieser Lage befand sich auch der arme Adembai, er wagte es nicht mehr das Haus zu verlassen, welches einen Schatz in sich schloß, der ihm um so kostbarer wurde, als

er jeden Augenblick fürchtete, ihn zu verlieren; und als ihn sein Schutzgeist besuchte, fand er ihn wieder traurig und in sich gekehrt. „Wie?“ rief der Genius aus, „hast du noch nicht das Nothwendige?“ — „Ach! es fehlt immer noch etwas dazu.“ — „Nun, was denn?“ — „Ist's nicht nothwendig,“ fragte Ademdai, „daß ein Mensch manchmal sein Haus verlasse, sei es nun, um Geschäfte zu verrichten, oder auch nur, um frische Luft zu schöpfen?“ — „Gewiß!“ — „Ist's nicht nothwendig, daß ein Mann, der eine schöne Sklavin besitzt, die er liebt, auch sicher sei, daß sie nicht geraubt werde?“ — „Ja, diese Gewißheit ist zu seinem Glücke nothwendig.“ — „Nun also, ehrwürdiger Schutzgeist, wenn ich immer zu Hause bleibe, so werde ich am Ende krank werden, und wenn ich ausgehe, wer hütet mir meine Sklavin? Ich müßte mir Eunuchen kaufen, und dazu bin ich zu arm.“ — „Eunuchen?“ fragte der Genius erstaunt. — „Ja, ja, Eunuchen. Sind das nicht äußerst nothwendige Leute für einen Ehemann? Und ist's wohl besser, vor Eifersucht zu sterben, als sich einige armselige Eunuchen anzuschaffen?“ — „Nein, ich finde es nicht nothwendig, sich einer solchen Kleinigkeit wegen aufzuopfern. Wie viele Eunuchen brauchst du denn?“ — „Ihre Anzahl,“ antwortete Ademdai, „muß von dem Grade der Eifersucht desjenigen abhängen, der sie braucht. Wenn ich nicht sehr eifersüchtig wäre, würde ich wenige Eunuchen brauchen, aber ich bin eifersüchtig wie ein Tiger, und ich muß gestehen, daß ich bei 6 Eunuchen noch nicht ganz ruhig seyn werde. Wenn also Gemüthsruhe nichts Überflüssiges ist, so sind mir 6 Eunuchen unumgänglich nothwendig.“ Der Ge-

nius konnte auf diese Schlußfolge nichts antworten, und Ademdai fuhr fort: „Du scheinst mir schweigend beizustimmen. Weiters ist mein Haus sehr klein, kaum faßt es mich und Asseli; wenn ich 6 Eunuchen habe, so ist es doch nothwendig, ihnen Dach und Fach zu geben, ich muß sie ernähren, kleiden u. s. w. Zu dem Allen reichen die zwei Tomans, die du mir des Tags gibst, nicht hin. Wenn also mein Haus zu klein ist, so ist es nicht überflüssig, mir ein größeres zu kaufen. Neulich, als ich durch die große Straße von Bagdad ging, sah ich ein schönes Haus zum Verkaufe angeboten, und zwar mit seiner ganzen Einrichtung. Das behagte mir wohl sehr, aber es ist ein wenig theuer." — „Was thut das?" antwortete der Genius, „es ist dir nothwendig, und ich versprach dir immer das Nothwendige zu verschaffen." — „Nun, und du siehst es selbst ein," sagte Ademdai, „daß ich gewiß noch nichts Überflüssiges begehrt habe?" — „Nein, ich lasse deiner Bescheidenheit Gerechtigkeit widerfahren! Wie viel kostet dieses Haus?" — „Fünfzehn tausend Tomans." Sogleich gab ihm der Genius eine Anweisung auf 15,000 Tomans, bei der Schatzkammer des Kalifen zu beheben; diesen fügte er noch 1500 Tomans zum Ankaufe der Eunuchen hinzu. — „O wohlthätiger Schutzgeist," rief Ademdai, „was für Dank bin ich dir für so viele Wohlthaten schuldig? Jetzt mangelt mir nur mehr eine unerläßliche Sache. Wenn mein Haus größer ist, so folgt auch nothwendig daraus, daß es immer im besten Zustande gehalten werde, daß die Zimmer und Meubeln rein gehalten werden. Die Reinlichkeit ist nothwendig. Ich werde also nichts Überflüssiges haben, wenn ich mir

für die Hausbesorgung zwei Sklaven kaufe.“ — „Ja,“ antwortete der Genius, „zwei Sklaven sind nicht zu viel.“ — „Um so mehr,“ fügte Ademdai hinzu, „als es meinen Eunuchen nicht an Beschäftigung fehlen wird, wenn sie den Gegenstand meiner Liebe genau bewachen wollen. In allem habe ich dann zehn Personen zu ernähren, und diesen kann ich mit zwei Tomans, die du mir täglich gibst, das Nothwendige nicht verschaffen; um ein Haus auszuhalten, wie das meinige, werden 20 Tomans des Tages nicht überflüssig seyn.“ — „Es sei,“ sprach der Genius, „hier sind 160 Tomans für die acht Tage, und 200 Tomans zum Ankauf der zwei Sklaven, die dir nothwendig sind.“

Hier verschwand der Genius. Am andern Morgen mit dem Frühesten stand Ademdai auf, und ging zu dem Eigenthümer des schönen Hauses. Der Kauf wurde geschlossen, die Summe ausbezahlt und das Haus war sein Eigenthum. Er kaufte auch zwei Sklaven und sechs Eunuchen, und ging dann, von diesem kleinen Zuge begleitet, zu seiner schönen Asseli, um sie in ihren neuen Pallast einzuführen.

Das Haus war sehr schön, und gemächlich eingetheilt. Es hatte prächtige Küchen, große Ställe, herrliche Zimmer und Säle. Ein schöner Pavillon, von dem eigentlichen Wohngebäude getrennt, war zu einem Harem bestimmt. Die Meubeln waren zierlich und reich. Von allen Seiten war Ademdai von jungen, reichen, liebenswürdigen Nachbarn umgeben, die nach Kräften das Leben genossen.

Schon am zweiten Tage seiner Besitznahme kamen sie, ihn zu besuchen, und bezeigten ihm auf eine freimüthige, leb=

hafte Weise das Vergnügen, einen solchen Nachbar zu haben. Alle baten ihn zu Festen, wobei nichts gespart wurde.

Die Frauen dieser Nachbarn wollten auch mit der schönen Asseli Bekanntschaft machen, sie erhielten von ihren Männern die Erlaubniß, sie zu besuchen und ihr Bewillkommungsgeschenke zu überbringen.

Als die acht Tage verflossen waren, kam der Genius, seinen Günstling zu besuchen. Er war erstaunt, ihn in tiefe Melancholie versunken zu finden. — „Woher diese Traurigkeit, Ademdai, bist du nicht zufrieden mit deinem neuen Eigenthum?“ — „Ich bin recht sehr damit zufrieden,“ antwortete der junge Mann. „Ich habe die besten Menschen von der Welt zu Nachbarn, sie haben meine Ankunft durch die herrlichsten Feste gefeiert.“ — „Nun, also mußt du dich ja recht glücklich fühlen?“ — „Glücklich? Ach guter Genius! wenn man empfängt, ist's nicht nothwendig, daß man Jenen wieder gibt, von welchen man empfängt?“ — „Allerdings, die Delikatesse fordert es. Man würde dich für einen Geizhals halten und deiner spotten, wenn du nicht Gleiches mit Gleichem vergältest.“ — „Nun also,“ antwortete Ademdai, „meine guten Nachbarn haben mir herrliche Mahlzeiten gegeben. Während derselben erklang bezaubernde Musik, ausgesuchte Wohlgerüche dufteten aus silbernen und goldenen Vasen, die Beleuchtung war prachtvoll, und am Schlusse des Mahles kam eine Schaar junger Tänzerinnen, die in anmuthigen Tänzen alle Reize entfalteten. Wie soll ich's nun anfangen, um meine Nachbarn eben so zu bewirthen? Hab' ich Gefäße von Silber und Gold? Bin ich reich genug, um ausgesuchtes Rauchwerk verdampfen zu können? Stehen

Musiker und Tänzerinnen mir zu Diensten? Habe ich Sklaven genug, um so viele Freunde bedienen zu lassen? Besitze ich einen geschickten Koch, der mir so wohlschmeckende Gerichte zubereitet? — O, du siehst wohl, daß ich noch weit von dem Besitze des Nothwendigen entfernt bin.“ — „Du hast Recht,“ antwortete der Genius, „auf alles das haben wir Beide nicht gedacht. Ich will ein Vergessen wieder gut machen, woran auch du Schuld trägst. Morgen Ademdai will ich dir das prächtigste Geschirr, Sklaven zur Bedienung, Rauchwerk, Musiker, Tänzerinnen, und vor allem einen vortrefflichen Koch senden.“ — „Ja,“ antwortete Ademdai, „das alles wirst du mir senden; wirst du mir aber auch so viel Geld dazu senden, um so viele Menschen bezahlen und ernähren zu können? Ich habe des Tages nur 20 Tomans auszugeben, und dazu sind mir wenigstens 50 nothwendig.“ — „Wohlan,“ sprach der Genius, „du sollst 50 haben.“

Schon am andern Morgen sah Ademdai eine zahlreiche Schaar Sklaven, Tänzerinnen, Musiker, sammt einem Koche und seinem Gefolge in sein Haus einziehen. Er fetirte nun seine Freunde auf die glänzendste Weise, und acht Tage wurden in Freuden und Vergnügungen verlebt.

Der Genius kam wieder, um sich seines Glückes zu freuen; aber er fand ihn nicht so glücklich, als er sich vorgestellt hatte. — „Ach mein Schutzgeist,“ rief ihm Ademdai entgegen, „ich rechne nochmal auf deine Großmuth.“ — „Wie?“ sprach der Genius, „ich glaubte, du seiest nun der Glücklichste aller Menschen.“ — „Noch bin ich es

nicht. Sieh meine Nachbarn und Freunde an, sie besitzen eine prächtige Anzahl junger, schöner Weiber, während ich nur eine einzige habe.“ — „Wie? braucht man denn mehr?“ — „Glaubst du wohl, daß der Prophet erlaubt hätte, mehre Weiber zu nehmen, wenn er es nicht nothwendig gefunden hätte?“ — „Wie viele Weiber brauchst du denn?“ fragte der Genius. — „Meine Freunde haben 30, 40, wohl gar 50; aber mit 20 glaube ich zur Noth genug zu haben.“ — „Zwanzig Weiber scheinen mir doch ein wenig überflüßig zu seyn,“ fiel der Genius ein, „eine genügt zum Glücke des Mannes, 20 können nur die Eitelkeit befriedigen, und ich sehe mit Betrübniß daß du Eitelkeit besitzest. — „Wer besitzt diese nicht?“ antwortete Adembai. „Ja ich bin eitel, ich gestehe dieß, es ist also nothwendig, da ich es einmal bin, daß ich meine Eitelkeit befriedige, wenn ich anders glücklich seyn will.“ — „Du hältst also 20 Weiber für unumgänglich nothwendig?“ — „Ja, und dann auch eine Vermehrung meiner Einkünfte, um ihren Unterhalt zu bestreiten.“ — „So sei es denn. Morgen wird dir ein Sklavenhändler 20 schöne Cirkassierinnen zuführen, die dich nichts kosten sollen, und ich gebe dir die dreifache Summe deiner jetzigen Einkünfte.“ — „O, wie sehr danke ich dir, du gewährst mir jede Bitte; doch bin ich weit entfernt, deine Güte zu mißbrauchen, und bis diese Stunde habe ich dich noch um nichts Überflüßiges gebeten. Aber erlaube mir eine Bemerkung. Wenn du 20 Weiber als eine nothwendige Sache mir bewilligest, so wirst du mir auch für jedes zwei Eunuchen bewilligen. Es gibt Leute, die eine

größere Anzahl haben, und wenn ein Mensch 20 Weiber hat, so ist es nothwendig, daß sie gut bewacht werden.“ — „Du hast sehr recht,“ sprach der Genius, „morgen sollst du die 20 Weiber und die 40 Eunuchen haben; weil sich aber dadurch dein Haus beträchlich vergrößert, so gebe ich dir 200 Tomans des Tages. Gute Nacht!“

Am andern Tage hielt der Genius treulich sein Wort. Indessen kamen die Nachbarn Ademdai's, Einer nach dem Andern, um ihm Lebewohl zu sagen, was ihn sehr betrübte; denn er hatte sich an ihre angenehme Gesellschaft gewöhnt. Sie verließen ihn zwar nicht auf sehr lange Zeit, allein sie besaßen artige Landhäuser in den Umgebungen von Bagdad, und gingen jetzt in der angenehmen Jahreszeit dahin, um die reinere Luft und die Vergnügungen der Natur zu genießen, und nahmen ihre Weiber und Dienerschaft mit sich.

Die Weiber Ademdai's fanden sich auf einmal aller Gesellschaft beraubt. Sie verließen sehr selten den Harem, und führten ein trauriges und langweiliges Leben, das sie mißmuthig und fast krank machte. Ademdai starb fast vor langer Weile, wie sie, er wußte nicht, wie er seinen Tag hinbringen sollte, und grämte sich sehr darüber, daß er nicht reich genug sey, um sich auch ein Gut in der Gegend von Bagdad kaufen zu können. Er sprach darüber mit seinem Schutzgeist in folgenden Ausdrücken: „Ich schäme mich wahrhaftig, mein Schutzgeist, noch eine neue Bitte an dich thun zu müssen. Allein du hast mir das Nothwendige versprochen, und ich frage dich, ob es nicht nothwendig ist, daß meine Weiber sich wohl befinden; indessen verwelken sie und sterben. Alle Ärzte, die ich gefragt habe,

stimmen darin überein, daß ihnen die reine Landluft nothwendig sei. Du hast mich mit Gütern überhäuft, aber das erste und nothwendigste ist die Gesundheit, und selbst die meinige wird jeden Tag schwächer. Ist es nicht nothwendig, daß der Mensch eine Beschäftigung habe, die ihn interessirt und belustigt? Die Landluft wird meine Gesundheit stärken, und eine Besitzung nahe bei Bagdad wird meinen Geist angenehm und belehrend zugleich beschäftigen. Belehrung ist dem Menschen doch auch nothwendig, ich begehre also nichts Überflüssiges. Meine Freunde haben mir gesagt, sie wissen ein herrliches Gut, 2 Meilen von Bagdad, auf dem Wege gegen Bassora, welches zu verkaufen sei; allein es ist ein wenig theuer, man begehrt 150,000 Tomans dafür.“ — „Dein Verlangen scheint mir ganz billig, Adembai, ich bewundere deine Logik, und ich kann deinen guten Gründen nichts entgegensetzen. Morgen früh finde dich bei der Audienz des Kalifen ein, übergib ihm diese Anweisung, und er wird dir sogleich die 150,000 Tomans einhändigen.“ — Adembai, entzückt über die Willfährigkeit des Genius, schlummerte mit dem süßen Gedanken ein, bald Herr eines prächtigen Landgutes zu seyn.

Mit großer Hast kleidete er sich am andern Morgen an, und eilte zur Audienz des Kalifen. Der große Haroun-Al-Raschid saß auf seinem Throne, strahlend von Gold und Edelsteinen. Alle seine Höflinge und die Weisen seines Reiches waren um ihn versammelt. — Adembai zitterte, als er sich dem Throne näherte, worauf der Beherrscher der Gläubigen saß. Doch wie niedergedonnert stand er

da, als er in dem Kalifen den Schutzgeist erkannte, der ihm das Nothwendige versprach und der ihn so lange mit Wohlthaten überhäuft hatte. Unbeweglich blieb er stehen, und wagte es nicht, ein Wort zu sprechen. Da redete der große Haroun-Al-Raschid ihn lächelnd an: „Ich sehe dein Erstaunen, Ademdai! Erkenne in mir einen der beiden armenischen Kaufleute, denen du das Leben rettetest. In dem Augenblicke hatte ich mir's selbst versprochen, dich auf eine Art zu belohnen, die meiner und eines so großen Dienstes würdig ist. Aber eben so sehr wünschte ich auch, meine Erkenntlichkeit verborgen zu halten, und mich im Geheim des Glückes zu freuen, welches ich dir zueignen wollte. Ich hüllte mich in eine nicht gewöhnliche Kleidung, um deine Einbildungskraft zu wecken, und dadurch dich glauben zu machen, ich sei ein mit göttlichen Kräften ausgestattetes Wesen. Als ich zum ersten Male deine Hütte besuchte, freute ich mich schon im Voraus des Vergnügens, das ich dir bereiten wollte. Ich sah dich allein bei deinem Kamin sitzen, und hörte, daß sich deine Wünsche nicht über das Nothwendige erstreckten. Ich wollte durch Erfahrung kennen lernen, was man denn eigentlich unter diesem Worte verstehe, und welche Grenzlinie zwischen dem Nothwendigen und Überflüssigen Statt finde. Ich widerrufe nun mein unbesonnenes Versprechen. Ich bin der reichste und mächtigste aller Herrscher, und ich würde nicht im Stande seyn, dir künftig das Nothwendige zu geben, wenn ich dir auch alle meine Schätze, ja selbst meinen Thron überließe. Und Ihr, Weise meines Reichs," fuhr der Kalife fort, „urtheilt nun ein wenig über das Nothwendige und Überflüssige.

Hier steht ein Mensch, den ich aus dem tiefsten Elende gezogen habe. Ich habe ihm nach und nach mehr als 200,000 Tomans gegeben, sein Vermögen ist auf einen Privatmann sehr groß, er besitzt einen der schönsten Palläste in Bagdad, hat 20 schöne Weiber in seinem Harem, eine ansehnliche Menge Eunuchen, 100 Sklaven zur Bedienung und seiner Meinung nach, habe ich ihm noch immer nicht das Nothwendige gegeben. Ich sehe nun wohl ein, daß das Überflüssige nur ein eingebildetes Ding ist, welches Niemand besitzt. Das Nothwendige des Menschen aber ist ein Abgrund, welcher, und wenn er auch das ganze Weltall verschlänge, sich noch nicht füllen würde.

„Geh' nun, Ademdai, ich lasse dir die Güter, welche ich dir gegeben habe, sie seien der Lohn für den Dienst, den du mir erwiesen hast. Aber ich thue Verzicht darauf, dir das Nothwendige zu geben; und weil dem Menschen doch immer etwas zu wünschen übrig bleiben muß, sollst du nie ein Landhaus haben, welches nun das Ziel deines Ehrgeizes ist."

So sprach der Kalife. Ademdai ging still seines Weges fort. Oft, wenn er in der Folge auf Eiderdunen schlief, das wohlriechendste Rauchwerk um ihn brannte, warf er einen zerstreuten Blick auf die prächtigen Meubeln, welche sein Zimmer schmückten, und rief mit einem tiefen Seufzer: „O Mahomet, warum gabst du mir nicht das Nothwendige?"

Die Base aus der Provinz.

Einfache Geschichte aus dem Englischen.

Es mag nun 30 Jahre seyn, erzählt Miß Sedgwick, als ich auf Besuch bei einer Freundin meiner Familie war, welche sich in New-York angesiedelt hatte, und sich Mistriß Tudor nannte. Sie war in England geboren, und obschon in allen aristokratischen Vorurtheilen erzogen, waren ihre Handlungen doch immer mit den Lehren des Evangeliums übereinstimmend, welches befiehlt: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!“ Als ausgezeichnete Frau, zur großen Welt gehörig, beeiferte sich Mistriß Tudor, alle konventionellen Gewohnheiten, welche durch scharfe Abstufungen den Rang eines Jeden in der Gesellschaft bezeichnen, genau zu beobachten, aber als Christin, als Freundin konnte auch der fanatischeste Anhänger der Gleichheit nichts an ihr aussetzen. Alle, welche ihre Hilfe nöthig hatten, wurden ihre Brüder. Verzeihe also, mein lieber Leser, dieser guten Frau einen kleinen Abscheu gegen alle republikanischen Sitten und ein bischen Stolz, das Erbtheil ihrer Ahnen.

So wie die meisten alten Leute, sprach auch Mistriß Tudor gern von der Vergangenheit, von ihren Jugendfreunden und besonders von ihrem Großvater, dessen Liebling sie

vor 60 Jahren gewesen war. Fast alle Geschichten, welche sie erzählte, fingen mit den Worten an: „Mein Großvater, Lord Moreland,“ allein diese unschuldige Eitelkeit war wohl nur die, daß sie diese Worte immer an ihre Enkelin, Isabelle Williamson, dazumal meine liebe Jugendfreundin und Gespielin, richtete.

Zu jener Zeit, von welcher ich spreche, war Isabelle ein Mädchen von 18 Jahren, geliebt und geliebkoset von ihrem Vater, ihrer Mutter und ihrer Großmutter, allein darum nicht verzärtelt; denn ihr Charakter war zu edel, zu offen, zu großmüthig, als daß es möglich gewesen wäre, ihn in seiner Wesenheit zu verderben, und der einzige kleine Makel, den man an ihr wahrnahm, bestand in einem gewissen Familienstolze, vereinigt mit einer instinktmäßigen Verachtung aller Gewohnheiten und Meinungen der Eingebornen, obschon sie selbst in New-York das Licht der Welt erblickt hatte und sowohl ihre Mutter, als alle ihre Vorfahren mütterlicher Seite den vereinigten Staaten angehörten. Ihre Hüte, Schuhe, die Stoffe zu ihren Kleidern, alles verschrieb sie aus England, sie gab so viel es ihr möglich war, nur englischen Professionisten Arbeit, und zog sogar auch die englischen Männer den einheimischen vor.

Während ich mich daselbst befand, kam ihre Base, Lucie Alwell, aus dem Osten des Landes an. Die Arme suchte Zuflucht und Schutz bei Isabellens Eltern, welche damals eine Reise unternommen hatten. Es war ein hübsches Mädchen von 17 Jahren in aller Einfachheit einer ländlichen Erziehung. Das grausame Schicksal hatte sie zur Waise gemacht und sie besaß kein Vermögen. Ansprüche genug auf

Isabellens Herz. — „Großmutter!“ sagte sie zu Mistriß Tudor, „wir müssen die arme Lucie versorgen.“

„Freilich, liebe Isabelle, und ich war im Voraus deiner Theilnahme gewiß.“

„Ich glaube, wenn wir suchten, sie bei Mistriß Arnelt unterzubringen?“

„Wo denkst du hin! Lucie muß bei uns bleiben.“

„Wie, Großmutter?“

„Warum nicht, mein Kind?“

Isabelle wußte wohl, warum nicht, aber sie wollte es nicht sagen, und sie gab daher Ursachen an, wie sie ihr so eben in den Kopf kamen. „Sie wissen wohl selbst,“ sprach sie, „wie drückend es ist, von der Gnade seiner Verwandten zu leben.“

„Gnade! Gnade! — Ich hoffe, bei uns soll es ihr nicht drückend werden, und glaube, daß du es eben so wenig an Freundschaft, als Lucie an Dankbarkeit werde mangeln lassen. Das ganze Verhältniß wird mehr ein inniges, herzliches seyn. In jedem Falle bleibt Lucie bei uns.“

Am andern Tage bemerkte ich wohl, daß Isabelle sehr verdrießlich war, und Lucie manchmal mit bitterm Lächeln ansah. Die beiden Cousinen, wie sie so neben einander saßen, bildeten auch wirklich den vollkommensten Kontrast. Isabelle, mit Allem geschmückt, was die Mode Einnehmendes bietet, hatte in einem eleganten Körbchen ihre herrliche Stickerei vor sich; Lucie im einfachen Hauskleide, strickte fleißig an einem eben nicht ganz feinen Strumpfe.

Ich muß gestehen, ich selbst mußte öfters über meine Freundin Isabelle erröthen, wenn ich bemerkte, welche

ungeduldige Bewegung ihr fast jedes Pochen an der Hausthür verursachte. Es war klar, daß sie befürchte, ihre Bekannten von gutem Tone möchten kommen und das alberne Landmädchen sehen.

Ihr Herz war zu gut, um Lucien durch Weggehen zu beleidigen, aber sie war übler Laune.

Der Tag war sehr schön, und es schien, als ob alle unsere Bekanntschaften, besonders die schönsten und modernsten Damen, sich das Wort gegeben hätten, uns zu besuchen. Mistriß Tudor, an ihrem gewöhnlichen Hausfrauenplatze auf dem Sofa sitzend, stellte, nach den Höflichkeitserfordernissen der Zeit, jede neu angekommene Person Lucien vor, welche aufstand, ihre Strickerei weglegte und einen, zwar nicht unanmuthigen, aber etwas linkischen Knix machte. Ungeachtet des Zwanges, den sich Isabelle anthat, zu sprechen und zu scherzen, wie gewöhnlich, bemerkte ich in ihrem Gesichte doch die Wirkung, welche jedes Wort, jede Bewegung der armen Lucie bei ihr hervorbrachten.

Es schien mir übrigens unbegreiflich, daß meine Freundin Isabelle, dieses Mädchen, das ich manche Widerwärtigkeit mit so viel Muth und Sanftmuth ertragen sah, bei diesen kleinen Unannehmlichkeiten Thränen, Ströme von Thränen vergießen konnte. Übrigens muß ich ihr Gerechtigkeit widerfahren lassen; sie überließ sich nur insgeheim ihrem Unwillen und vertraute ihn nur mir und ihrer Großmutter, welcher sie noch öfters zuredete, Lucien außer dem Hause unterzubringen, welche aber, ungeachtet ihrer Gefälligkeit gegen ihre Enkelin, doch fest bei ihrer frühern Entscheidung blieb.

Eines Abends lud Mistriß Tudor uns ein, Isabellen, Lucien und mich, ihr in ihre Schlafkammer zu folgen. Sie that das öfters, und wir waren darüber immer recht vergnügt; denn sie legte da alle Förmlichkeiten ab, setzte sich vertraulich in unsere Mitte und war da immer eine echte Großmama, liebend, geschwätzig und nachsichtig. Es war schon spät und wir rückten unsere Stühle näher zu dem Armsessel der Großmama. Alle Lampen waren erloschen und ein einziger Brand flammte noch im Kamine, in dem öfters ein Flämmchen aufzuckte, welches abenteuerliche Gestalten am Plafond formte. Unser Gespräch fiel auf Geister, Mistriß Tudor war hierin ein wahres Schatzkästlein der alten Zeit. Nachdem sie uns mehre Anekdoten erzählt hatte, welche unsere Einbildungskraft so aufregten, daß Isabelle ihren Verdruß und Lucie ihre Blödigkeit vergessen hatten, sprach die gute Großmama zu uns: „Kinder! ich weiß eine Geistergeschichte, die ich noch nie erzählt habe, nicht einmal dir, meine Isabelle, deren unersättliche Neugierde schon meinen ganzen Gedächtnißvorrath mir abgelockt hat. — Allein heilige Erinnerungen heften sich an diese Begebenheit, welche, als sie mir mitgetheilt wurde, den gewaltigsten Eindruck auf mich machte, da sie Personen betraf, an denen ich das lebhafteste Interesse nahm. — Die Erzählung wird zwar nicht kurz seyn und fordert eine längere Einleitung, bis wir auf den wunderbaren Punkt kommen. Es ist schon spät. — Soll ich sie heute noch erzählen?“ — „Ja, ja! wir bitten!“ war die allgemeine Antwort, und Mistriß Tudor begann:

„Als ich mich noch in London befand, hatte ich daselbst eine sehr innige Freundin, Witwe, wie ich, mit einem ein=

zigen Sohne. Mistriß Arthur, so nannte sie sich, wünschte sehnlich ihren Sohn ein ruhiges häusliches Lebensverhältniß wählen zu sehen, welches ihr Erfahrung und weibliche Neigung als das dauerhafteste erkennen ließen; aber die Leidenschaften der Jugend und der unternehmende Geist des Jünglings führten diese auf eine andere Bahn. Ergriffen von Ideen, welche er aus Ritterromanen geschöpft hatte, sehnte er sich nur begierig nach dem Augenblicke, wo er die Thaten nachahmen konnte, welche er bewunderte. Sobald er also in dem Alter war, wo er einen Stand wählen konnte, erklärte er seiner Mutter, daß er Soldat werden wolle. Meine Freundin widersetzte sich zwar Anfangs, allein die Liebe zu ihrem Sohne siegte und sie verschaffte ihm eine Kapitänstelle. Bald darauf wurde ihr Mutterherz durch die Ordre gebrochen, die dem jungen Offizier befahl, den englischen Truppen in Amerika zu folgen. Dein Vater, Isabelle, ging zu derselben Zeit in dieses Land, er verband sich innig mit Arthur, und von ihm hab' ich erfahren, was ich euch jetzt erzählen will."

„Kapitän Arthur wurde kommandirt, mit seinen Leuten ein kleines, befestigtes amerikanisches Städtchen zu nehmen. Die Einwohner leisteten tapferen Widerstand, aber durch die Übermacht überwältigt, flohen Alle, welche fliehen konnten, um an einem andern Orte ihr Vaterland zu vertheidigen, wo es nützlicher seyn würde. Der Kapitän Arthur eroberte das Städtchen und erfüllte so seine Sendung; aber er wurde bei dem Angriffe gefährlich verwundet, und ohne Besinnung in ein Haus gebracht, welches dem Äußern nach eines der ersten im Städtchen war. Es lag

nahe beim Thore und gehörte einem gewissen Amos Blunt, einem tapfern Krieger, welcher der Erste beim Kampfe war und auch der Letzte floh. Von dem Gipfel eines Hügels in der Ferne warf er noch einen traurigen Blick auf dieses Haus zurück, welches seine beiden liebenswürdigen Töchter in sich schloß, die nun ohne Schutz waren, und bei diesem letzten Rückblicke schwur er den Engländern ewigen Haß."

„Das Los des Krieges hatte Arthur's Leben in die Hände der Töchter dieses unbeugsamen Amerikaners, Emma und Anna Blunt, gelegt. Ein schlechter chirurgischer Verband hatte die Wunde des jungen Offiziers noch verschlimmert, ein heftiges hitziges Fieber war die Folge davon, und durch mehre Wochen war Arthur besinnungslos, gleich einem schwachen Kinde von der Sorgfalt dieser beiden Mädchen abhängig."

„Die beiden Schwestern, wie man mir erzählte, waren einander in nichts ähnlich, als in der Liebe zu einander. Ihre Charaktere und Gesichtszüge waren eben so verschieden als die deinigen, Isabelle, es sind mit jenen deiner Base Lucie. Wenn ich mich der Beschreibung, die man mir von ihnen machte, noch recht erinnere, so könntet ihr Beide wirklich als lebende Abbilder der beiden Schwestern dienen. Emma, blond, zart, weiß wie eine Lilie, rief, so wie meine kleine Lucie, die Modelle weiblicher Jungfräulichkeit, die Bilder italienischer Meister ins Gedächtniß. Ja, Emma würde eben so erröthet seyn, wie jetzt Lucie erröthet, bei dem Lobe — selbst einer alten Frau; für dich, meine liebe Isabelle, wäre das Lob etwas gefährlicher, darum will ich mich darauf beschränken, zu sagen, daß Anna eine er-

habene Stirne, ein Auge voll Feuer, Wangen, auf welchen sich die Lebhaftigkeit ihres Geistes im rosenrothen Lichte abspiegelte, besaß; daß ihre Lippen dazu geschaffen schienen, mehr die heroischen Gesetze der Liebe, als ihre schüchternen Bitten zu verkünden, kurz, daß ihre ganze Gestalt zum Modelle einer Semiramis oder Zenobia hätte dienen können.“

„Großmama!“ fiel Isabelle ein, „bedenken Sie, daß sie die Töchter eines gemeinen Kriegers beschreiben.“

„Ich vergesse das nicht, Isabelle,“ antwortete Mistriß Tudor, „aber vergiß auch du nicht, daß die Natur bei Vertheilung ihrer Gaben nicht auf Rang und Stand sieht. Diese jungen Mädchen hatten auch ihre Schönheit nicht durch harte Arbeit verderben müssen; ihr Vater war reich und besaß nur diese beiden Kinder, er vereinigte in ihnen alle Wünsche, alle Hoffnungen seiner Seele und umfaßte sie mit seiner ganzen Liebe, da ihre Mutter schon gestorben war, noch ehe sie sie kannten. Nur für seine Töchter war der schroffe Blunt mild und herzlich; und er hatte nichts gespart, um ihnen die beste Erziehung zu geben, welche dieses Land darbot.“

„Der lebhafte, feurige Arthur, als er von seiner langen Besinnungslosigkeit wieder zu sich kam, und die himmlischen Wesen an seinem Bette beschäftiget sah, befand sich in einer größern Gefahr, als unter dem Schwerte ihres Vaters. Wenn der Jüngling in seinem gewöhnlichen Zustande gewesen wäre, so würde Anna ihn mehr angezogen haben, als ihre Schwester; ihre glänzende Schönheit, ihre Lustigkeit, obwohl etwas mit Koketterie verbunden, würden

seinen leichten, lebhaften Geist gefangen genommen haben; allein Emma's zarte Sorgfalt, ihre sanfte und süße Stimme, ihre anmuthigen Bewegungen, die Ruhe, welche sie durch den himmlischen Ausdruck ihrer Züge stets um sich verbreitete: alles dieß ergriff mächtig das empfängliche Herz des Fremden, und während seiner allmäligen Wiedergenesung legte er ihr das Geständniß seiner reinen und aufrichtigen Liebe ab."

"Es war natürlich, daß ein junges, empfindsames Wesen, wie Emma, die Zärtlichkeit des interessantesten Jünglings, den sie noch in ihrem ganzen Leben gesehen hatte, theilte und erwiederte. Sie erwiederte sie mit jener kräftigen tiefen Neigung, welche ein Mann selten, vielleicht nie fühlt."

"Der heftige Liebhaber schlug eine ehelige Verbindung vor. Seine Gesinnungen waren ehrenvoll und lobenswerth, kein Gedanke kam in seine Seele, der Emma's Reinheit hätte beleidigen können. Aus Liebe zu ihr vergaß er ihre Geburt, die Pflichten seines Standes, die gesellschaftlichen Verhältnisse, seine Hoffnung auf Avancement, die Wünsche seiner Mutter. Alles, Alles wurde seiner Leidenschaft geopfert. Allein Emma hatte einen andern Charakter. Gern und leicht würde sie auf alle andern Glücksgüter Verzicht geleistet haben, um Arthur's Frau zu werden; willig würde sie ihr Leben für ihn gegeben haben; aber sie wollte nicht um ein Haar breit von ihrer kindlichen Pflicht weichen, und weigerte sich, die Wünsche ihres Geliebten zu erfüllen, bis sie nicht die Einwilligung ihres Vaters dazu erhalten haben würde. Ein solcher Entschluß schien dem jungen Manne

durch die Nachgiebigkeit seiner Jugendfreunde verwöhnt, und von seinen Leidenschaften beherrscht, fremd; es war das erste Mal, daß sein Wille Widerstand fand, und Widerstand von einem Mädchen, von dem er sich geliebt sah. Übrigens schrieb er einen leidenschaftlichen Brief an Blunt, Emma fügte einige Zeilen hinzu, welche bescheiden, aber fest ihre Meinung ausdrückten, und ein Knabe ward gedungen, den Brief in das amerikanische Hauptquartier zu bringen, wo sich Blunt befand, und welches einige fünfzig Meilen von dem Städtchen entfernt war. Bei dem gegenwärtigen Zustand des Landes konnte eine solche Sendung nicht schnell abgethan seyn, und mehre Wochen verdrießlichen Harrens erschöpften Arthur's Geduld. Emma glaubte sich, fürchtend eine Weigerung ihres Vaters, der Zärtlichkeit Arthur's entziehen zu müssen, und der junge Engländer sah dieß für Sprödethun und Kälte an. Während Emma sich mit Resignation in ihrer Kammer verschlossen hielt, war Arthur, der das Haus noch nicht verlassen durfte, einzig auf Anna's Gesellschaft beschränkt. Mit jedem Tage nahm die Genesung des jungen Offiziers zu, seine natürliche Lebhaftigkeit kehrte wieder, und täglich hatte er auch Gelegenheit zu bemerken, daß Anna's entschiedener und fröhlicher Charakter mehr Übereinstimmung mit dem seinigen habe, als das ruhige und schüchterne Wesen ihrer Schwester. Anna's Schönheit war glänzender, ihre Unterhaltung pikanter; endlich, als die Antwort des Vaters, bestehend in einem festen unwiderruflichen „Nein“ anlangte, empfing sie der junge Mann mit einer Gleichgiltigkeit, vielleicht sogar mit einer geheimen Befriedigung; aber Emma, die kalte, spröde

Emma, sank ohnmächtig in die Arme ihrer Schwester und brachte mehre Tage zwischen Tod und Leben zu. Sie sah wohl ein, daß sie ihrem Vater nicht trotzen könne, daß es fruchtlos seyn würde, ihn zu mildern Gesinnungen bewegen zu wollen; sie war also entschlossen, zu dulden, sich zu unterwerfen, und zu sterben. Anfangs fürchtete sie die Vorwürfe, die Verzweiflung ihres Geliebten; bald aber bemerkte sie mit Erstaunen, daß er leicht darüber hinausging, und gewahrte die unruhvollen und zärtlichen Blicke auf ihre Schwester. Anna antwortete diesen Blicken nicht, denn sie liebte ihre Schwester, sie saß an ihrem Bette, pflegte sie zärtlich und — vielleicht um so zärtlicher, als ihr Gewissen ihr insgeheim Vorwürfe machte."

"Nach und nach gewann die unglückliche Emma die Herrschaft über sich selbst wieder, sie nahm alle ihre Kräfte zusammen, um dem Blicke ihres Geliebten begegnen zu können; allein diese Blicke waren verändert, sie hatten nicht mehr jenen Glanz, jene Innigkeit, und klar wurde es Emma, Arthur liebe eine Andere, liebe — ihre Schwester. Der Verrath zweier Wesen, welche sie am meisten auf der Welt liebte, brach ihr fast das Herz; aber wie die Äolsharfe bei dem Sturme schweigt und nur durch den leisen Zephyr sich Töne entlocken läßt, also konnte auch die Seele dieses sanften Geschöpfes keine bittern Gefühle laut werden lassen. Sie wußte zu trösten, zu beruhigen, aber nicht sich zu beklagen. Emma sagte nichts, schien nichts zu sehen, sie blieb oft allein, und ihr Geist fand da einige Ruhe, indem er sich über die Atmosphäre irdischer Leidenschaften erhob. Für Anna war dieses Schweigen drückender als Vorwürfe; si

fühlte ihre Schuld, warf sich zu Emma's Füßen und bot sich an, auf Arthur Verzicht zu leisten. Emma hob sie auf, schloß sie in ihre Arme und lange hielten sich Beide stillschweigend fest umarmt. Endlich, als Emma Kraft gewonnen hatte, ihren Entschluß auszusprechen, that sie es in einem Tone, der ungeachtet seiner Sanftheit doch ankündigte, daß dieser Entschluß unabänderlich sei. „Das Band, welches mich an Arthur knüpfte,“ sagte sie, „ist auf ewig zerrissen; jenes Band, welches uns Beide an einander kettet, hat Gott um unsere Herzen geschlungen, dieß bleibt fest bis zum Tode. Derselbe Gott hat eine schwere Prüfung über uns verhängt, aber wir wollen sie bestehen, nicht wahr, Anna?“ — Anna antwortete nur durch eine neue Umarmung, und durch einen Strom von Thränen. Sie gestand, daß der unbeständige, aber doch aufrichtige und ehrliche Arthur —“

„Großmutter!“ riefen hier beide Mädchen mit Einer Stimme, „sagen Sie ja nichts zu seinem Vortheil; das ist ein abscheulicher Mensch.“

„Meine lieben Kinder,“ versetzte Mistriß Tudor, „in dem Maße, als wir im Alter vorrücken, lernen wir auch mehr mitleidig, als erzürnt, die Schwächen unserer Mitmenschen betrachten. Bedenkt nur die Jugend und Verzärtelung Arthur's, und damit ihr nicht gar zu strenge seid, so will ich euch noch im Voraus sagen, daß er durch ein tugendhaftes Leben alle Thorheiten seiner Jugend wieder gut gemacht hat. Doch laßt mich in meiner Erzählung fortfahren. Anna gestand ihrer Schwester, daß Arthur sie dazu aufgefordert habe, ihm ohne Einwilligung ihres Vaters ihre

Hand zu reichen; sie sagte ihr mit bittern Thränen, daß es den Anschein habe, als würden die englischen Truppen nicht mehr lange im Städtchen bleiben, und daß nach den letzten Nachrichten aus dem Hauptquartier es wahrscheinlich sei, es werde das Corps, zu welchem Arthur gehöre, nach dem Süden marschiren. Arthur hatte Anna mit aller Heftigkeit der ersten Liebe gebeten, beschworen, ihm das Recht einzuräumen, sie als sein Weib reklamiren zu können, wenn dieser unglückliche Krieg geendet seyn werde. Anna hatte ihm schon zur Hälfte ihre kindliche Pflicht zum Opfer gebracht. Emma machte ihr hierüber die ernsthaftesten Vorstellungen, beschwor sie, auf ihr Haupt nicht den Zorn des Himmels zu laden, welcher ungehorsame Kinder nie verschont. Sie hatte den Muth, Arthur zu sehen, ihn mit der festen, unwiderstehlichen Stimme, welche der triumphirenden Tugend eigen ist, zu bitten, ihre geliebte Schwester nicht zu einem Schritte zu verleiten, der sie ewig unglücklich machen würde, und als sie sah, daß Arthur, vom Feuereifer seiner Leidenschaft überwältigt, nicht nachgab, sagte sie endlich nach einigem Nachdenken: „Wohlan, so will ich mich selbst zum Vater begeben, und eure Sache vor ihm vertreten.“

„Sie, Emma, Sie selbst?“ rief Arthur beschämt, „bedenken Sie, welche Gefahren ...“ — „Sie sollen mich nicht schrecken. Mein Entschluß ist gefaßt. Ich kenne meinen Vater, obwohl fürchterlich für den Feind, und strenge für die ganze Welt, hat er mir noch keine Bitte abgeschlagen. Ich bin überzeugt, mir wird er seine Einwilligung nicht verweigern. Macht mir keine Einwendungen, ich will nichts mehr hören, als euern Dank bei meiner Zurückkunft

Arthur, verschaffen Sie mir eine Eskorte, welche mich bis zu Ihren Vorposten bringt; wenn ich einmal unter den Unserigen bin, hab' ich nichts mehr zu befürchten.“

„Ohne die Danksagungen Arthur's und Anna's für so viele Aufopferung mehr anzuhören, machte Emma sogleich Anstalt zu ihrer Reise. Wirklich war es für ein junges Mädchen ein sehr gefahrvolles Unternehmen, einen so langen Weg mitten durch zwei feindliche Corps, welche immer kleinen Krieg mit einander führten, zu machen. Sehr oft drohte ihr Tod, und noch Schlimmeres; dennoch wanderte sie muthig und auf Gott vertrauend weiter, und kam glücklich am vierten Tage ihrer Reise im amerikanischen Lager an.“

„Sobald ihr Vater sich von der Überraschung und der Freude, sein geliebtes Kind wiederzusehen, etwas erholt hatte, entdeckte sie ihm die Ursache ihres Erscheinens mit jener rührenden Anmuth, mit jenem schwesterlichen Eifer, welcher sie zu diesem Schritte bewogen hatte. Allein keine Worte vermögen den Zorn des alten Kriegers zu schildern. Ich möchte euch, selbst wenn ich es im Stande wäre, seine fürchterlichen Verwünschungen nicht wiederholen.“

„Er verbot Emma, unter Androhung seines Fluches, den Namen Arthur je mehr zu nennen. Er weinte Thränen der Wuth und Verzweiflung. So oft Emma den Mund öffnen wollte, verdoppelte sich sein Zorn. Er schwur, sein gebrandmarktes Haus zu rächen an jenem Elenden, und sprudelte auch über Anna die schrecklichsten Verwünschungen aus, wenn sie dieses unwürdige Verhältniß nicht auf der

Stelle abbrechen, und den Fremden nie mehr sehen zu wollen versprechen würde.“

„Emma, zitternd, in Thränen gebadet, wußte nicht, wie sie die Wuth ihres Vaters beschwichtigen sollte, und alle ihre Angst vereinigte sich jetzt nur darin, ihre Schwester von den Folgen des väterlichen Fluches zu retten, der ihr eben so fürchterlich schien als der Zorn Gottes. Sie reiste auf der Stelle wieder ab, aber mehre Zufälle verlängerten ihre Reise, und als sie an die Stelle kam, wo die Eskorte Arthur's sie wieder übernehmen sollte, fand sie diese nicht, und wurde von einem amerikanischen Häuptling gefangen genommen, welcher, ein Freund ihres Vaters, sich ihrer Weiterreise widersetzte. „Die Engländer,“ sagte er, „ziehen ihre Linien täglich besser zusammen, kleine Gefechte haben fast zu jeder Stunde Statt, und es ist unmöglich, daß Sie unversehrt nach Hause kommen.“

Er führte sie in das Haus einer geachteten Familie, wo sie gastfreundlich aufgenommen wurde, allein keine zuvorkommende Aufmerksamkeit konnte ihren bewegten Geist beruhigen. Den heftigen Charakter Arthur's kennend, fürchtete sie, er werde ihre Wiederkehr nicht ruhig abwarten und ihre arme Schwester werde endlich dem täglichen Dringen ihres Geliebten weichen. Drei martervolle Wochen war sie gezwungen, zu bleiben, endlich ward ihr gestattet, ihren Weg weiter fortzusetzen. Sie kam ohne weitern Unfall in ihrem Geburtsstädtchen an, und bemerkte gleich bei ihrem Eintritte eine allgemeine Veränderung; der kriegerische Lärmen war verschwunden, die Straßen waren ruhig, als ob Sonntag wäre. Mehre bekannte Gesichter zeigten sich an den

Fenstern und unter der Hausthüre und grüßten freundlich. Emma wollte nicht anhalten, und eilte nur schneller ihrem Hause zu.

Daselbst angelangt, that die Magd, welche ihr öffnete, einen Ausruf, den sie nicht verstand. Sie lief durch die Gemächer und fand Niemand; schnell wandte sie sich nach dem Zimmer, welches sie Beide bewohnten, öffnete die Thüre desselben mit zitternder Hand, und fand Anna sitzen, das Gesicht in ihr Tuch verbergend und laut weinend. — O, meine Emma, meine theure Schwester!“ rief ihr Anna entgegen, „er ist fort! mein Gemahl ist fort!“ — „Dein Gemahl?“ schrie Emma, und es dauerte einige Minuten, bis sie ein anderes Wort hervorzubringen vermochte. Alles, was sie gefürchtet hatte, war nun eingetroffen. Arthur, heftig, ungeduldig fürchtend, Blunt's Einwilligung nicht zu erlangen, hatte Anna endlich dazu bewogen, sich mit ihm trauen zu lassen. Dieß geschah schon einige Tage nach Anna's Abreise. Diese machte ihrer armen Schwester keinen Vorwurf, sie wollte die Last des Unglücks, welches sie bereits so tief niederdrückte, auch nicht durch ein Wort vergrößern, und Emma's ganze Sorge ging nur dahin, die Folgen eines Fehltritts zu beschwören, der nicht mehr gut zu machen war. Sie sagte ihrer Schwester nichts, als daß sie des Vaters Einwilligung leider nicht erhalten habe; genug, um diese zu erschrecken; allein sie hoffte ihre Ehe, welche sehr geheim geschlossen worden war, ihm verbergen zu können. Zum ersten Mal in ihrem Leben nahm Emma aus Liebe für ihre Schwester ihre Zuflucht zur List und Verstellung.

Da der Rückkehr Amos Blunt's kein Hinderniß mehr im Wege stand, so langte er schon am folgenden Tage in dem Städtchen an. Seine Wuth gegen die Feinde seines Vaterlandes vermehrte sich bei jeder Spur, welche sie zurückgelassen hatten. Er muthmaßte nichts von dem, was seinem Vaterherzen den stärksten Schlag verursachte; indessen war er einige Zeit gegen seine Töchter weniger offen, weniger herzlich als früher. Niemals sprach er von ihrem Gaste, aber wenn irgend etwas ihn seiner Erinnerung zurückrief, so erblaßte er, zog die Brauen zusammen, biß sich in die Lippen, und sein ganzes Wesen zeigte von dem Hasse, den er im Innern gegen ihn nährte. Eines Tages erschien Salli, die Magd, vor ihm in ihrem Sonntagskleide und ein kleines goldenes Geschmeide am Halse tragend. „Woher hast du das Geschmeide in den Zeiten der Widerwärtigkeit erhalten?" fragte Blunt. Das arme Mädchen, welches ihren Herrn kannte, und dessen beide Töchter erröthen sah, wagte nicht zu antworten, durch Blunt aber dazu gedrängt, stotterte sie mit einer Angst, als ob sie einen Diebstahl begangen hätte: „Kapitän Arthur hat es mir geschenkt." — Kaum hatte sie dieses Wort gesprochen, als Blunt ihr das Geschmeide vom Halse riß und mit dem Fuße zertrat. Einige Wochen nachher begab es sich, daß ein junger krüppelhafter Bursche aus dem nachbarlichen Pachthofe, mit einer schönen Flöte in der Hand, in Blunt's Gemach trat. „Jerry, mein Kind," sprach Blunt, der gleich dem Löwen sanft und freundlich sich gegen die Schwachen zeigte, „Jerry, mein Kind, ist dieß das Instru-

ment, welches du manchmal am Abende so angenehm spielst, und uns dadurch so viel Vergnügen machst? Zeige es mir doch. Der Knabe gab ihm die Flöte und sagte: „Herr, wenn Sie erst den Kapitän Arthur darauf hätten spielen gehört! Er hat mir diese Flöte geschenkt, weil ich so glücklich war, den Ring wieder zu finden, den er von Miß Anna bekommen hatte.“ — Im Augenblicke lag die Flöte im Feuer des Kamins, und ein fragender, argwöhnischer Blick fiel auf Anna und lenkte sich dann auf den Ring an ihrem Finger, auf den Ehering. „Ach! meine lieben Kinder, ich bin nicht im Stande, euch die Scene zu beschreiben, welche nun folgte. Alle lobenswerthen Empfindungen Blunt's schwiegen in diesem Augenblicke und ließen dem Ausbruche der wüthendsten Leidenschaften Raum. Emma, nicht für sich, sondern für ihre Schwester fürchtend, weinte und flehte um Gnade, aber ihre Stimme verhallte wie jene eines Kindes unter Sturmesgeheul. Anna ward aus dem Hause gestoßen mit dem strengen Verbote, nie mehr dahin zurückzukehren; die schändlichsten Namen strömten auf sie, und die letzten, die sie auf der Schwelle des väterlichen Hauses halb ohnmächtig, in den Armen ihrer Schwester liegend vernahm, waren Fluch und Verwünschungen, über sie ausgesprochen. Emma sorgte nun für Anna und wachte über sie mit mehr als schwesterlicher Liebe. Sie verschaffte ihr für's Erste eine ärmliche aber reinliche Wohnung, sie arbeitete oft die ganze Nacht, um Anna das Nothwendige zu verschaffen, denn Blunt hatte strenge

untersagt, seiner ungerathenen Tochter auch nur einen Schilling zu reichen.

Drei Monate nachher gebar Anna ein Kind, einen Knaben, und um ihr Unglück voll zu machen, blind. Die Arme wendete ihr ganzes Leben dazu an, über jenes Wesen zu wachen, welches, wie sie glaubte, von ihr dazu verdammt war, ewig elend zu seyn, indem sie durch ihren Fehltrirt des Himmels Zorn über dasselbe hervorgerufen hätte. Sie dachte an die Vergangenheit mit bitterer Reue, an die Zukunft mit Entsagung.

Fünf lange Jahre vergingen, ohne daß Anna von Arthur auch nur die geringste Nachricht erhielt; sie zweifelte, daß er noch lebe; denn Zeitungen gab es damals noch sehr wenige, und nur selten sah man einzelne Blätter in den kleinen Städtchen. Arthur konnte in einem Gefechte geblieben, er konnte auch nach England zurückgekehrt seyn, — und o grausame Voraussetzung! — sein Weib vergessen haben. Die Zeit, statt Blunt's Haß zu besänftigen und sein Herz zu milderen Gesinnungen zu bewegen, schien ihn in seinem grausamen Entschlusse nur noch mehr zu bestärken. Sein Vermögen, obschon durch den Krieg etwas geschmälert, war doch viel größer, als jenes seiner Mitbürger. Emma sollte seine einzige Erbin seyn. Emma, tugendhaft, verständig und sehr schön, fand mehr als einen Mann, der sich um ihr Herz und ihre Hand bewarb; allein sie empfing alle Huldigungen gleichgiltig, sie lebte nur ihren kindlichen und schwesterlichen Pflichten, und besonders in der Liebe für den kleinen blinden Knaben, dem sie mit außerordentlicher Zärtlichkeit zugethan war. Sie arbeitete ohne Unterlaß für ihn

und seine arme Mutter; ihre erfinderische Liebe fand hundert Mittel, dem Kinde jene Vergnügungen zu machen, wofür er bei seiner Blindheit empfänglich war. Sie brachte ihm Spielzeug, welches sein Ohr erfreute, sang ihm manche Stunde lang vor u. s. w. Alles liebte Miß Emma, und die Jünglinge beeiferten sich, ihr Blumen und die Früchte für ihren kleinen Liebling zu bringen.

Es schien, als ob der Kleine die Schwermuth schon mit der Muttermilch eingesogen habe. Man sah ihn fast immer auf einer Strohmatte, in einer Unbeweglichkeit liegen, welche für sein Alter ganz ungewöhnlich war. Aber sobald er Emma's Stimme oder Tritte vernahm, zappelten seine kleinen Füßchen, seine Händchen streckten sich aus und alle seine Züge wurden lebhafter, mit Ausnahme derjenigen, welche der Spiegel der Seele sind. Oft nahm ihn Emma auf den Arm und trug ihn in's Freie, hoffend, seinen Wangen dadurch die Farbe der Gesundheit zu verschaffen, allein vergebens; die unglücklichen Umstände, unter denen er geboren war, schienen unheilbringend auf ihn einzuwirken, und er welkte dahin wie eine Blüte von einem Wurm gestochen."

„Endlich, meine lieben Kinder, streckte jene Gewalt, vor welcher auch die Stärksten ihre Häupter beugen, die Hand auch über Blunt aus. Eine langsame, aber tödtliche Krankheit befiel ihn, und er sah, daß er sterben müsse. Schon lange hatte er ein Testament gemacht, und sein ganzes Vermögen Emma zugesprochen, mit der Bedingung daß sie nichts, gar nichts davon ihrer Schwester geben dürfe. Im Falle sie diese Bedingung nicht halten würde, verordnete er, daß sein Vermögen fruchtbringend angelegt,

und von den jährlichen Zinsen den Veteranen der Armee, welche seit Anbeginn des Krieges gedient hatten, und beweisen konnten, daß sie wenigstens zehn Engländer getödtet hatten, jährlich hundert Dollars gegeben werden sollten, insoweit nämlich das Kapital hinreichte.“

„Unter den eifrigsten Bewerbern um Emma's Hand war ein Jüngling Namens Henry Lee. Er hatte an Blunt's Seite gefochten und gesiegt, und dieser drang täglich in seine Tochter, ihm vor seinem Tode noch ihre Hand zu reichen. Emma aber, welche dem jungen Lee wirklich mit Freundschaft zugethan war, antwortete ganz einfach: „Lieber Vater, Henry weiß schon, daß ich ihm nur meine Freundschaft, aber nicht meine Liebe geben kann.“ — Übrigens wiederholte Blunt diesen Wunsch so oft, daß Emma wohl bemerkte, daß es der einzige, der höchste ihres Vaters sei. Sie überdachte, daß es wohl möglich seyn dürfte, um diesen Preis Verzeihung für ihre arme Schwester zu erlangen. Es war das größte Opfer, das ein Weib für das andere bringen konnte, aber Emma war ein edles, großmüthiges Wesen.“

„O, Großmama!“ rief Isabelle, „viel zu edel und großmüthig! ich kann nicht glauben, daß Sie uns da eine wahre Geschichte erzählen, denn wie kann ein so tief beleidigtes, zurückgewiesenes Herz ein so übermenschliches Opfer bringen?“

„Ich kann es glauben,“ sprach Lucie mit von edlem Eifer glühenden Wangen. Ich weiß sogar, daß eine Frau existirt hat, welche solcher Tugend, solcher Aufopferung fähig war, es war meine Mutter,“ fügte sie hinzu, indem sie ihre

Augen voll Thränen in ihre Schürze verbarg. Wir Alle waren tief ergriffen von dem einfachen, aber herzlichen Lobe, das Lucie über ihre Mutter aussprach, für die sie in Trauer gekleidet war, und Mistriß Tudor schwieg einige Augenblicke, bis sie mit zitternder Stimme also fortfuhr: „Und doch, Isabelle, muß ich dir, trotz deiner Ungläubigkeit, sagen: es ist eine ganz wahre Geschichte. Emma raffte ihren ganzen Muth zusammen, und erklärte ihrem Vater, daß sie Henry Lee unter der Bedingung heiraten wolle, wenn er seinen Fluch über ihre arme Schwester zurücknehmen, und in seinem Testamente für deren Zukunft bedacht seyn wolle.

Der Alte hörte sie an, ohne sie zu unterbrechen, er antwortete nichts, sein Gesicht überzog sich mit Todtenblässe, große Schweißtropfen standen auf seiner Stirne, sein Athem war schwer, es schien, als wolle ein innerer Kampf verschiedenartiger Empfindungen seinem Leben früher ein Ende machen. Emma war darüber sehr erschreckt, sie wagte es nicht in diesem Augenblicke mehr in ihn zu dringen, und suchte ihn nur zu beruhigen. Zwei Tage dauerten diese konvulsivischen Bewegungen mehr oder minder heftig fort. Er sprach kein Wort mit Emma, sah sie nicht einmal an, aber der zärtliche Druck seiner Hand, wenn sie ihm Arznei reichte, erweckte in ihr einen Hoffnungsstrahl. In der letzten Stunde seines Lebens kam Blunt noch zu sich, und zum ersten Mal wieder heftete er sein Auge auf sie, und befahl ihr, aus seinem Schreibkasten ein versiegeltes Papier zu holen. Sie gehorchte. Es war sein Testament. Er zerriß es mit zitternden Händen, sprechend: „Das Gesetz soll gleich theilen zwi-

schen euch — euch Beiden." — Emma stürzte auf ihre Knie. „O mein Vater! mein geliebter Vater;" rief sie, „sprich auch das Wort Verzeihung über meine Schwester aus!" — „Das kann ich nicht, Emma," versetzte der Sterbende, „aber ich will Gott bitten, daß er ihr verzeihe Jetzt, mein Kind, bete für deinen Vater." Emma betete langsam und verständlich das heilige Gebet des Herrn, das Alles in sich schließt, was der Sterbliche von dem höchsten Wesen zu erflehen hat, und der Sterbende wiederholte die Worte mit matter Stimme. Nachdem sie zu der Bitte kam: „Verzeihe uns, Herr, unsere Schuld, so wie wir verzeihen —" schrie der Vater mit fast gewohnter Heftigkeit: „Halt ein!" — Es schien, als begriff er zum ersten Mal den Sinn dieser Worte. „Halt ein!" schrie er, „das kann ich dir nicht nachbeten."

In diesem Augenblicke stürzte Anna, die verstoßene Unglückliche, in das Zimmer und zum Bette hin, ihr Kind auf dem Arme, sie sank neben Emma auf ihre Knie und hielt das unschuldige Wesen ihrem Vater entgegen. Ach, es war nicht mehr die einst so frische blühende Anna. Verwelkt, abgemagert, mit erloschenen Augen, zeigte sich den Blicken des Sterbenden ein Schreckbild von seinem Fluche getroffen. Ein tiefer Seufzer stieg aus dem Innern seines Busens empor. „Ich verzeihe," sprach er, „aber" — seine Augen schließend — „ich kann nicht vergessen." — So zwischen den hartnäckigen irdischen Leidenschaften und den siegreichen himmlischen getheilt, hauchte Blunt seine Seele aus. Mistriß Tudor schwieg. Auch ihre Zuhörer blieben stumm, zu sehr erschüttert durch das Gemälde zu heftiger Leidenschaften, als

daß sie ihre zarte Jugend aus Erfahrung zu kennen oder sie zu begreifen fähig gewesen wären. Isabelle bat zuerst um Fortsetzung der Erzählung. „Großmama,“ sprach sie, „ich hoffe, wir haben den traurigsten Theil der Geschichte überstanden. Anna wird freilich sterben, das seh' ich wohl noch kommen. Arthur wird zurückkommen, seine Gattin todt finden, und Emma heiraten.“

„Aber,“ fiel Lucie ein, „das ist ja unmöglich. Sie haben ja gehört, daß Emma versprach, dem Henry Lee ihre Hand zu reichen.“ — „Ach! Henry ist gewiß ein großmüthiger Jüngling, der auf seine Rechte Verzicht geleistet hat. Die Großmama hat uns beim Anfange der Erzählung etwas von einem Geiste gesagt, und zwar, daß dieser der Einzige sei, an den sie fest glaube, den armen Geist haben wir Alle vergessen. Nun wohl, dieser Geist wird der Geist der verstorbenen Anna seyn, und dieser wird der Schwester Emma erscheinen, und ihr befehlen, Arthur zu heiraten.“

„Wenn dich deine eigenen Muthmaßungen nicht besser unterhalten, liebe Isabelle,“ sprach Mistriß Tudor, „als meine Geschichte, so will ich jetzt in derselben fortfahren. Arthur war wirklich, wie er es vermuthet hatte, zur Armee nach Süden befehligt worden. Lange Zeit erhielt sich die Liebe für seine Frau mit gleicher Heftigkeit in seinem Herzen; allein er erhielt keinen Brief von ihr, und auch die seinigen gelangten nicht in das Städtchen, welches sie bewohnte. Zwei Jahre der Entfernung schwächten, ja vertilgten endlich fast den Eindruck, den ein so kurzer Umgang mit Anna in ihm hervorgebracht hatte. Ausgezeichnet in seiner militärischen Laufbahn, mit der Gunst seiner Vorgesetzten

beschenkt, überließ er sich der ausgelassensten Fröhlichkeit mit seinen Kameraden. Sein Stolz und sein Hang zum Vergnügen steigerten sich immer mehr in dieser gefährlichen Gesellschaft, und ich muß es sagen, er blickte auf jene einst geschlossene Verbindung mit Reue zurück, und sprach mit keinem Menschen auf der Welt davon. Endlich kam jener wohlthätige Mahner, welcher so nothwendig ist, um die gebrechliche Tugend zu retten, jener Bote des Himmels: die Krankheit. Mehre Monate hielt ihn ein heftiges, hitziges Fieber im Bette, und erst als der Friede geschlossen war, wurde es ihm möglich, jenen Entschluß auszuführen, den er in den Stunden des Leidens gefaßt hatte.

Einige Wochen nach Blunt's Tode hielt Arthur, auf einem schönen Pferde sitzend, vor einer Herberge, einige Meilen von dem Städtchen B*** entfernt. Er wollte die Leute, welche unter dem Thore standen, um das fragen, was ihn am meisten interessirte, allein er brachte es nicht über sich, und erkundigte sich daher nur, wie weit es von hier noch nach dem Städtchen B*** sei. Man gab ihm Auskunft und — alle seine Kräfte zusammenraffend — fügte er noch die Frage hinzu: „Das Haus des Amos Blunt steht, wenn man mich recht berichtet hat, dießseits der Stadt?“ — „Ja,“ antwortete man, „Sie werden vier Meilen von hier das Haus finden, wo Blunt wohnt — oder wohnte, denn er ist gestorben, aber einige Personen seiner Familie sind noch dort.“ — Arthur zog rasch den Zügel seines Pferdes und beeilte sich weiter zu kommen, in der Angst, ein Wort mehr zu hören. Traurige Ahnungen beengten seine Brust und seine Gewissensangst zeigte ihm in einer abschreckenden und wider=

lichen Gestalt die Bahn, welche er durchwandelt hatte. Jetzt betrachtete er die Leidenschaften seiner Jugend mit einem Gefühl, welches der Verachtung nahe kam, er dachte an seine thörichte Heirath, an das sträfliche Verlassen seines Weibes mit tiefer Reue. Er fühlte, daß er die Strafe des Himmels verdient habe, und beugte sein Haupt, sie zu empfangen. Der Weg führte an dem Saum eines Hügels vorbei, und das schwache Sternenlicht fiel auf hohe zerstreute Pinien, dichtes Gesträuch umgab den Reiter, Unken quackten in den Sümpfen und Arthur's düstere Einbildung sah in Allem eine böse Vorbedeutung. Als der Reisende den Gipfel des Hügels erreicht hatte, schloß sich seinem Blicke das Thal auf, in dessen Mitte das Städtchen lag. Der abnehmende Mond erschien am Horizonte, doch von Wolken verhüllt, deren versilberte Ränder allein seine Gegenwart verriethen. Arthur ritt in tiefen Gedanken vorwärts, alles Unglück, welches seine Frau erlitten haben konnte, stellte sich seinem Geiste dar, doch eine Furcht überwog die andere, nämlich der Gedanke: ach! wenn sie die Stimme der Reue nicht hören, wenn sie das Wort „Verzeihung" nicht mehr aussprechen könnte. — „Ja, sie ist todt," rief Arthur endlich verzweiflungsvoll, „und ich habe diese Strafe verdient."

In diesem Augenblicke stieg der Mond hellstrahlend aus den Wolken hervor. Er ritt noch über eine ländliche Brücke, dann einen kleinen Abhang empor, und da sah er nun Blunt's Haus vor sich. Er betrachtete schweigend das alte unregelmäßige Gebäude; es war noch, wie er es verlassen hatte, aber kein Lichtstrahl aus den Fenstern zeigte, daß es bewohnt sei. Alles war dunkel und stille um ihn.

Bevor er das Haus ganz erreichte, mußte er noch einen Platz zurücklegen, der zugleich die zärtlichsten Erinnerungen und zugleich die schmerzlichsten Besorgnisse in ihm erregte. Es war ein Grasplatz von beiläufig 40 Klaftern, im Niveau mit dem Wege, aber von der andern Seite von Felsen geschlossen und mit Ahornbäumen, Linden und Buchen besetzt. Zwei sehr alte Ulmen schieden dieses kleine Heiligthum von dem Wege. Amos Blunt hatte diesen Platz von allen andern geliebt, und ihn zu seiner Grabstätte bestimmt. Hier hatte Arthur oft mit den beiden Schwestern gesessen, hier ruhte auch ihre Mutter.

Arthur fühlte Eiseskälte durch sein Innerstes rieseln, als er sich dem einfachen Erdhügel nahte. Ich will nicht dahin schauen, dachte er, allein er konnte seinen Blicken nicht befehlen. Ein unwiederstehlicher Instinkt leitete sie dahin und hielt sie dort fest. Er gewahrte eine Gestalt, welche sich einem frisch aufgeworfenen Grabe näherte. Die Gestalt hatte die Größe, die Bewegungen seiner Frau. Sie war in ein weißes Tuch gehüllt und als sie das Grab erreicht hatte, warf sie sich auf dasselbe. Arthur zitterte, aber näherte sich leise, um die Züge der Gestalt sehen zu können. Ha! es war keine Täuschung seines kranken Gehirns, wirklich lag ein blasses Wesen unbeweglich auf der frisch gegrabenen Erde. Ja, es war sein Weib mit den Furchen des Kummers auf dem blassen Antlitze. Aber dieses Antlitz drückte zugleich den Frieden, die Heiterkeit des Todes aus. Die langen Wimpern ruhten auf den Wangen, als ob der Schlummer natürlich ihre Augenlider geschlossen hätte. Selbst das weiße Leichentuch, worein sie gehüllt war, bildete um ihre Glieder

weiche, anmuthige Falten. Einer ihrer Arme auf das Grab hingestreckt, schien sich um einen geliebten Gegenstand zu schlingen, mit einem Gefühle des Besitzes und der Sicherheit. An einem der Finger glänzte der Ehering. Heftig wurde Arthur von diesem Gesichte ergriffen, er kniete nieder und bat Gott, ihm den Zweck dieser geheimnißvollen Erscheinung zu enthüllen. Dann stand er auf, warf die Blicke aufs Neue auf die stumme, unbewegliche Gestalt; im höchsten Ausbruche seiner Erschütterung trat er noch näher, beugte sich über sie und richtete die heftigsten Ausdrücke der Reue an den erzürnten Geist seiner Frau.

Bei dem Tone seiner Stimme erhob sich die Gestalt, ihre Wangen färbten sich, und Anna, die lebende Anna, stand vor ihm. Sie warf unruhige zweifelnde Blicke um sich und einen lauten Schrei ausstoßend, stürzte sie in Arthur's Arme. Sie lebte, er konnte aus ihrem Munde seine Verzeihung und ihre treue Liebe vernehmen. Gestärkt durch die süße Gewißheit, trug er sie in das Haus ihres Vaters. Emma empfing sie an der Thüre.

Ich will euch nun nicht mit mehren einzelnen Nebenumständen langweilen, ihr könnt sie euch selbst ausmalen. Das Grab, wie ihr vielleicht schon geahnt haben werdet, war jenes des blinden Kindes. Man hatte es am vorigen Tage beerdigt, und seine arme Mutter, von vielen Nachtwachen geschwächt, hatte in einem fieberhaften Traume ihr Bette verlassen, sich in ihr Betttuch gehüllt und den Erdhügel aufgesucht, der ihr Liebstes in sich schloß."

Wir blieben einige Zeit stumm, theils von dem Vergnügen ergriffen, welches uns ein glücklicherer Ausgang, als wir ihn gehofft hatten, verursachte, theils aber auch etwas ungehalten, daß es im Grunde doch keine Geistergeschichte war, wie uns Mistriß Tudor versprochen hatte. Isabelle nahm wie gewöhnlich zuerst das Wort.

„Und Arthur,“ fragte sie, „war er seiner Frau immer liebend zugethan?“

„Immer, meine liebe Isabelle. Er führte seine Frau nach England, wo sie von seiner Mutter ehrenvoll empfangen, und als sie selbe näher kennen gelernt hatte, herzlich geliebt wurde.“

„Und die gute Emma,“ fragte Lucie, „die sanfte Emma, immer mit dem Glücke Anderer beschäftigt, vereheligte sich vermuthlich, wie sie versprochen hatte?“

„Ja mein Kind, und ihre Neigung für ihren Gatten wuchs mit jedem Tage und ließ sie in ihrer Verbindung ein wahres Glück und jene Ruhe finden, welche romantische Leidenschaften selten gewähren.“

„Aber,“ sprach Isabelle, „was that Anna, was konnte sie thun, um ihrer engelguten Schwester ihre Dankbarkeit zu bezeigen?“ — „Es gibt Gefühle,“ versetzte Mistriß Tudor, „für welche kein Ausdruck möglich ist, aber Anna bewies die ihrigen gegen ihre Schwester durch alle Mittel, welche ihr ihre gegenwärtige Lage möglich machte. Emma war auch von ihrer Liebe und Dankbarkeit so überzeugt, daß sie, als sie selbst hierauf von einer tödtlichen Krankheit befallen wurde, ihre Tochter ihrer Schwester

vermachte, überzeugt, daß sie ihre Zärtlichkeit und Sorgfalt zwischen dieser und ihrer eigenen Tochter theilen werde.“

Isabelle sah Mistriß Tudor mit großen Augen an, sprang auf, und rief: „Großmama! nun begreif' ich Alles. Sie haben uns die Geschichte unserer eigenen Mütter erzählt.“ — Und sich gegen Lucien wendend, schloß sie diese zärtlich in ihre Arme. Ich las in Isabellens beseelten Zügen, in ihren schönen, zum Himmel gerichteten Blicken die Gedanken, welche sich in ihrer Seele kreuzten und sich endlich in die innigste Liebe für ihre Cousine vereinigten, während Luciens Wangen sich rötheten über den heiligen Sieg, den die Tugend ihrer geliebten Mutter errungen hatte.

Der Unbekannte.

Eine geheimnißvolle Geschichte.

Erstes Kapitel.

Die Bewegung.

In einem kleinen Städtchen, nicht weit entfernt von London, lebte ein Prokurator mit seiner einzigen Tochter Laura. Die Lieblingsbeschäftigung des Mädchens war die Romanenlektüre, war es daher wohl ein Wunder, daß sie in ihrem achtzehnten Jahre so ganz eigentlich nach Liebe schnappte? Eines Abends ging sie im nahen Gehölze spazieren, sah mit großem Interesse das zärtliche Schnäbeln der Vöglein und ein tiefer Seufzer entquoll dem Busen, als sie einen Jüngling gewahrte, der im tiefen Nachdenken an einen Baum gelehnt stand. Er trug ein sehr elegantes Kleid, welches übrigens für seine schlanke Gestalt etwas zu weit schien, seine schwarzen Haare bildeten dichte Locken auf seiner Stirne, ein anmuthiges, man kann sagen, schönes Gesicht mit funkelnden Augen qualifizirte ihn ganz zu einem Romanenhelden. Er murmelte folgende Worte: „Fürchterliches Schicksal! kann ich dir widerstehen? Unmöglich! Seit vier Jahrhunderten haben meine Voreltern dieses Amt geführt,

diesen Titel getragen von dem Vater auf den Sohn ohne Unterbrechung. Soll ich der Erste dieses erbliche Recht von mir werfen? Ich darf, ich kann es nicht!«

Der Jüngling entfernte sich vom Baume, und erblickte Laura, die ihre Augen freudig bewundernd auf ihm ruhen ließ, denkend, es stehe wenigstens der Lord-Kanzler vor ihr. Der Jüngling hielt an, das Mädchen that dasselbe. Der Jüngling gab Zeichen der Überraschung, das Mädchen seufzte. — »Herrliches Geschöpf!« rief der Jüngling und streckte seinen Arm dem Mädchen entgegen, um den ihrigen zu fassen, allein furchtsam, wie es der Heldin eines Romans geziemt, fuhr Laura mit einem schwachen Schrei zurück.

»Wie?« nahm der Jüngling traurig das Wort, »auch du wendest dich von mir, auch du fürchtest mich?«

»Laura ward durch diese Worte bis zu Thränen bewegt, der Jüngling faßte ihre Hand.

Ich will hier nicht weiter ihre interessante Unterredung verfolgen, es genüge zu wissen, daß die beiden jungen Leute beim ersten Anblicke heftig in einander verliebt wurden. Für Laura hatte der Gedanke, ja die Gewißheit, von einem Jünglinge geliebt zu werden, dessen Ahnen seit vierhundert Jahren einen erblichen Titel trugen, ein erbliches Vorrecht vom Vater auf den Sohn übertrugen, einen außerordentlichen Reiz. Allein, worin bestanden diese Würden und Vorrechte? Sie fragte ihn darum. Er änderte die Farbe, biß sich in die Lippen, steckte die beiden Hände in die Taschen und antwortete: »Süßes Mädchen, verzeihe mir, aber ich kann dir nicht sagen, wer ich bin.«

„Wär's vielleicht gar ein Königssohn incognito?“ sprach Laura zu sich selbst. Sie stellte den Jüngling ihrem Vater vor. Er drückte dem alten Prokurator die Hand und sprach: „Unsere Familien sind seit langer Zeit gute Freunde.“

„Wie?“ versetzte der Prokurator, „wir kennen uns? Wollen Sie die Güte haben, mir Ihren Namen zu sagen?“

Der Liebhaber wurde verwirrt, er stotterte einige Entschuldigungen. Der Prokurator betrachtete ihn lange und aufmerksam. Der Jüngling hatte in seinem Wesen etwas Kühnes, Unternehmendes, Muth strahlte aus seinen Blicken, und Kraft lag in seinen nervigen Armen. — „Ach,“ sprach der Prokurator, halb leise und indem er ihn bei der Hand faßte, „Sie haben wohl gerechte Ursache, Ihren Namen geheim zu halten. — Eine böse Stunde — Sie haben Ihren Mann gefaßt und getödtet. — Hab' ich's errathen?“

Der Jüngling schrie laut auf, und sich das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, stürzte er aus dem Zimmer.

Zweites Kapitel.

Aufklärungen.

Dem Prokurator war Alles klar: der feurige Jüngling hatte eine Beleidigung nicht geduldet, einen Ehrenhandel gehabt und im Duell den Sieg davon getragen. Dieß verdoppelte noch Laura's Liebe für ihn. Der Vater seinerseits sah auf jeden Fall aus dieser Bekanntschaft Vortheil für sich erwachsen. Er beschloß fürs Erste genaue Erkundigungen über die Vermögensumstände des jungen Mannes einzuziehen. Ist er sehr reich, dachte er, so mag er meine Tochter haben, ist

er es nicht, so zeig' ich ihn den Gerichten an und streiche dafür die von den Gesetzen bestimmte Belohnung ein. Ein Prokurator trägt immer auf zwei Achseln, der unserige hatte seinen Plan gefaßt, suchte den Fremden auf und fand ihn im nahen Gehölze, einen Baum aufmerksam betrachtend.

„Sie verstehen vermuthlich die Waldkultur, und haben große Kenntnisse vom Holze?“ redete er ihn an.

„Hm, ja wohl, eine gewisse Gattung von Holz kenn' ich gut.“

„Haben Sie viel Holz im Besitze?“

„Sehr viel, antwortete der Fremde schnell.“

„Und vermuthlich von der besten Gattung?“

Ja, solches, wie man es zu Schiffen und auch Schaffotten braucht.“

„Das ist das vorzüglichste,“ antwortete der Rechtsmann, und machte eine maliziöse Pause. Dann fuhr er fort: „Sie können sich nicht mehr verbergen, Ihr Rang ist offenbar.“

„Gerechter Himmel!“

„Ja, meine Tochter hat Sie von erblichen Vorrechten und Auszeichnungen sprechen gehört, welche schon seit 400 Jahren bei Ihrer Familie sind.“

„Wie, sie hat gehört?“

„Alles, und das Nützlichste, das Pekuniäre wird wohl ebenfalls mit dem Ehrenvollen verbunden seyn?“

„Die Regierung sorgt für unsere Existenz.“

„Oh, eine Pension also, und auch erblich?“

„Wie Sie sagen.“

„Ja, ja, so geht es in unsern Zeiten. Eine erbliche Pension! Aber auf solche Art hängen Sie von —“

„Was hängen?“ fiel der Fremde mit fürchterlicher Stimme ein.

„Nun, ist's nicht wahr, daß Sie von dem abhängen, der Ihnen die Pension bezahlt? ein bequemes Leben ist das freilich, ich möcht's wohl auch so gut haben, soll mich der Henker hohlen!“

„Sie?“ stammelte der Unbekannte, und stand starr und unbeweglich.

Drittes Kapitel.

Werbung.

„O schöne Laura! willigen Sie ein, mir Ihre Hand zu reichen?“ sprach bittend der Fremde, und warf sich dabei auf sein gelbseidenes Sacktuch auf ein Knie.

Die sanfte Röthe der Bescheidenheit übergoß Laura's Wangen und sie stotterte: „Ach, Sie — Sie sind so zudringlich. — Werden Sie mich auch immer lieben?

„Immer! ewig, noch über die Ewigkeit hinaus.“

„Und — werden Sie mir jetzt endlich einmal sagen, wer Sie sind?

„Nach der Hochzeit, mein Engel — aber jetzt, jetzt noch nicht,“ erwiederte der Fremde etwas verdutzt.

„Jetzt, jetzt auf der Stelle will ich es wissen,“ sagte Laura Anfangs gebieterisch; gleich darauf aber fing sie an zu schmeicheln: „Bitte, bitte, lieber Mann.“

Er schwieg.

„Sehen Sie, wozu wollen Sie hinter dem Berge halten. Ich weiß ja so schon fast Alles. Sie sind der Ältere Ihrer Geschwister."

„Ja, der bin ich — leider!"

„Es besteht bei Ihrer Familie ein erblicher Titel, oder ein erbliches Amt."

„Ach ja, so ist es."

„Und dieses Amt kommt nun Ihnen zu."

„Gewiß."

„Geben Sie mir davon die Beweise," fiel der Prokurator ein, der die beiden jungen Leute belauscht hatte, „und meine Tochter ist die Ihrige, und wenn Sie auch zwanzig umgebracht hätten."

„O bewundernswerthe Philosophie, großmüthige Empfindung, lobenswerthe Grundsätze, des aufgeklärten Zeitalters würdig," rief der Unbekannte und warf sich zu den Füßen des Rechtsgelehrten.

Viertes Kapitel.

Indirektes Licht.

Der Unbekannte trug, wie wir schon gesagt haben, prächtige Kleider. Das Geheimniß, welches ihn umgab, zog natürlicher Weise alle Blicke der Bewohner der kleinen Herberge auf sich, in welcher er einlogirte. Eines Morgens sprach man von ihm in der Küche dieser Herberge, während der Aufwärter seinen Frack ausbürstete. Ein Schneider aus London, der eben in der Provinz reiste, trat ein und forderte

sein Frühstück, welches er, wie er sagte, schon lange auf seinem Zimmer erwartete.

„Das ist doch wirklich ein schöner Frack," sagte der bürstende Aufwärter, ohne den Schneider gewahr zu werden. — „Und wie prächtig gefüttert, ganz mit weißer Seide," setzte die Köchin hinzu, indem sie näher trat, und einen Schoß des Frackes umwendete.

„Was seh' ich?" fiel der Schneider ein, „dieß ist das Kleid des Grafen Rompicollo. Ja, es ist's, ich irre mich nicht; denn in meinem Atelier ist es gemacht worden."

„Ha! jetzt ist Alles mit einem Male klar," schrie der Aufwärter. „Der Fremde ist ein Graf. Ach! was wird Miß Laura für eine Freude haben, wenn sie das erfährt."

Die Wirthin trug geschwinde dem Schneider frische Eier zum Frühstücke hin und fragte: „Sir! ist es auch gewiß, daß der Fremde, dem dieß Kleid gehört, der Graf Rom — Rompicollo ist?"

„Sein Kleid ist's gewiß," antwortete der Schneider, „aber Er — nein, der Graf selbst kann's unmöglich seyn, denn der wurde ja im vorigen Jahre um diese Zeit gehängt."

Fünftes Kapitel.

Die Abreise.

„O du himmlische Güte! welch ein seltsames Abenteuer!" rief der Prokurator, indem er den Wirth der Herberge bis vor sein Haus begleitete. „Ich bin Ihnen vielmal verbunden für die Mittheilung. Wenn ich bedenke, daß ich auf dem Punkte stand, meine Tochter einem Gehängten zum Weibe

Bayerische Staatsbibliothek

zu geben, so sträuben sich mir die Haare auf dem Kopfe empor.“

Laura zerfloß in Thränen. „Wenn's etwa gar ein Vampyr wäre!“ sagte sie zurückschaudernd, „denn es ist doch unmöglich, daß ein Mensch noch lebe, der vor einem Jahre schon aufgehängt worden ist.“

Indessen kam der Fremde aus seinem Zimmer herab, und die neugierige Menge theilte sich schnell, um ihm Platz zu machen. Das Küchenmädchen, das er gewöhnlich freundlich am Kinne zu fassen pflegte, schrie, als er die Hand nach ihr ausstreckte, laut auf, und fiel ohnmächtig zu Boden.

„Himmel!“ sagte der Unbekannte zu sich selbst, indem er unruhige Blicke um sich warf, „sollte ich erkannt seyn?“

„Ja, Sir, Sie sind erkannt,“ antwortete der Aufwärter keck. „Man weiß, daß Sie der Graf Rompicollo sind.“

Mit einem Schrei des Entsetzens gewann der Fremde den Speisesalon, wo er sich einschloß. Heftig schritt er da auf und nieder, und hielt folgendes Selbstgespräch: „Verflucht seien diese erblichen Gewohnheiten und Auszeichnungen. Sie vergiften mir mein ganzes Leben. Sie rauben mir Laura und ihr schönes Heirathsgut. — Nein, ich kann noch zu ihr fliegen, bevor die Nachricht sich verbreitet. Sie muß mir gutwillig oder mit Gewalt folgen.“

Um der versammelten neugierigen Menge zu entgehen, nahm der Fremde seinen Weg durch das Fenster. Er lief schnurstracks in des Prokurators Wohnung und fand Miß Laura im Garten. Sie weinte heftig und hatte ihr Sacktuch vergessen. Der Fremde bot ihr das seinige und die Blicke

Bayerische Staatsbibliothek

des Mädchens fielen auf einen Zipfel des Sacktuches, in welches eine Krone und unter derselben ein R. gestickt war.

„Ach, es ist nur allzu wahr,“ sprach Laura schluchzend und auf den Buchstab deutend, „Sie sind der Graf Rompicollo.“ Sie konnte vor innerer Bewegung nicht weiter sprechen.

„Hölle und Teufel,“ schrie der Unbekannte, „was hat man Ihnen von dem Grafen gesagt?“

Mit einer kaum hörbaren Stimme, welche durch lautes Schluchzen unterbrochen wurde, flüsterte Laura: „Er — er — wurde — aufgehängt.“

„So ist Alles für mich verloren!“ schrie der Unbekannte, machte eine fürchterliche Geberde und stürzte fort.

„Ach! es ist kein Zweifel mehr,“ sagte Laura, indem die Thränen strömend ihren schönen Augen entflossen, „er ist ein Vampyr. Aber Vampyr oder nicht, nachdem er schon vor einem Jahre gehängt worden ist, so wär' er vielleicht doch ein guter Ehemann geworden.“

Sechstes Kapitel.

Der Philosoph.

Es war ein trüber, trauriger Tag, ganz geeignet zu den Begebenheiten, welche er bringen sollte. Eine Stunde beiläufig nach der Unterredung im vorigen Kapitel fing es in Strömen zu regnen an. Der geheimnißvolle Fremde befand sich auf der Landstraße, welche zur Hauptstadt der Grafschaft führte. Er hoffte einen der öffentlichen Wagen anzutreffen, die immer auf dieser Straße fahren. Er knöpfte

sorgfältig den verhängnißvollen Frack zu. „Umsonst," sagte er, „habe ich also das Beste, was ich hatte, auf den Leib gehängt. Überall verfolgt mich mein böses Schicksal! Sogar der Regen thut das Seinige. Er ruinirt mir mein schönstes Kleid und wer weiß, wann ich wieder ein solches bekomme." Der Regen nahm ihm den Rest der Worte vom Munde weg. Er sah um sich, ob er nicht einen Zufluchtsort entdecken könne, und gewahrte rechts am Abhange eine kleine Herberge, welche er eiligst zu gewinnen suchte. Während er dort seine Kleider am Kamine trocknete, las ein anderer Reisender an einem Tische sehr eifrig in einem Buche. Dieser Mann war ganz kahl, schon ziemlich bejahrt, und das Buch, welches alle seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, war: „Glumen Borchinsicienlornus, über die Geschicklichkeit in einem Parallelogramm zu leben und sich nur in rechten Winkeln zu bewegen." Von seinem eigenen Mißmuth zu sehr ergriffen, nahm der Fremde diesen Mann nicht in Acht, und sprach, seine Kleider trocknend, zu sich sich selbst: „Ach! so gibt es also nirgend mehr Liebe für mich? Ich werde nie ein braves, liebenswürdiges, reiches Mädchen mein nennen können! Die gesellschaftlichen Verhältnisse zwingen mich allein in der Welt zu stehen. Entsetzliches Recht der Erstgeburt! Hassenswürdige erbliche Vorrechte!"

Der Kahlkopf, welcher ein großer Philosoph war und ein dickes Buch geschrieben hatte, worin er klar bewies, daß der Mensch kein Affe sei, sprang freudig vom Stuhle auf, als er diese Worte vernahm. „Mein Herr!" sprach er, indem er unsern Unbekannten bei der Hand faßte, „Ihre Grundsätze machen Ihrer Weisheit Ehre. Sie gehören unter die

kleine Anzahl von Menschen, deren Begriffe ihrem Jahrhunderte vorgeeilt sind. Erbliche Vorrechte sind die wahren Geißeln der Civilisation."

„Sie haben ganz recht, mein ehrenwerther Herr!" antwortete der Unbekannte mit einem Seufzer.

„Vermuthlich," erwiederte der Weise, „sind Sie der jüngere Sohn einer edlen Familie, und daher durch die Vorrechte der Erstgeburt aller Ihrer Ansprüche beraubt?"

„Nein, ich selbst bin der Erstgeborne, ich selbst übe diese Vorrechte aus und beklage mich doch."

„Hochherziger Jüngling, welche Großmuth! Das ist die Frucht tiefer Ansichten, der aufgeklärte Mensch kann kein Egoist seyn."

Der Fremde, durch das Beispiel aufgeregt, verfiel in enthusiastische Beredsamkeit, und schloß seine salbungsreiche Rede über menschliche Monopole und Vorurtheile endlich mit den Worten: „Wenn diese erblichen Monopole schon Euch so drückend erscheinen, welches Unglück stiften sie erst unter Euern Nachgebornen an. Verurtheilt zur Armuth und zu allen ihren Folgen, sinken sie allmälig tiefer, begehen am Ende Verbrechen und ihr hängt sie auf."

„Wir hängen sie auf, ach!" rief der Fremde mit fürchterlicher Stimme und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen.

„Welch philanthropische Theilnahme!" sagte der Philosoph. „Verzeihen Sie meine Kühnheit, aber ich will, ich muß mich Ihnen vorstellen, wie ich bin. Ich bin der Philosoph Slatternobigioso, habe meine ganze Wissenschaft auf das Psychische des Menschen gerichtet und glaube die wahre Natur des Lasters zu kennen."

„Ja," murmelte der Fremde, „auch ich kenne das Laster, besonders sein Ende."

„Vielleicht haben auch Sie Ihre Erfahrungen aus den Lebensgeschichten dieser großen Schule aller praktischen Wahrheit geschöpft? Ich nehme eben jetzt das Leben eines merkwürdigen Verbrechers vor."

„Und ich, mein Herr," sagte der Unbekannte, indem er seinen Hut nahm, „gehe dasselbe zu thun."

Siebentes Kapitel.

Eifersucht.

„Ach, Miß!" sagte der Schneider, der auf seinem Wege durch das Städtchen Laura begegnete, die, „Werther's Leiden" in den Händen, nach Hause ging, „der Vogel ist also doch ausgeflogen. Wie konnten Sie aber so verblendet seyn, Ihre schöne Hand einem —"

„Ich weiß, was Sie sagen wollen," erwiederte Laura, „und ich bitte Sie, über diesen Punkt zu schweigen. Sie haben ihn also gekannt?"

„Ja, aber nur vom Sehen! Freilich bei sehr merkwürdigen Gelegenheiten, so zu sagen, auf der Probe. Aber Sie werden ihm nicht mehr begegnen. Er hat morgen früh in der benachbarten Stadt zu thun, wohin er berufen worden ist."

„Und warum?" fragte Laura.

„Warum?" sagte der Schneider, „bereiten Sie sich auf einen fürchterlichen Schlag vor. — Er wird dort ein anderes Band knüpfen."

„Wie, Elender! Treuloser! Schändlicher!“ schrie Laura, die von Eifersucht fürchterlich ergriffen wurde. „Ein anderes Band wird er knüpfen, sagen Sie?“

„Ja, ganz gewiß, das arme Schlachtopfer erwartet ihn schon.“

Achtes Kapitel.

Entwickelung.

„Armer Vetter William!“ sagte der Prokurator, indem er noch den Rest seines Frühstücks hinabschlürfte, „er hat freilich viel verbrochen, bis er so weit gekommen ist, aber er war doch unser Nachbar, wir müssen ihn doch auf dem letzten Gange begleiten. Zieh dich an, Laura, und komm mit mir, das wird deinen Trübsinn etwas zerstreuen.“

„Aber Vater! ich fürchte, es wird ein großes Gedränge seyn. Freilich wird es ein sehr rührendes Spektakel seyn, und die Fahrt so wie die Luft werden mir wohl thun.“

Beide fuhren nach der Hauptstadt der Grafschaft. Auf dem großen Platze daselbst angelangt, sahen sie ein Schaffot erbaut, welches sich über die Köpfe der Zuseher erhob. Laura's Herz pochte hörbar, ihre Knie zitterten, sie wollte umsinken. Um sie herum schwatzten mehre Personen mit einander. Der Eine sagte: „Man hatte viele Mühe, ihn dazu zu bewegen, er wollte das Amt nicht übernehmen, welches doch schon 400 Jahre bei seiner Familie ist.“ — „Ich habe mir erzählen lassen,“ erwiederte der Zweite, „man habe auch schon einen Andern gesucht, endlich aber, weil es mit

so beträchtlichen Einkünften verbunden ist, hat er sich doch wieder dazu herbeigelassen.

„Da kommt der arme William!“ sagte der Prokurator, „wie blaß er ist, er kann gar nicht gehen, sie müssen ihn tragen.“

Laura erhob das Köpfchen, sah den armen William, der zum Hängen ausgeführt wurde, und neben ihm eine ihr wohlbekannte Figur.

„Der Graf Rompicollo!“ schrie der entsetzte Prokurator. — „Gott! mein Geliebter!“ schrie Laura.

„Er ist's!“ sprach ein Nebenstehender, „richtig, es ist der erbliche Henker der Grafschaft.“

Eine Nacht in der Diligence.

Komische Skizze aus dem Leben eines meiner Freunde.

Es war im Jahre 1819. Ich zählte damals zwanzig Jahre, besaß ein Herz voll Liebe und einen Kopf voll angenehmer Täuschungen. Zwanzig Jahre! glückliches Alter, wo das Leben sich vor unsern Blicken mit einem phantastischen Gefolge von Freuden und Wundern entrollt! Stunde des Enthusiasmus und des Glückes, in die Existenz des Sterblichen geworfen, gleich einer Rose in der Wüste. Trügender Spiegel der Zukunft, in welchem man nur die vergoldete Oberfläche der Welt und der menschlichen Gefühle erblickt. Die himmlische Frühlingszeit besaß ich, als ich von meinem Vater die Erlaubniß erhielt, eine Reise zu machen. Ich wählte mir zuerst Triest. Das Meer! das große unendliche Meer, dieses sichtbare Element lockte mich dahin. Ich sollte sie sehen die große herrliche Kokette, allen Schiffen zulächelnd, welche ihr von den vier Enden der Welt ihre Gaben darbringen.

Dies waren meine Gedanken und Gefühle, als ich im Gasthofe auf und nieder ging, während die Postknechte die Koffers auf den Diligencewagen mit Ketten befestigten, und die Postillons die Pferde anspannten, welche mich und meine

poetischen Ideen davon ziehen sollten. Es war schon dunkel und ich suchte im Schatten einen Damenhut zu erspähen, dessen schöne Trägerin bestimmt wäre, einige Stunden an meiner Seite zu verleben, und der ich die Eindrücke der Reise mittheilen könnte. Mit zwanzig Jahren athmet jeder Gedanke Liebe, jedes Gefühl kommt in diesem Alter mitten aus dem Herzen.

Man war zur Abfahrt bereit. Der Kondukteur trat noch zum Wagenschlage, und rief die Passagiere auf, um sich zu überzeugen, daß auch alle gegenwärtig seien, und ihre Plätze eingenommen haben. Er rief also: „Frau von Welling, und Fräulein Tochter!“ — Eine schüchterne Stimme antwortete aus dem Wagen: „Wir sind schon da!“ und ich sah in der Dilingence etwas Weißes sich bewegen. Ich war entzückt darüber, daß ich mit zwei Frauen in den rollenden Koffer eingepackt werden sollte.

Der Kondukteur rief weiter: „Herr von Knolling,“ und ein dicker Herr stieg halb in den Wagen, halb mußte er von dem Kondukteur nachgeschoben werden. — Herr Doktor v. Streckenberg!“ Ein junger Mann warf schnell das Ende einer Cigarre weg und sprang in die Diligence. Nun kam ich an die Reihe, ich stieg also ein, und placirte mich so artig als möglich zwischen die beiden Damen, welche nur einen kleinen Husten vernehmen ließen, und mir nach Möglichkeit Platz einräumten. Ich war so vergnügt darüber daß ich kaum den Druck eines breiten Fußes verspürte welcher dem sechsten Mitreisenden angehörte, der nach mir eingestiegen war, und seine langen Beine nicht in die gehörige Ordnung brachte.

„Sitzest du gut, Adelchen?“ fragte meine Dame zur Linken und beugte ihren Kopf vorwärts. Ein Laternenstrahl fiel dadurch auf ihr Gesicht und ich sah, daß meine linke Nachbarin alt war. Ich hatte also das Fräulein Tochter zu meiner Rechten. Ich wartete begierig auf einen zweiten Laternenstrahl, der diese beleuchten würde, und er that mir den Gefallen, und — o Himmel! was erblickte ich? die schönste Perle, welche aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen war: kastanienbraune Locken wallten bis auf den Nacken herab, in schwarzen Kohlenaugen zwischen langen Wimpern malte sich die Glut der Seele, ein Mündchen, so frisch, so rein, daß man ihm ansah, es sei noch von keinem Liebeskuß entweiht, und dabei eine so ruhige, ich möchte sagen, melancholische Haltung, einen so blassen Teint, welche wohl zeigten, das ganze Leben dieses Mädchens sei in ihr Herz zurückgetreten. Ja, das war das Weib, von dem meine Träume voll waren, das Phantom meiner Einbildung, die ersehnte Geliebte; ich hatte sie nun in der Wirklichkeit gesehen, sie saß neben mir, ihre Schulter berührte die meinige, ich konnte ihren Athem einhauchen, ihre Hand drücken, mein Kopf brannte, mein Herz schlug gewaltig.

Plötzlich waren wir aus der Stadt und den Vorstädten hinaus gekommen und rollten nun auf der breiten Landstraße dahin, ohne ein anderes Licht, als jenes der blinkenden Sterne. Ein frischer Abendwind kühlte meine brennenden Wangen, und die Exaltation meiner Ideen, und nach und nach verfiel ich in eine sanfte Träumerei, deren Thema meine schöne Unbekannte war. O! ich liebte sie schon, diese Herrliche, liebte sie mit aller Kraft meiner Seele. Mein

Gedanke versenkte sich in die Zukunft, wo meine göttliche Adele ihr Schicksal an das meinige kettete, ich hielt sie in meinen Armen und vernahm die süßen Worte: „Ich liebe dich!“ von ihrem schönen Munde.

Ihr, die ihr zwanzig Jahre alt seid, und ein feuriges Herz habt, erstaunet nicht über die Schnelligkeit, womit diese Flamme emporloderte. In solchem Alter bedarf es ja nichts, als der Nähe eines interessanten Weibes, der Berührung ihres Kleides, und der Beleuchtung einer einzigen Straßenlaterne, um in Feuer und Flamme zu gerathen.

Ich hörte die Athemzüge der Mama, welche ein süßer Schlummer ruhig und gemessen machte. Der junge Doktor hatte eine schwarzseidene Nachtmütze bis über die Nase herabgezogen und der dicke Herr schnarchte ein Erkleckliches; sein Nachbar aber hatte vollauf zu thun, um sich des Überfalles auf seine Schultern zu erwehren. Die Nacht war dunkel geworden. Ich wagte es den Arm meiner unbekannten Schönen anzufassen, und an diesem hinabgleitend, kam ich bis zu ihrer Hand, welche auf ihrem Knie ruhte. Obschon meine Ideen in diesem Augenblicke ganz rein romantisch waren, so fürchtete ich doch, mit einer Art Indignation zurückgewiesen zu werden, allein Adele blieb unbeweglich und ich staunte. Ermuthigt durch das Schweigen des lieben Kindes, und durch den glücklichen ersten Versuch, drückte ich die liebe weiche Hand, und mir war, als ob sie mir durch den Handschuh einen leichten Druck erwiederte.

O! dachte ich entzückt bei mir selbst, sie hat in meiner Seele gelesen, wie ich in der ihrigen — auch sie liebt mich — und mit welcher kindlichen Hingebung, sie kennt nicht einmal

die Waffe der Koketterie, womit sich Andere gegen die ersten Angriffe vertheidigen, sie läßt mir ihre Hand, ihre Liebe, ihr Leben. — Mädchen! dafür will ich dir auch mein Herz für mein ganzes Leben schenken.

Plötzlich wandelte ein feindseliger Gedanke meine Glut zu Eis. Wie? wenn Adele schliefe, wenn das, was ich für eine stumme Antwort hielt, nur die Folge der Unempfindlichkeit des Schlummers wäre? Unruhig beschloß ich noch einen Versuch zu wagen: ich drückte jeden ihrer kleinen Finger einzeln. Adele machte eine Bewegung, nahm mit ihrer rechten Hand ihr Sacktuch aus der Manteltasche ohne mir ihre linke zu entziehen, und ein tiefer Seufzer entrang sich ihrem Busen.

Kein Zweifel, keine Besorgniß mehr. Ich habe ihn verstanden diesen Seufzer, er sprach klarer zu meinem Herzen als tausend Worte. Er sagte mir: „Ich liebe dich! Sprich, und ich bin die Deinige, rufe mich, und ich folge dir. Ich bin dein, dein auf ewig.“

Der Wagen rollte immer weiter, tiefe Ruhe herrschte um ihn, aber ich war unruhig, die Nacht war milde, aber in mir stürmte es, der Himmel war düster, aber meine beiden Augen leuchteten gleich zwei Meteoren. Ich hatte mich hingeneigt zu Adelen, und meine Wange berührte die ihrige.

Meine schöne Unbekannte schien meine vertrauliche Stellung zu dulden und saß vollkommen unbeweglich. Ich aber veränderte, ganz Liebe, in meinem Innern meinen Reiseplan. Ich war nun gegen das herrliche Triest und das unendliche Meer gleichgiltig, und beschloß nur ihr zu fol-

gen, nur dahin zu gehen, wohin sie gehe. Dieses Wesen war von nun an mein zweites Ich, meine Familie, ihr Aufenthalt mein Vaterland, ihr Haus mein Universum. Von ihr entfernt schien mir die Welt todt, das Glück Chimäre. Ein nervöses Beben durchlief mein ganzes Wesen, die Erde vergessend, drückte ich auf ihre Schulter, von der der Shawl herabgesunken war, einen Kuß. Ich weiß nicht, ob die Temperatur meiner Lippen so hoch über der gewöhnlichen Temperatur eines menschlichen Körpers stand, aber ich erschrack über die Kälte, womit die Haut meiner Angebeteten meinen Mund berührte, ich glaubte einen Marmorblock zu küssen, die Kälte durchrieselte meinen ganzen Körper; mich schauderte.

„Mein Fräulein,“ sprach ich, „Sie scheinen zu frieren.“ — Ich war so entsetzt, daß ich mir gar keine Antwort erwartete, denn bei meiner Ehre, ich glaubte ein Leichnam säße neben mir.

Gleich darauf aber vernahm ich die Worte: „O nein, mir ist gar nicht kalt.“

Da ermannte ich mich wieder. Ich dachte: ach! ihr Herz ist so voll Glut, daß sie die äußere Kälte gar nicht fühlt, und sorgfältig zog ich ihr den Shawl über die Schulter hinauf, und eben wollte ich dies noch mit einer zärtlichen Erklärung begleiten, als die Mutter erwachte und ihre Tochter fragte, ob sie etwa ihren Pelz umzunehmen wünsche.

Der Horizont vergoldete sich, die Sonne trat hervor, die Blätter der Bäume, die Kelche der Blumen glänzten von Thautropfen gleich Brillanten. Die Gesichter der drei

Reisenden, welche mir gegenüber saßen, traten in das Licht. Der junge Doktor nahm, als er die beiden Damen sah, geschwind seine schwarze Schlafmütze ab, ordnete seine Cravatte und fuhr sich mit den Fingern durch die Haare. Der dicke Herr rieb sich die Augen und gähnte, daß seine Kinnmuskeln krachten, „ach!“ rief er, „was ist es doch Erbärmliches um diese Wagen, man kann gar nicht schlafen, sich nirgend anlehnen, man ist des Morgens wie zerschlagen.“

„Ei, ei, mein Herr,“ versetzte der Dritte. Sie dürfen sich nicht sehr beklagen, Sie haben wohl einen Platz gefunden, wo sie sich anlehnen konnten, und Sie sind wahrhaftig nicht leicht zu tragen, ich versichere Sie.“

Ich hatte die Blicke auf Adele geheftet, meine ganze Aufmerksamkeit war auf sie gerichtet. Sie war jung, beiläufig 18 Jahre alt, ihre Züge regelmäßig, ihre Augen schön, aber so viel Poesie fand ich in dem Gesichte nicht, als ich bei Nacht mir vorgestellt hatte. Sie hatte etwas Leidendes an sich. Ich suchte ihre Blicke auf mich zu ziehen, und darin zu lesen, welchen Eindruck die Scenen der Nacht auf sie gemacht haben. Sie wird wohl erröthen, dachte ich, wenn sich unsere Blicke begegnen, allein Adele sah ganz ruhig zum Fenster hinaus.

Jungfräuliche Schamhaftigkeit, dachte ich bei mir selbst. Das liebe Kind vermeidet meine Blicke, weil sie fühlt, daß einer derselben sie verwunden würde.

Niemand sprach. Ich hielt es für klug, mit der Mutter Bekanntschaft zu machen, um den Zweck und das Ziel ihrer Reise zu erfahren.

„Sie scheinen sehr ermüdet, gnädige Frau, Sie haben schlecht geschlafen," begann ich das Gespräch.

„Sehr schlecht, mein Herr. Glücklicher Weise dauert meine Reise nicht lange."

„Sie gehen also nicht bis Triest?"

„Nein, nur bis Graz, von wo ich meine Tochter nach dem Doppelbade führen muß — welches ihr zur Heilung empfohlen wurde." (Die letzten Worte fügte sie halb leise hinzu.)

„O, ich habe mich nicht geirrt," antwortete ich eben auch halb leise, „die Seele des Fräuleins ist zu kräftig für diesen zarten Körper."

„Nein, es ist ein fatales, langwieriges Übel."

„Nervenreiz — ein unbekanntes Weh, das sie aufreibt?"

„Nein, schlimmer, als Alles das," versetzte die Mutter traurig. „Adele ist auf der ganzen linken Seite gelähmt."

Die beiden Freunde, oder die Reise nach Mekka.

Mährchen.

Zur Zeit des Kalifen Abu-Giafar-Almanzor lebten zu Bagdad zwei Jünglinge, welche das Band der zärtlichsten, treuesten Freundschaft fest vereinigte. Sie waren mit einander aufgewachsen, und fast von gleichem Alter. Immer mehr entfaltete sich mit den Jahren das süße Gefühl, welches ihre Herzen schon in der zartesten Kindheit an einander zog, und schlug endlich feste Wurzeln, welche Stürme und Zeit nicht auszureißen im Stande waren. Der Eine dieser beiden Jünglinge nannte sich Abdul-Hassan, der Andere Adelhamed. Dieser erreichte am sechsten Tage des Ramazan sein zwanzigstes Jahr, Jener war am zweiten Tage des Mondes Saphar 21 Jahre alt. Noch war ihren jungen Herzen die Macht jeder Leidenschaft unbekannt, nur jene der Freundschaft fühlten und verehrten sie.

Eines Tages gingen sie Arm in Arm an dem Ufer des Tigris, welcher die Mauern von Bagdad bespült, spazieren, als sie einen armenischen Kaufmann erblickten, welcher viele Sklaven mit sich führte. Der Kaufmann näherte sich den beiden Jünglingen und redete sie an: „Der Geist des Pro-

pheten sei mit Euch! Ich habe Sklavinnen von blendender Schönheit zu verkaufen, wollt Ihr euch morgen früh auf dem Marktplatze von Bagdad einfinden, so könnt Ihr frei unter den schönsten Weibern Asiens wählen.“ — Die beiden Freunde antworteten dem Kaufmann, daß sie morgen früh auf dem bestimmten Platze erscheinen würden, setzten ihren Spaziergang noch eine Weile fort, und kehrten dann zur Stadt zurück, wo sie sich trennten.

Indessen hatte Adelhamed unter den Sklavinnen des Kaufmanns eine junge Cirkasserin wahrgenommen, deren schlanker Wuchs und herrliche Formen ihn lebhaft anzogen. Sie war zwar verschleiert, allein die Liebe drang durch den Schleier, und die entflammte Einbildungskraft des Jünglings lieh dem Mädchen Reize, welche sein Auge noch nie erblickt hatte.

Kaum graute der Morgen, so begab sich Adelhamed schon mit einer Summe auf den Marktplatz, welche in diesem Augenblicke das Einzige war, was er besaß. Er machte zwar beträchtliche Geschäfte, allein sein Vermögen bestand in Waaren, und so kam es, daß er jetzt nur über eine sehr mäßige Summe schalten konnte. Er traf den Kaufmann und bat ihn, ihm alle seine Sklavinnen zu zeigen, dieser führte ihn in ein geräumiges Haus, welches er zu seinem Handel gemiethet hatte, und erzählte ihm auf dem Wege, daß schon vor ihm ein junger Mann da gewesen sei, welcher die Weiber besehen, und dem besonders eines derselben so sehr gefallen habe, daß er gerne alle Schätze Persiens für sie hingegeben hätte; doch da er nicht so reich gewesen sei, um den

Preis für eine so außerordentliche Schönheit zu bezahlen, so habe er sich in der Verzweiflung wieder entfernt.

Adelhamed achtete nicht viel auf das Geschwätz des Kaufmanns, mit lebhafter Ungeduld trat er in das Gemach, wo zwölf Cirkassierinnen ohne Schleier saßen, und traurig ihr künftiges Schicksal erwarteten. Adelhamed sah nur Eine. Es war ein junges Mädchen von beinahe sechzehn Jahren, ihr Gesicht war blendend weiß, ihre Züge voll unbeschreiblicher Grazie, ihr Blick voll unaussprechlicher Anmuth. Sie schlug die himmelblauen Augen nieder, und die Rosen der Schamhaftigkeit blühten auf ihren Wangen. Kaum hatte Adelhamed dieses Mädchen erblickt, so zweifelte er schon nimmer, daß sie dieselbe sei, die gestern noch verschleiert so großen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Sein Herz rief es ja laut ihm zu, und das Herz trügt niemals. Seine Augen hafteten bewundernd an der Schönen. Er dünkte sich unaussprechlich glücklich, wenn er der Besitzer dieser Reize werden könnte, aber auch namenlos elend, wenn er ohne diesen Schatz leben müßte, für welchen er gerne alle Schätze der Erde hingegeben hätte. Hoffend und fürchtend stand er da, in ihren Anblick versunken; denn er fühlte, daß sein ganzes Vermögen nicht hinreichend sei, die schöne Zuleima zu kaufen. Der Kaufmann bemerkte die lebhafte Bewegung des Jünglings und sprach endlich zu ihm! „Zugegriffen, Herr! für 600 Tomans ist die schöne Sklavin dein.“ — „Sechshundert Tomans,“ schrie Adelhamed, indem er sich vor die Stirne schlug, „o ich gäbe tausendmal so viel! Doch 600 Tomans hab' ich nicht, ich habe nur die Hälfte dieser Summe. O ich Unglücklicher! Ich bin verloren. Ein Anderer wird Zuleima

besitzen. — Doch,“ fuhr er fort, indem er den Kaufmann fest am Arme ergriff, „noch bleibt mir ein Hoffnungsstrahl, — warte — warte nur noch kurze Zeit, ich habe einen Freund, vielleicht daß dieser — ja, Zuleima kann doch noch mein werden. — Schwöre mir bei dem Propheten, daß du wenigstens noch eine Stunde warten willst — ich eile — ich fliege.“

Fort war er und flog zu seinem Freunde Abdul-Hassan. Man sagte ihm dort, daß dieser schon am frühen Morgen ausgegangen, und seitdem nur einen Augenblick in einer heftigen Unruhe nach Hause gekommen sei. „Er suchte dich, Herr,“ setzte ein Sklave Abdul's hinzu, „und wird in diesem Augenblick dich in deiner Wohnung erwarten.“ Adelhamed ließ sich dieses nicht noch einmal wiederholen, er eilt in seine Wohnung, findet dort seinen Freund, der ihn mit Ungeduld erwartet, und mit verstörter Miene und großen Schritten auf und nieder geht. Kaum erblickt Abdul seinen Freund, als er in seine Arme stürzte und laut aufschrie: „Freund! sei mein Retter, dir will ich das Glück meines Lebens verdanken.“ — „Sprich,“ antwortete der erstaunte Adelhamed, „mein letzter Blutstropfen ist dein.“ — „Ich rechnete auf dich,“ erwiederte Abdul. Höre also: Ich brauche schnell 300 Tomans, ich brauche sie, mir mein Glück, mein Leben damit zu erkaufen, kannst du mir die Summe geben?“ — Einige Augenblicke stand Adelhamed wie versteinert da, Blässe bedeckte seine Wangen, und kein Laut entwischte seinem Munde, er wagte es nicht, seinem Freunde in das Gesicht zu sehen, der mehr als sein Leben von ihm verlangte. — „Ach,“ rief endlich Abdul

schmerzlich aus, „du antwortest mir nicht? ich weiß mir dein Stillschweigen zu erklären, du besitzest die Summe nicht, welche ich von dir fordere, denn wenn du sie besäßest, du würdest nicht einen Augenblick anstehen — —“ Diese Worte erweckten Adelhamed wieder, er warf sich in die Arme seines Freundes, und drückte ihm den Beutel mit 300 Tomans in die Hand mit den Worten: „Nimm und sei glücklich!“ — Abdul küßte seinen Freund und war wie der Blitz verschwunden.

Adelhamed sah seinem Freunde nach, und nun löste sich sein tiefer Schmerz in Thränen auf. Er bereute nicht, was er für Abdul gethan, allein seine ganze Hoffnung war nun auf einmal schrecklich vernichtet. Er glaubte Abdul werde ihm die nöthige Summe vorstrecken können, und nun war es eben dieser Abdul, welcher von ihm alles forderte, was er besaß. Kein Mittel blieb ihm nun mehr übrig, zum Besitze des Mädchens zu gelangen, welches er mit allem Feuer der ersten Leidenschaft liebte.

Kaum war eine Stunde verflossen, als Abdul-Hassan mit freudig blitzenden Augen und begleitet von einer jungen Sklavin in sein Gemach trat. Er näherte sich ihm und sprach: „Freund, hier bring' ich dir den Schatz, den ich dir ganz allein verdanke, theile mein Glück mit mir, sieh diese Schönheit an, Adelhamed, und denke, was ich in diesem Augenblicke fühle.“ — Adelhamed schlug die Augen auf und erkannte Zuleima. Er blieb bei ihrem Anblick unbeweglich stehen, erröthete und erblaßte, wollte sprechen und die Worte erstarben ihm auf den Lippen. — „Du schweigst,“ rief Abdul-Hassan, „hast

mir nichts zu sagen? macht dies Glück deines Freundes keinen Eindruck auf dein Herz? Wie gefällt dir diese junge Cirkasserin?“ — Adelhamed sammelte sich, so gut er es vermochte, und antwortete mit einem gezwungenen Lächeln: „Sie ist sehr schön, ich wünsche dir Glück, Abdul, lange dauerndes, ungetrübtes Glück! doch jetzt muß ich dich bitten, mich zu verlassen, wichtige Geschäfte fordern, daß ich den ganzen Tag mir allein überlassen bleibe.“ — Abdul-Hassan entfernte sich nicht ohne Besorgniß über dieses seltsame Benehmen seines Freundes. — Ah, dachte er, Adelhamed verbirgt mir etwas, er hat Geheimnisse vor mir, er leidet, und will, daß ich es nicht bemerke, und seine Qualen sind doch ein Gut, das mir eben so angehört, wie seine Freuden.

Der Tag verfloß, und Adelhamed überließ sich einsam seinem Schmerz. Er klagte das Schicksal an, welches die Leidenschaft für dasselbe Geschöpf in den Herzen zweier Freunde entstehen ließ, und dadurch ihre Ruhe vergiftete. — „Ach!“ sprach er, „was ich für Abdul that, würde er auch für mich gethan haben, und mit Freuden brächte ich dasselbe Opfer noch ein Mal für ihn. — Aber warum, großer Gott! schufst du nicht zwei Zuleima's wie du zwei Adelhamed's schufst!“

So schlich ihm die Nacht unter traurigen Gedanken hin. Am andern Morgen um die zehnte Stunde trat Abdul in die Stube seines Freundes; dieser war bleich, zitterte, und man sah es deutlich in seinen Zügen, daß tiefer Gram in seiner Seele wüthete. Er nahte sich dem Freunde und sprach: „Adelhamed! du hast Geheimnisse vor mir,

bin ich nicht mehr dein Freund, der Gespiele deiner Jugend? — Haben wir denn jeder ein anderes Herz, eine andere Seele?“ — Bei diesen Worten stürzten Thränen aus Adelhamed's Augen, doch er schwieg und antwortete nichts auf diese Vorwürfe. — „Lieber Adelhamed,“ fuhr Abdul fort, „umsonst verbirgst du dich den durchdringenden Blicken der Freundschaft, sie haben den Schleier durchbrochen, welchen du zwischen unsere Herzen hingst. Ich habe dich errathen. — Eine unglückliche Neigung durchglüht deinen Busen, du liebst — du liebst Zuleimen.“ — Adelhamed wankte bei diesem Namen. — „Und du glaubtest,“ fuhr Abdul fort, „ich würde das Opfer annehmen, welches du mir brachtest, glaubtest, ich könnte mein Glück auf dein Unglück bauen? — Höre mich, ich liebe Zuleimen, ich liebe sie bis zum Wahnsinn, du liebst sie eben so, wohlan! sie ist nicht mehr mein.“ — Adelhamed stand wie niedergedonnert. — „Nein,“ nahm Abdul wieder das Wort, „nein, die Liebe soll sich nicht zwischen uns stellen, und uns entzweien. — Ich komme zwar nicht, um dir Zuleimen anzubieten, dieses Opfer wäre für uns Beide zu grausam. Dein Glück würde mir Thränen kosten, und du würdest mit Schrecken ein Glück genießen, welches dein Freund so theuer bezahlte. Zuleima ist nicht mehr mein, allein auch du wirst sie nie besitzen. — Laß uns, wenn es möglich ist, vergessen, daß wir sie je gesehen, je geliebt haben.“ — „O, theurer Freund,“ versetzte Adelhamed, „in dieser edlen Entsagung erkenne ich dein Herz. Ja, du hast das Geheimniß durchdrungen, welches ich dir verbergen wollte, um

deine Freude nicht zu vergiften. Ich bekenne dir es nun, ich liebe Zuleimen, ich werde sie ewig lieben, ihr Bild wird mich verfolgen bis zum Grabe. — Doch sag' mir, Freund, was ist mit Zuleimen geschehen, und da wir sie Beide nicht besitzen können, wer ist der glückliche Sterbliche, zu dessen Gunsten du auf so viele Reize Verzicht geleistet hast?“ — „So vernimm denn Alles,“ erwiederte Abdul. „Als ich dich gestern verlassen hatte, versank ich in tiefe Träumereien über den Schmerz, den ich an dir wahrnahm, ich suchte die Ursache deines Kummers zu ergründen, um ein Mittel dagegen zu finden. Von tausend Gedanken bestürmt, ging ich längst dem Flusse hin, ich kam in den Schatten des Wäldchens am Ufer, als mir Klagen und Seufzer an das Ohr drangen. Ich wendete mich um, und sah einen Jüngling, der eben im Begriffe war, sich in den Fluß zu stürzen. Seinen Lippen entströmte der Name Zuleima, und dieser Name schien seine Verzweiflung noch zu vergrößern. Ich näherte mich ihm und suchte ihn zu trösten, allein er antwortete mir nur mit Thränen. Nur die Worte entschlüpften seinem Munde: „Gib mir Zuleima wieder, oder laß mich sterben.“ — Ich senkte einen Strahl von Hoffnung in seine düstere Seele, und es gelang mir, ihn allmählig zum ruhigern Schmerz zurück zu führen. — Er vertraute mir, daß er Zuleimen seit seiner Kindheit liebe, und auch von ihr zärtlich geliebt werde, daß Korsaren sie ihm entrissen, und daß er geschworen habe, ihr zu folgen, und zu sterben, wenn er keine Hoffnung mehr sehe, sie je wieder zu finden. — Ich nahm ihn mit mir in mein Haus,

bereitete ihn allmälig auf die Freude vor, welcher er unvorbereitet vielleicht noch schneller erlegen wäre, als dem Schmerz, und nachdem ich ihn einige Zeit ruhen ließ, führte ich ihm die angebetete Geliebte in die Arme. — O lieber Adelhamed, ich kann dir ihr stummes Entzücken nicht malen, wie sie ihr Glück Anfangs kaum faßten, endlich davon überzeugt, sich zu meinen Füßen warfen, und meine Hände mit Freudenthränen benetzten. Die Ergießungen der Wonne zerrissen mein Herz, und zum ersten Mal in meinem Leben fühlte ich die Schlangenbisse der Eifersucht, allein ich besiegte dieses entehrende Gefühl. Die Freundschaft, dachte ich, wird deinen Schmerz lindern, und der große Prophet wird dir einst hundertfach ersetzen, was du jetzt einer guten Handlung zum Opfer bringst." — Nachdem Abdul so gesprochen hatte, schlossen sich die beiden Freunde innig in die Arme, und schwuren sich ewig zu lieben.

Ein Monat war seit dieser traurigen Epoche verflossen, ihr Schmerz war sanfter aber nicht schwächer geworden. Die beiden Jünglinge verließen sich nicht, und sprachen mit einander von Zuleimen, die sie nicht vergessen konnten. Bisweilen sahen sie sich stillschweigend an, und Beiden rollten Thränen der Wehmuth aus den Augen. Selten glänzte ein leichtes Lächeln auf ihren Lippen, so wie ein Sonnenstrahl sich durch düsteres Gewölke stiehlt. Die unselige Leidenschaft schien von der Zeit nicht Linderung, sondern vielmehr Nahrung zu erhalten.

Eines Tages besuchte Adelhamed seinen Freund, und redete ihn folgendermaßen an: „Abdul-Hassan! ich sehe, daß ein unzuvertilgender Gram, eine thörichte Leiden-

schaft uns Beide verzehrt. — Das Leben ekelt uns an, und selbst die Freundschaft vermag nicht, uns Ruhe zu geben. Wir müssen Alles versuchen, unser Herz zu heilen, und das Übel mit seiner Wurzel auszurotten.“ — „Gott!“ versetzte Abdul, „wer kann uns die Ruhe wiedergeben? Wir haben sie auf ewig verloren.“ — „Höre mich,“ fuhr Adelhamed fort, „täglich bitte ich den großen Propheten, daß er das Feuer erlösche, welches uns verzehrt; dieß ist mein einziges Gebet in der Moschee, bei öffentlichen Bittgängen, und bei den öfters üblichen Reinigungen. Diese Nacht endlich ist mir ein Engel, von Mahomet selbst gesandt, im Traume erschienen. Ich sah ihn mit diesen Augen, und ich glaube noch immer seine himmlische Gestalt zu sehen. Seine Augen funkelten wie zwei Sterne, und seine Stirne glänzte wie ein Meteor. Ich hörte ihn sprechen, sanft wie Flötenton war seine Stimme, sein Athem duftete gleich Rosen, und seine Worte waren erhaben aber tröstend. — „Wollt ihr euch von eurer Liebe heilen,“ sprach er zu mir, „so biete ich euch ein Mittel an, das einzige, das wahre. Verlaßt Beide Bagdad, zieht mit einander nach Mekka, und unterrichtet euch in eurer heiligen Religion. Frömmigkeit zaubert die Ruhe in die Gemüther wieder zurück, welche von Leidenschaften zerrissen worden sind, und träufelt in die tiefsten Wunden des Herzens den Balsam ihres göttlichen Trostes. Doch hütet euch einer thörichten Neugierde Gehör zu geben, sucht nicht das zu ergründen, was ein Gott eurer schwachen Einbildungskraft verborgen hat. Es genüge euch zu wissen: Gott allein ist groß, Mahomet ist sein Prophet, und der Koran ist seine Sprache.“ — Sprach's und verschwand aus mei-

nen Augen. Laß uns nicht zögern, Abdul! laß uns dem Rathe unsers Schutzgeistes folgen. Hier ruft uns Alles das Bild derjenigen zurück, welche wir verloren haben, und doch noch immer lieben. Die Entfernung, die Beschwerlichkeiten einer langen Reise, tausend neue Gegenden werden vielleicht neue Gefühle in unsern Herzen erwecken, jene Empfindung vertilgen, welche uns unglücklich macht, und uns gleichsam ein neues Leben schenken." — „Ja," erwiederte Abdul, „wir wollen der Stimme des Himmels gehorchen, wir wollen nach Mekka ziehen. Ich habe dort einen Verwandten, einen heiligen Derwisch, der uns gütig aufnehmen wird. Er hat den Ruf eines weisen Mannes, er wird unsern Geist erhellen." — „Und mir," fiel Adelhamed ein, „lebt in Medina ein ehrwürdiger Mollack, ein Bruder meines Vaters, einer der berühmtesten Schriftgelehrten. Er wird mich unterrichten, und das Dunkel verscheuchen, worin mein Geist eingehüllt ist. Ich gehe mit dir nach Mekka, von da aus eile ich nach Medina zurück, du kömmst in einer Zeit von drei Monaten ebenfalls nach Medina, und wir kehren dann wieder mit einander gereinigt und glücklich nach Bagdad zurück."

Die beiden Freunde setzten sogleich ihre Abreise auf den künftigen Tag fest. Sie nahmen das nöthige Geld zur Reise zu sich, und versahen sich mit Lebensmitteln, denn ihre Reise war lang, und führte sie durch die Wüsten Arabiens. — Sie reisten ab, gewannen das linke Ufer des Euphrats, und kamen am zehnten Tage in Bassora an. Am zwölften setzten sie ihre Reise weiter fort, und traten in die Wüste ein. Die Jahreszeit war brennend heiß, die Sonne senkte ihre Strah-

len perpendikulär über ihre Häupter. Doch die beiden Freunde vergaßen die Länge und Beschwerlichkeit des Weges, indem sie sich wechselseitig von ihren Entwürfen, ihrer Freundschaft und manchmal auch von ihrer Liebe unterhielten. Indessen war der Weg allmälig beschwerlicher, die Sonnenhitze immer drückender geworden. Sie sahen kein lebendes Wesen mehr in den ungeheuern Einöden, kein Baum erquickte ihr Auge durch das frische Grün seiner Blätter, und nur unter nackten brennheißen Felsenstücken konnten sie ruhen. Bald sahen sie nichts mehr als Himmel und ein Meer von Sand. Ihr Mundvorrath ging zu Ende, und sie waren nahe den Schrecknissen des Mangels. Adelhamed trug eine volle Vase mit stärkendem Getränke bei sich — „Abdul," sprach er, „wird in der Wüste dürsten, das behalte ich für ihn auf." — Auch Abdul trug ein volles Gefäß bei sich, und dachte bei sich selbst: Adelhamed wird in der Wüste dürsten, das behalte ich für ihn auf. Doch schon war Abdul's Vase leer, und das Gefäß Adelhamed's enthielt nur mehr wenige Tropfen. Zwanzig Tage war es schon, daß sie Bagdad verließen. Adelhamed war stärker als Abdul, er ertrug leichter die Mühseligkeiten des langen Weges, die brennenden Sonnenstrahlen und die Qualen des Hungers und Durstes. Am einundzwanzigsten Tage war Abdul unfähig weiter zu gehen, seine Kräfte waren erschöpft, und er schwankte nur noch, auf Adelhamed gestützt, fort, der ihn mit Theilnahme betrachtete. Endlich konnte sich Abdul nicht mehr aufrecht halten, er fiel zu Boden, und sein Freund trug ihn unter einen Felsen. Brennender Durst schnürte seine Kehle, und brannte in seinen Eingeweiden. Adelhamed saß an

seiner Seite, das Haupt seines Freundes in seinen Schooß gelegt, blickte zum Himmel und weinte. Er dachte an die letzten Tropfen, die ihm noch in seinem Gefäße übrig geblieben waren und die er mit so großer Sorgfalt für die äußerste Noth aufbewahrt hatte. „Nimm,“ sagte er, „theurer Abdul, trink, es wird dir neue Kräfte geben.“ — „Und was bleibt dann dir?“ lispelte Abdul mit matter Stimme. — „Das Glück, dich gerettet zu haben.“ — „Nein, um solchen Preis mag ich mein Leben nicht erhalten. — Die letzten Tropfen dieses Saftes trinken, hieße die letzten Tropfen deines Blutes trinken.“ — „Nein,“ antwortete Adelhamed, „ich fühle mich noch stark, ich kann noch gehen, ohne zu unterliegen, und wer weiß, vielleicht finden wir bald ein Quelle, vielleicht strömt noch vor Abend ein wohlthätiger Regen vom Himmel herab, der uns erquickt.“ — „Vielleicht?“ erwiederte Abdul, wie aber, wenn deine Wünsche nicht erhört werden, wenn wir keine Quelle finden, wenn kein wohlthätiger Regen vom Himmel herabströmt? dann wäre ich die Ursache deines Todes. Dieser Gedanke ist schrecklich. — Leb' wohl und laß mich allein sterben.“ — „Sterben!“ schrie Adelhamed, „Undankbarer! sterben willst du, wenn es in meiner Macht steht, dich zu retten? — Nimmermehr! — Und wenn es auch wäre, wenn auch ich dann meinen Geist aushauche, laß, o laß mir das Glück, mit dem Gedanken in die andere Welt zu gehen: ich sterbe, aber ich habe Abdul gerettet.“ — „Du begehrst ein Glück von mir, welches du mir mißgönnst. Auch ich werde sagen können: ich sterbe, aber ich habe Adelhamed gerettet; er überlebt mich.“ — „Dich überleben!“ schrie Adelhamed mit Wuth, „nein, ich werde dich nicht über-

leben, und weil du meine Hilfe verschmähst, so wollen wir mitsammen sterben.“ — Sprachs und zerschlug an dem Felsen das Gefäß in Stücke, das seine letzte Hoffnung enthielt.

Und sieh, in demselben Augenblicke sprang eine klare Quelle aus dem Felsen heraus, an welchem Adelhamed sein Gefäß zerschlagen hatte, mit sanftem Murmeln wälzte sie sich von Abhang zu Abhang, und breitete sich dann in einem Bassin aus, an dessen Ufer sich Gebüsche von aller Art erhoben, und Blumen jedes Klima's und jeder Jahreszeit dufteten, tausend Vögel belebten die Zweige und entzückten durch ihren Gesang.

Adelhamed warf sich an die Quelle, füllte die Vase seines Freundes und eilte zu seiner Hilfe. Abdul erhielt bald seine Kräfte wieder, und Beide ruhten diese Nacht unter dem Gesträuche, welches die labende Quelle beschattete, aus. Sie schliefen ruhig, auf den weichen Rasen hingestreckt, der den Sand bedeckte.

Diese köstliche Quelle war das Werk eines wohlthätigen Genius. Er schwebte in den Lüften umher, als er das Gespräch der beiden Freunde hörte. Er fühlte Mitleid mit ihrer Noth, bewunderte ihre Standhaftigkeit, und wollte die Geduld, mit der sie sich ihrem Geschicke ergaben, belohnen. Kaum hatte Adelhamed die Vase zerbrochen, als der Genius dieser Quelle zu fließen, dem Felsen sich zu einem Bassin zu runden, und den Ufern sich mit Bäumen und Blumen zu bedecken befahl. Diese Quelle existirt noch immer in der Wüste. Man nennt sie die Quelle der Freundschaft. Ein persischer Dichter macht folgende Beschreibung von ihr:

Stets springt aus dieser gottgeweihten Stelle
Mit sanftem Plätschern aus dem Fels die Quelle,
Die Kühlung und Erfrischung beut;
Nichts trübet ihre klare Silberwelle,
Sie trotzt sogar dem Lauf der Zeit. —
Dir Wand'rer Heil! der unter diesen Bäumen
Ausruht von seiner Wanderschaft,
Du schlummerst sanft in diesen Himmelsräumen,
Und sammelst da in wonniglichen Träumen
Dir neues Leben, neue Kraft.
Hier ruhst du sicher vor des Schicksals Schlägen,
Und jeder Sturm im Busen schweigt.
Es blühen Blumen duftend dir entgegen,
Es kündet jeder Zweig dir Gottes Segen,
Der schützend sich herniederneigt.

Der Dichter setzt noch folgende Bemerkung hinzu:

Es gleichet unser Leben einer Reise,
Die oft beschwerlich, stets gefahrvoll ist,
Wohl dem, der mitten auf dem sand'gen Gleise
Den Fels trifft, wo der Quell der Tugend fließt!
Kann er von ihrem reinen Borne nippen,
Und ruht er sanft in ihrem Schatten aus,
Dann überklimmt er muthig neue Klippen
Und scheuet nicht der Winde Sturmgebraus. —
Doch Wenige nur finden diese Stelle,
Durch manche Sümpfe wird der Mensch geneckt,
Warum hast du, o reine Tugendquelle,
In eine öde Wüste dich versteckt?

Zwei Tage ruhten die beiden Freunde an diesem Orte der Wonne aus, dann setzten sie ihre Reise fröhlich und neu belebt fort, nachdem sie sich vorher mit Früchten, welche ihnen die Bäume darboten, versehen hatten.

Eine halbe Tagreise hatten sie nur mehr nach Medina, — als Adelhamed, da er einige Schritte vor Abdul ging, einen Beutel auf einem Baume hängen sah; er nahm, öffnete ihn, und sah darin einen Diamant von außerordentlicher Größe. Jener des großen Moguls war mit diesem gar nicht zu vergleichen, und alle Reichthümer der Welt wären nicht im Stande, den Werth des Steines zu bezahlen. Adelhamed rief Abdul zu: „Welch einen Schatz sendet uns der Prophet, sieh nur diesen herrlichen Diamant! Wir sind nun reicher, als alle Könige dieser Erde zusammen.“ — Abdul nahm den Diamant, und sah ihn voll Bewunderung an, er betrachtete ihn genau, wandte ihn auf alle Seiten und fand endlich auf der polirten Oberfläche eine Aufschrift, mit goldenen Buchstaben, von außerordentlicher Feinheit. Er las: Ich gehöre demjenigen aus euch, der das Beste liebt. „Ach“, rief Abdul lächelnd aus, „sieh einmal diese Aufschrift an, Adelhamed! Wir sind nicht so reich, als du vorhin glaubtest.“ — „Gewiß,“ sprach Adelhamed, „keiner von uns darf sich diesen Diamant zueignen, wir müssen ihn hier lassen.“ — Adelhamed steckte ihn wieder in den Beutel, welchen Abdul an den Baum befestigte, und sie gingen ihres Weges weiter, indem sie sich von diesem Abenteuer unterhielten.

Noch denselben Abend trafen sie in Medina ein, und gingen sogleich zu Adelhamed's Oheim, dem ehrwürdigen

Mollack. Der Alte nahm die beiden Jünglinge mit Freuden auf, und konnte sich an dem Sohne seines Bruders, welchen er so zärtlich geliebt hatte, kaum satt sehen. — „O mein Sohn,“ sprach er zu ihm, „möchtest du einst deinem Vater gleichen, möchtest du wie er, immer auf dem Wege der Gerechtigkeit wandeln, und das Glück aus der Quelle aller Wahrheit, aus dem göttlichen Koran schöpfen, aus diesem Strahle der Weisheit Gottes, welchen Mahomet auf die Erde herabsenkte. Möchtest du einst den Lohn verdienen, welchen der Prophet allen Gläubigen verspricht, und ewig in dem Paradiese seiner Auserwählten leben, wo Houris, immer schön und rein, den Gerechten unnennbare Freude bereiten.“ — „O ehrwürdiger Seradi!“ antwortete Adelhamed, „Licht der Weisheit, Sonne alles Wissens, vor dem die Finsterniß des Irrthums schwindet, wie die Schatten der Nacht vor Aurorens erstem Strahl. Ich und mein Freund haben diese Reise unternommen, um das Gesetz des Propheten zu studiren, und unsere Herzen an jenen Orten zu heiligen, wo er gelebt hat, und wo er gestorben ist. Ich bitte dich um eine Freistätte für uns Beide. Morgen treten wir mit einander die Reise nach Mekka an, dort bleibt mein Freund drei Monate bei einem heiligen Derwisch, seinem Verwandten, der ihn unterrichten wird. Ich kehre dann zu dir zurück, und bleibe auch drei Monate hier, um aus deinem Rathe und deinen Lehren Nutzen zu ziehen.“

Seradi umarmte Adelhamed zärtlich. Er bot den beiden Jünglingen ein mäßiges Mahl an, welches er selbst bereitet hatte, und rieth ihnen, nachdem sie gebetet und sich

nach dem Gebrauche gereinigt hatten, der Ruhe zu genießen, um sich neue Kräfte zu sammeln.

Am andern Morgen versah er sie mit Eßvorrath, umarmte sie noch einmal und wünschte ihnen, daß sie der heilige Prophet auf ihrer Reise leiten und ihre jungen Herzen für die großen Wahrheiten empfänglich machen möchte. Sie brachen auf, und legten den Weg von Medina nach Mekka glücklich zurück.

Als sie in Mekka anlangten, brachten sie drei Tage bei Abdul-Hassan's Verwandten, dem Derwisch, zu. Sie besuchten die berühmte Kaaba, einen Tempel, welchen Abraham selbst gebaut hatte. Sie benetzten den Stein mit Thränen, auf welchen Abraham stieg, als sich die Kaaba erhob. Einst war dieser Stein weiß wie Schnee, das war zu jener Zeit, wo die Menschen noch ihre Unschuld bewahrten; er wurde schwarz, da die Menschen böse wurden; sie besahen auch den Brunnen von Zemyem, und überhaupt Alles, was die Neugierde der Gläubigen reizt. Beim Anblicke der heiligen Erde, des Vaterlandes des Propheten, verdoppelte sich ihre Frömmigkeit. Überall hielten sie an, um zu beten, und Jeder aus ihnen vergaß sich selbst, und betete für seinen Freund, oder vielmehr er glaubte für sich zu beten, da er für seinen Freund betete.

Am vierten Tage mußten sie sich trennen. Ach, wie grausam war diese Trennung! Es war ja die erste. Ihr Herz war zerrissen, sie hielten sich fest umarmt, schwiegen, netzten sich mit Thränen, und wagten das schreckliche Lebewohl nicht auszusprechen. Endlich rissen sie sich von einander los, stürzten sich noch einmal in die Arme, und gingen dann

Jeder seinen Weg, indem sie noch einander so lange nachblickten, bis sie sich aus den Augen verloren. Abdul blieb in Mekka bei dem Derwisch zurück, und Adelhamed kehrte nach Medina zum weisen Seradi zurück.

Drei Monate sollten sie verleben, ohne sich zu sehen! Diese Zeit schien ihnen eine Ewigkeit. Indessen suchten sie sich dieselbe durch eifriges Lernen der Religionswahrheiten zu verkürzen. Sie schrieben einander oft, erneuerten in ihren Briefen den Schwur, sich ewig zu lieben, und theilten sich wechselweise die Fortschritte mit, die sie in der ersten und erhabensten aller Wissenschaften gemacht hatten. Die erste und erhabenste Wissenschaft? Ja wohl, doch auch die gefährlichste. Wie weit entfernt man sich von dem Ziele, welches sie vorsteckt, und welches darin besteht, seine Gedanken zum Throne des Ewigen emporzuheben, und unsern Empfindungen jene Hoheit zu geben, welche uns würdig macht, den Allerhöchsten zu erkennen und zu lieben. Zärtliche Freunde! der Augenblick naht, der euch vielleicht entzweit. O möchtet ihr nie den Rath des Engels vergessen, den euch der Himmel zu eurem Glücke sandte.

Abdul-Hassan verließ endlich, eben so gelehrt wie sein Verwandter, der Derwisch, die heilige Stadt, und kam in Medina bei dem Mollack an. Wer beschreibt Adelhamed's Freude, als er seinen Freund wiedersah, und wer malt Abdul's Entzücken, als er Adelhamed nach langer Trennung wieder in seine Arme drückte. Wie viel hatten sie sich nun zu sagen und zu erzählen? Ihrer Liebe gedachten sie nur mehr sehr wenig, es regierten in ihren Herzen nur zwei Gefühle, Freundschaft und Religionseifer.

Nachdem Abdul in Seradi's Hause einige Tage ausgeruht hatte, begannen die beiden Freunde ihre Rückreise nach Bagdad. — Auf dem Wege waren sie sehr fröhlich, sprachen mit Enthusiasmus von dem, was sie gesehen hatten, und besonders von den heiligen Männern, denen sie das Licht dankten, welches nun ihren Geist erhellte, und das ihnen von größerem Werthe schien, als alle Schätze der Welt. — Sie erzählten sich, was sie gelernt hatten, und theilten sich wechselweise die tiefsinnigen Auslegungen mit, welche ihnen ihre Lehrer über gewisse Kapitel des Korans gemacht hatten. Manchmal geschah es nun bei solchen Gesprächen, daß die beiden Freunde nicht ganz einig waren, zwar nicht über die Haupt- und Grundlehren stritten sie, aber über Worte, ja selbst über Buchstaben. So meinte z. B. Adelhamed, das 8. Kapitel des Korans enthalte 30,000 Selbstlaute, Abdul im Gegentheil behauptete, es kommen darin nicht mehr als 29,367 vor. Beide suchten einander zu überzeugen, citirten den Originaltext, wie sie ihn von ihren weisen Lehrern gelernt hatten, wurden endlich darüber böse, einander nicht überzeugen zu können, und endeten meistens damit, daß sie zu streiten aufhörten, und jeder leise zu sich selbst sprach: „Mein Freund hat die Sache falsch gelernt, sein Lehrer wußte es nicht besser.“

Sie waren erst 6 Meilen von Medina entfernt, als sie auf einer Wiese eine prächtige Stute gewahr wurden, welche bei jedem Sprunge schönere Formen zeigte, deren Schwanenhals majestätisch hervorragte, und welche die prächtige Mähne dem Spiel der Winde überließ. — „Adelhamed!“ rief

Abdul, „sieh nur einmal die herrliche Stute!“ — „Es ist das schönste Pferd,“ antwortete Adelhamed, „welches ich in meinem Leben sah, man könnte es für die Stute des Propheten halten.“ — „Für die Stute des Propheten?“ rief Abdul, „was sagst du da? Weißt du denn nicht, daß Mahomet's Stute lichtbraun war, und sieh nur einmal, diese ist ja dunkelbraun.“ — „Ich bitte dich um Verzeihung,“ versetzte Adelhamed etwas bitter; „aber wenn du die Beschreibungen gelesen, wenn du die weisen Auslegungen dieser Beschreibungen und Erklärungen gehört hättest, so würdest du wissen, daß die Stute des Propheten schwarzbraun gewesen sei.“ — „Schwarzbraun! Großer Gott! Und diesen Frevel wagst du noch zu behaupten?“ — „Frevel? Du Unglücklicher, du frevelst, aus deinem Munde ging eine Lästerung.“ — „Nein, nein, du lästerst, ich nehme den Himmel zum Zeugen. — Zittere vor seinen rächenden Blitzen!“ — „Zittere du selbst, Ketzer!“ — „Wie, ich ein Ketzer? Nein, ich kann, ich darf nicht länger mit dir leben, nicht länger einen Menschen meinen Freund nennen, welcher den Propheten beschimpft.“ — „Wohlan! es sei! keine Gemeinschaft sei ferner mehr zwischen uns, du bist ein Undankbarer, dein Herz ist verdorben, deine Vernunft ist irre, ich fliehe auf ewig den Frevler des Heiligsten.“ — „Auch ich fliehe dich; denn der Gotteslästerer findet nicht Gnade vor Mahomet — du bist in seinen Augen ein Ungeheuer, folglich auch in den meinigen.“ — Nicht länger hielten sie sich mehr, der Zorn sprühte aus ihren Augen; sie zogen ihre Dolche, und wollten sich durchstoßen. — Doch hielt die Erinnerung an

ihre Freundschaft ihre Arme zurück. — „Ach!“ sprach Adelhamed, „ich erinnere mich, dein Freund gewesen zu seyn!“ — „Auch ich erinnere mich, dich einst sehr geliebt zu haben,“ sagte Abdul, „darum schenke ich dir das Leben — wäre das nicht, ich würde und müßte dich als einen Feind Gottes bis in den tiefsten Grund der Hölle versetzen.“ — „Geh,“ sagte Adelhamed, „dasselbe Mitleid bemeistert sich auch meines Herzens, lebe und suche den Weg der Wahrheit zu finden, auf welchem der Prophet dich gnädig leiten möge. — Aber nähere dich mir nie mehr, dein bloßer Anblick könnte ein Herz wieder beflecken, das sich durch den Anblick der heiligen Erde gereiniget hat.“

Mit diesen Worten trennten sich Abdul und Adelhamed auf ewig. Von nun an waren sie unversöhnliche Feinde, und alle Bande, welche sie an einander ketteten, waren so gewaltig zerrissen, als hätte der Tod sie giftig angehaucht. — „Wie?“ wird so mancher Leser sprechen, „zwei Männer, welche Liebe, Furcht vor dem Tode und Habsucht nicht einen Augenblick entzweien konnten, sollten nun eines so unbedeutenden Beweggrundes willen auf einmal ewige Feinde gewesen seyn? — Dein Abdul-Hassan und dein Adelhamed sind zwei Unsinnige, das Gefühl, welches sie Opfer bringen hieß, welche menschliche Kräfte fast übersteigen, war Wahnsinn, den du mit dem schönen Namen Freundschaft belegst.“ — Haltet ein, ihr oberflächlichen Geister, mit eurem vorschnellen Urtheil! — Wenn der Derwisch in Mekka, und der Mollack in Medina diese unklugen Worte hörten, sie würden ausrufen: „Ihr Ungeweihten! was wagt

ihr zu sagen? — Kommt es euch zu, über göttliche Dinge zu urtheilen? Sie sind so hoch über eure schwachen Kenntnisse erhaben, als der sechste Himmel über die Spanne des Weltalls erhaben ist, die ihr bewohnt. Alles ist groß, Alles ist erhaben im Koran. Alles ist von einer andern Wichtigkeit, als eure Leidenschaften und Gefühle, euer Haß und eure Liebe.“

Zwei Dornenkronen.

Geschichtliche Novelle.

Erstes Frühstück.

„Ihr Frühstück steht bereit, hochwürdiger Herr!“ Dieß war die interessante Nachricht, welche Sennora Margaritha, die alte Haushälterin des würdigen Seelsorgers Matthäo Cordoso, demselben brachte. Sie blieb aber ganz verdutzt stehen, als der Geistliche, anstatt von seinem Stuhle aufzustehen, mit der Hand ein Zeichen gab, ihn nicht zu unterbrechen und die Arbeit fortsetzte, welche ihn schon seit Sonnenaufgang im Schlafrocke bei seinem Schreibtische festhielt.

Das Gesicht der Alten drückte üble Laune hierüber aus, nichts desto weniger schlich sie doch auf den Zehen wieder hinaus und versparte sich die Vorstellungen, welche sie dem Hochwürdigen über die Unordentlichkeit in seinen häuslichen Verrichtungen zu machen sich vornahm, für später.

Das Haupt auf die linke Hand gestützt, in der rechten die Feder haltend, machte Cordoso zugleich mit den Fingern dieser Rechten Bewegungen, wie man sie in der Schule macht, wenn man lateinische Verse skandirt. Von Zeit zu

Zeit unterbrach er diese Bewegungen, indem er wieder einige Worte schrieb, und dann strich er diese Worte wieder aus, und skandirte wieder und schrieb wieder. Dieses dauerte fast eine Viertelstunde.

Endlich stieß er einen triumphirenden Freudenlaut aus, bei welchem Margaritha halb unwillig, halb freundlich wieder herbeilief und mit vorwurfsvollem Tone sprach: „Jetzt werden Euer Hochwürden doch endlich Ihr Frühstück einnehmen?“ — Aber statt zu antworten, blieb Matthäo, welcher im Gemache auf und nieder ging, plötzlich stehen und machte auf dem Papiere, welches er auf seinem Pult liegen gelassen hatte, noch eine Verbesserung.

„Die Chocolade wird ganz dick und ungenießbar werden,“ sagte Margaritha. Allein der Dichter fand noch einen nicht ganz rein klingenden Hexameter, maß auch diesen noch an seinen Fingern ab und schrieb ihn verändert und verbessert neu auf. Dann aber warf er die Feder weg und rief: „Jetzt ist's vollendet und ich will kein Wort mehr daran ändern, denn jetzt ist's gut!“

Und Margaritha öffnete schon die Thür zum Speisegemache, als ein junger Mann furchtsam eintrat. Er hielt eine Taftrolle in seiner Hand, welche er auf das Pult des Geistlichen legte.

„Ach, sind Sie endlich da, mein junger Künstler? Besser spät als niemals. Wahrhaftig, ich hoffte nicht mehr die Fahne für das Ignaziusfest von Ihnen gemalt zu erhalten. Lassen Sie doch sehen.“ Er rollte den Taft auf. „Schön, recht schön! Ein herrliches Marienbild, und die Farben so frisch und glänzend. Statt den versprochenen 10 Dukaten

sollen Sie 20 haben. Arbeiten Sie nur fort, junger Mann, Sie werden es noch weit bringen und — es gibt ein anderes Leben," setzte er hinzu, indem er auf die Fahne deutete.

Der junge Mann, dessen Wangen sich mit den Rosen der Freude schmückten, hörte begierig Cordoso's Worte.

„Sie müssen sehr fleißig arbeiten," fuhr Matthäo fort, „aber nicht bloß an der Staffelei. Die lateinische und griechische Sprache sind Ihnen nothwendig, um in die Ideen der großen Alten einzugehen, und vor allem die Bibel, Herr, die Bibel muß ein Künstler studiren. In ihr findet der Maler das schönste Ziel seiner Phantasie und seines Studiums."

„„Meine Erziehung ist nicht so ganz vernachlässiget,"" fiel der Jüngling ein, „„als es meine Armuth wohl glauben machen könnte. Ich verstehe etwas Latein.""

„So? Nun, ich bin neugierig, Ihre Latinität etwas auf die Probe zu stellen. Laß sehen," fuhr Matthäo fort. „Ich will Ihnen dieses Epitaphium lesen, und übersetzen Sie es mir dann in's gute Portugiesische."

„„Ich will es versuchen, obwohl ich ein Spanier bin.""

„So setzen Sie sich und hören Sie."

„Das Frühstück Ew. Hochwürden wird ganz ungenießbar," warf die verzweifelte Margaritha ein.

Allein Cordoso, ohne ihr zu antworten, las dem jungen Manne seine Verse vor, welcher eifrig zuhörte, und als er geendet hatte, ihm das Manuskript abnahm und es also in's Portugiesische übersetzte *):

---

*) Wir fügen statt dessen eine deutsche Übersetzung bei.

Einer der größten Männer ruht hier in dem Schooße der Erde,
Nebenbuhler Ovid's in dem elegischen Sang,
In der lyrischen Dichtkunst Horazen den Lorbeer bestreitend,
Im Epigramm Martial, Helden besingend Virgil.
Portugall! deinen Ruhm hat sein Schwert und sein Kiel ausgebreitet,
Mars und Apollo zugleich lenkten des Herrlichen Hand,
Seine unsterblichen Lieder, sie haben den Quell des Parnasses
Selbst in der neuen Welt aus den Steinen gelockt.
Portugall staunte ihn an den unvergleichlichen Dichter,
Als er vom Orient ihm Verse statt Goldes gebracht.

„Gut, recht gut, mein Sohn," rief nun Matthäo, „und erräthst du auch, wem dieses Epitaphium gilt?"

„„Wem anders, als dem großen Dichter Louis Camoens.""

„Ganz recht. Wer mir es damals gesagt hätte, daß dieser arme Sterbende, dem ich auf dem Todtenbette in einem Hospitale die letzte Wegzehrung unserer heiligen Religion reichte, einst der Stolz Portugalls werden würde —"

„„Sie haben Camoens letzten Stunden beigewohnt?"" fiel der junge Mann mit heftiger Bewegung ein. „„O! beschreiben Sie mir jede seiner Geberden, theilen Sie mir jedes seiner Worte mit.""

„Eines Abends, mein Sohn, durchstreifte ich die Säle des Hospitals Santa Cruz, dessen Seelsorger ich bin. In der Mitte der Armen, welche die Betten füllten, sah ich neben einem Leichname, welcher eben den Geist aufgegeben hatte, einen Mann von edler Gestalt und einnehmendem Gesichte. Ich nahte mich ihm, und ihm mein Kruzifix vorhaltend, sprach ich: Sieh hier denjenigen, mein Sohn, der

für uns am Kreuze gestorben und den Wermuthskelch geleert hat.“

„Da erhob sich der Kranke, preßte das Kruzifix an seine blassen Lippen und stammelte: „**Spes mea in Domino.**“ Dann nach einer Pause des Stillschweigens fügte er hinzu: „Mein Vater! wollen Sie den letzten Willen eines Sterbenden erfüllen?“ — Ja, mein Sohn, so, als ob du mein Bruder wärest.“

„So hören Sie mich. Hier sind Papiere. — Ach, um diese Papiere mir zu erhalten, sprang ich aus der Schaluppe, worin ich mich nach einem Schiffbruche gerettet hatte; um sie mir zu erhalten, kämpfte ich zwei Tage gegen den Tod auf dem Überreste eines Mastes mitten im Meere, und um diese Papiere zu schreiben, ach! um sie zu schreiben, leistete ich Verzicht auf das Glück, auf die Freuden der Jugend, auf Alles. Wohlan, schwören Sie mir auf dieses Kruzifix und bei dem Heile Ihrer Seele, daß Sie, ohne erforschen zu wollen, wer ich bin, diese Papiere in's Feuer werfen wollen. Schwören Sie mir dieß.“

„Ich zögerte. Er las meine Unentschlossenheit in meinem Gesichte. — „Eine Glutpfanne,“ schrie er, „schnell eine Glutpfanne, oder ich gebe, Sie verwünschend, meinen Geist auf. Sie verlieren meine Seele, und ich mache Sie dafür vor Gott verantwortlich.“

Seine Gemüthsbewegung wurde so heftig, daß ich nachgab und eine Glutpfanne bringen ließ, er warf seine Papiere darauf und sah sie mit wehmüthiger Freude brennen; als nur noch die Asche sichtbar war, sprach er zu mir: „Nun geben Sie mir Ihren Segen, mein Vater, und verzeihen

Sie mir im Namen Gottes meine Sünden. Sie dürfen es, denn ich habe viel gelitten und sie abgebüßt. Gott hat mir eine schwere Krone auf das Haupt gesetzt, eine Krone, die mich brannte und verwundete, eine Krone, die ich oft verfluchte und die ich oft von mir schleudern wollte. O, was hab' ich gelitten, mein Gott! mein Gott! — Genie! O Sie wissen nicht, welcher Fluch auf diesem traurigen Geschenke haftet. Glücklich derjenige, der in der Dunkelheit geboren, unbekannt dahinlebt und unbekannt stirbt. Glücklich, überglücklich!"

„Ich erlaubte mir die Frage, wer er sei. Er lächelte bitter, hob die Augen gegen Himmel, wollte sprechen — konnte aber nicht mehr und gab den Geist auf. Ich entfernte mich in sonderbarer Stimmung von seinem Bette und fragte mich endlich selbst, wer denn dieser Mann seyn könne? Am andern Morgen, als ich seine sterbliche Hülle noch einmal sehen wollte, hatte man ihn schon mit andern Leichnamen in eine allgemeine Grube geworfen. Man zeigte mir noch einige Papiere, welche auf seinem Lager liegen geblieben waren, worunter ich ein italienisches Sonett fand, unterzeichnet: Torquato Tasso, und mit der Aufschrift: An Louis Camoens."

„„Er verbrannte seine Gesänge, er verweigerte diese himmlische Erbschaft seinem undankbaren Vaterlande, er verwünschte sein Genie?"" also fragte der junge Maler heftig. „„O ja, er hatte recht. Genie, Elend, Hunger sind gleichbedeutende Wörter. Genie haben, heißt sich verkannt sehen, verachtet, mit Füßen getreten, dulden und verzwei-

feln. Wie er sagte, so ist es. Das Genie trägt eine Krone, welche brennt, verwundet, tödtet.""

""Das ist auch mein Los! O, ich Unglückseliger!"" Und nach diesen Worten verfiel er in ein tiefes Hinbrüten.

"He da! nicht verzweifeln, mein junger Freund, ich hoffe Ihnen einen blumichteren Pfad öffnen zu können."

""Ich heiße Zurbara *),"" schrie er und stürzte aus dem Gemache.

Der Geistliche aber ging nun auf den wiederholten Zuruf Margaritha's kopfschüttelnd in den Speisesaal, und setzte sich nachdenkend zu seiner olla potrida.

Zweites Frühstück.

Zwölf Jahre nachher trat Margaritha wieder in das Zimmer, um ihrem hochwürdigen Herrn, Don Matthäo Cordoso, zu melden, daß das Frühstück bereit stehe, und nach einigem Wiederholen begab sich der Geistliche zum Tische, und sprach sein "benedicite" über die rauchende Schüssel, als ein Krankenwärter aus dem Spitale Santa Cruz die Nachricht brachte, daß ein Sterbender die geistliche Hilfe des ehrwürdigen Paters wünsche und bedürfe. —

Der Priester seufzte tief, warf seine Serviette von sich und stand auf, indem er seinen Sombreto begehrte.

---

*) Andreas Zurbara, Maler des 16. Jahrhunderts, welcher im Style der florentinischen und lombardischen Schule malte. Der Michel Angelo Spaniens.

„Nehmen Ew. Hochwürden doch früher etwas Warmes zu sich,“ sagte Margaritha, „es ist heute so neblig, und ein paar Minuten mehr oder weniger werden ja nichts verschlagen.“

„„Es handelt sich hier um das Heil einer Seele,““ erwiederte Matthäo strenger als gewöhnlich.

„So trinken Sie wenigstens dieß Gläschen Xeres, um nicht nüchtern hinauszugehen,“ versetzte Margaritha, und hielt ihm das volle Gläschen hin. Der Priester trank es aus und begab sich nach dem Hospitale.

Man führte ihn zu einem Bette, worauf ein noch junger Mann, den aber das Unglück noch vor der Zeit alt gemacht hatte, lag. Seine Augen lagen hohl, seine Wangen waren blaß und abgezehrt, und wenige weiße Haare zeigten sich auf seiner gefurchten Stirne. Er lächelte bitter auf den Priester, reichte ihm die Hand, und grüßte ihn bei seinem Namen. Cordoso sah den Kranken erstaunt an, ohne ihn zu kennen. — „Erinnern Sie sich nicht mehr, mein Vater,“ sprach endlich dieser, „eines jungen Malers, einer Fahne und eines Epitaphiums auf Camoens?“

„„Wie,““ rief der Priester, „„Sie unglücklicher, junger Mann, Sie wären —““

„Ja, ich bin jener Unglückliche, jener Unsinnige, der einem neckenden Phantome, welches man Ruhm nennt, folgte, welches immer vor mir floh, sich endlich auf mein Grab setzen und eine Krone darauf legen wird. O mein Vater! Sie haben den sterbenden Camoens gesegnet,

versagen Sie Ihren Segen auch dem sterbenden Zurbara nicht.“

„„Der Mann ist im Delirio,““ sagte der Arzt, welcher eben zum Bette getreten war, „„er bildet sich ein, ein Genie zu seyn, wie Camoens.““

Da richtete sich der Sterbende auf. „Ihr glaubt es nicht,“ rief er, „wohlan, so sehet;“ und er nahm eine Kohle aus dem Rauchfasse, das ein Kirchenknabe in der Hand hielt, welcher bei der letzten Öhlung Dienste geleistet hatte, und mit dieser Kohle zeichnete er mit zitternder Hand aber herrlichem Umrisse einen sterbenden Christuskopf an die Wand, dessen Ausdruck alle Anwesenden mit Bewunderung und Schauder erfüllte. Dadurch erschöpft, fiel er dann auf sein Lager zurück, kehrte verächtlich den Anwesenden den Rücken zu, warf einen schmerzhaften Blick auf sein letztes Werk, und hauchte seine Seele aus.

Wenn ihr nach Lissabon kommt, besuchet das Hospital von Santa Cruz, man wird euch das Bett zeigen, worauf Camoens und Zurbara, die größten Männer Portugals und Spaniens, starben, man wird euch auch, unter Glas wohl aufbewahrt, das Stückchen Mauer zeigen, auf welchem Zurbara seinen sterbenden Christus zeichnete, und euer Cicerone wird seine Erklärung mit den Worten endigen:

„Der Kirchenknabe, welcher damals dabei stand, war niemand Anderer, als der berühmte Murillo.“

Canova's Jugendliebe.

Eine Künstlernovelle.

Im Jahre 1780 kam ein Jüngling, welcher zu Passagno im Venetianischen geboren war, nach Rom mit dem Vorsatze, daselbst die Zeichen- und Graveurkunst bei einem damals im vortheilhaftesten Rufe stehenden Künstler zu lernen. Als ein Schützling der reichen Familie Falieri, brachte dieser Jüngling mehre Empfehlungsschreiben an die bedeutendsten Männer der heiligen Stadt mit sich. Das erste, welches er abzugeben beschloß, war jenes, welches ihn auch zuerst zu seinem Ziele führen sollte. Er ließ sich also zu Signor Volpato führen.

Giovanni Volpato, lange Zeit unter dem erborgten Namen Jean Renard gekannt, stand an der Spitze jener glänzenden Graveurschule, aus welcher so viele berühmte Männer hervorgegangen sind. Auch in allen übrigen verwandten bildenden Künsten war Volpato ein Meister. Dieser reine und nette Stich, diese vollendete Kenntniß im Schnitt, diese Kraft, und dieses außerordentliche Relief, welche Ihr in den Kupferstichen eines Raphael Morghen bewundert, dankt er und Ihr den Lehren jenes Meisters Volpato.

Als der Jüngling in Volpato's Atelier eingeführt wurde, zeichnete dieser eben nach einem Modelle, und ersuchte ihn, nur einige Augenblicke zu verziehen und ihm zu erlauben, seine Figur zu vollenden. Der Jüngling, bescheiden, wie er war, wollte sich gleich wieder entfernen, allein Volpato gab ihm ein Zeichen zu bleiben und sprach: „Nein, nein, mein Herr, wenn Sie nicht Zeit haben zu warten, so muß ich meine Arbeit unterbrechen.“ — Der Jüngling bat ihn, sich nicht stören zu lassen, und versicherte, er finde hier Unterhaltung für Jahre, nicht für Stunden. Mit einem ehrfurchtsvollen Blicke sah er im Atelier herum, aber ein Gegenstand zog mehr als alles Übrige seine Aufmerksamkeit auf sich.

Das Modell Volpato's war ein junges Mädchen von kaum siebenzehn Jahren. Es war nicht möglich, sich ein lebhafteres und sprechenderes Gesicht, üppigere und anmuthigere Formen und eine herrlichere Gestalt zu denken. Die griechische Tunika und die Maske in der Hand zeigten, daß sie Thalien vorstellen wollte, aber ihr liebliches Lächeln, der sanfte Spott, der um ihre Lippen spielte, und ich weiß nicht, welche himmlische Atmosphäre um ihre ganze Gestalt ausgegossen, hätten vielmehr glauben machen können, durch eine jener Metamorphosen, unter Roma's Himmel einst so häufig, sei die komische Muse selbst vom Himmel herab gestiegen, um sich von einem geliebten Jünger zeichnen zu lassen. Der Jüngling konnte sich mindestens nicht überzeugen, daß es einer einfachen Sterblichen möglich sei, in ihren Zügen und ihrer Stellung ein solches Ideal zu verwirklichen. Unbeweglich stand er einige Schritte von der Staffelei und

glaubte zu träumen. Bald aber erkannte er die Nothwendigkeit, die eingebildeten Attribute seiner Göttin selbst zu vernichten aus Furcht, diese Apotheose könnte ihm wirklich sein Herz und seine Ruhe kosten. In diesem Augenblicke aber, als er in einer Anwandlung von Kraft es versuchte, Thalien von ihrem Piedestal zu stürzen, schien das junge Mädchen, gerade als ob sie erriethe, was in seiner Seele vorgehe, sich ein Spiel daraus zu machen, seine Gedanken noch mehr zu verwirren, jeder ihrer Blicke war fest auf ihn gewendet, jede ihrer Bewegungen schien gegen ihn gerichtet zu seyn, und dieses unbewegliche Antlitz drückte so viele Empfindungen mit einmal aus, daß er bald erröthete, bald erblaßte. Ach! es ist nicht mehr Zeit zu fliehen, er ist überwunden, sein Herz durchbohrt.

Indessen wurde auch Volpato darüber ungeduldig, daß sein Modell nicht ruhig blieb, und er unterbrach seine Arbeit mit den Worten: „Närrische Dominika! kannst du denn nicht einen Augenblick in einer ruhigen Stellung bleiben? Ich merke wohl, du bist heute schon müde. Lassen wir es also für dieses Mal seyn. Komm, umarme mich, meine Tochter!“

Seine Tochter! seine Tochter! dachte der Jüngling bei sich. Glücklicher Vater!

„Verzeihen Sie, mein Herr,“ fuhr Volpato zu ihm gewendet fort, „ich habe Sie mit der Freiheit eines Künstlers warten lassen, aber jetzt bin ich ganz zu Ihren Diensten.“

Der Venetianer zog einen Brief Falieri's aus der Tasche und überreichte ihn Volpato; dieser las ihn für sich,

während der Jüngling fortfuhr, Dominika zu betrachten, welche ab- und zuging, um Kartons, Pinsel und Farben in Ordnung zu bringen, aber Alles dieses so leise als möglich that, um ihren Vater im Lesen nicht zu stören.

Der Brief lautete also:

„Der Überbringer dieses, mein lieber Volpato, ist ein junger Schützling von mir, den ich Ihren Lehren und Ihrer Freundschaft bestens empfehle. Ich müßte mich sehr irren, wenn Sie mir für einen solchen Schüler nicht einstens sogar Dank wissen sollten. Wie Sie, ist er als Künstler geboren. Er nennet sich Antonio Canova, sein Vater, Pietro Canova, Steinschneider in unserm kleinen Dorfe Possagno, starb, als er erst drei Jahre alt war, seine Mutter verheirathete sich zum zweiten Male, und überließ ihr Kind der Pflege seines Großvaters Pasino, welcher wohl gewünscht hätte, in ihm seinen Nachfolger in dem erblichen Maurerhandwerke zu bilden, allein das Kind war zu zart dafür, und er benutzte die Kelle seines Großvaters nur dazu, um damit aus Thon Figuren aller Art nach den Launen seiner Einbildungskraft zu bilden. Eines Tages, da ich eben ein großes Fest gab, bemerkte mein Haushofmeister, daß ihm zu einer Schüssel in der Mitte des Tisches eine Zierde von Backwerk mangele; er zog den alten Pasino darüber zu Rathe, und da dieser dabei sich in Verlegenheit befand, so nahm sein damals zwölfjähriger Sohn den Teig und knetete daraus in wenig Minuten einen Löwen, welcher später die Bewunderung aller Gäste so sehr auf sich zog, daß sie den Verfertiger zu sehen wünschten und ihm ihr Lob

darüber spendeten. Ich, mein lieber Volpato, erkenne großes Talent in dem jungen Antonio, darum führte ich ihn auch selbst nach Venedig, wo ich ihm bis jetzt Unterricht von den vorzüglichsten dortigen Meistern geben ließ; allein ich rechnete vorzüglich auf Sie, um seinen Beruf festzustellen und seine Bildung zu vollenden. Seien Sie also für ihn ein Lehrer und ein Vater. Empfangen Sie, mein lieber Volpato u. s. w."

"Junger Mann!" sagte Volpato, als er diesen Brief gelesen hatte, "ich danke dem Monsignor Falieri so viel, daß ich mit Vergnügen jeden seiner Wünsche erfülle. Von dieser Stunde an gehören Sie unter die Zahl meiner Schüler. Verlassen Sie den Gasthof, in welchem Sie abgestiegen sind, ich habe ein Kämmerchen und ein leeres Bett für Sie. Dominika! rufe Raphael!"

Während Antonio dem Herrn dankte und sich den Glücklichsten aller Sterblichen nannte, nicht ohne einen Blick auf Dominika geworfen zu haben, bevor sie ging, den Befehl ihres Vaters zu erfüllen, trat ein Jüngling mit blondem und frisirten Haare, lebhaftem Auge und leichtem Schritte in das Atelier.

"Raphael," sprach Volpato zu ihm, "ich gebe dir hier einen Gefährten, und wünsche, daß ihr euch Freunde, Brüder werdet. Gehe mit ihm in seinen Gasthof, um sein Gepäcke abzuholen, und sorgt, daß ihr bis zum Abendessen wieder zurück seid, wenn euch etwa die Lust anwandelte, mit einander die Straßen von Rom zu durchlaufen."

Die beiden Jünglinge wurden bald Nebenbuhler an Talent und Fleiß, und Volpato sagte öfters, er wäre

sehr verlegen, Einen von Beiden den Vorzug zu geben; das störte zwar ihr gutes Einvernehmen nicht, aber sie endeckten bald, daß zwischen ihnen noch eine andere Nebenbuhlerschaft bestehe, als jene des Talentes und des Ruhmes.

Raphael und Antonio liebten Beide die schöne Dominika. Das Mädchen war Beider Muse. An sie denkend, faßten sie ihre glücklichsten Ideen, sie war Ursache davon, wenn sie durch angestrengten Fleiß und blinden Gehorsam ihren alten Lehrer zufrieden stellten, und wenn sich Volpato seiner guten Lehrmethode rühmte, so hätte Dominika einen bedeutenden Theil jener Fortschritte sich zueignen können, die ihren Vater an seinen Schülern so glücklich machten. Aber sah denn Dominika auf die beiden Lehrlinge mit derselben Unparteilichkeit, wie ihr Vater? Beurtheilte sie Beide nur nach ihrer Kunst, oder vielleicht nach andern Gaben? Dominika war klug, oder kokett, oder unschuldig genug, oder vielleicht alles dieses zugleich, um die Wagschalen ihrer Gunst bei Beiden immer im Gleichgewichte zu halten. Ihr Lächeln, ihre unschuldsvollen Vertraulichkeiten, ihre naiven Sticheleien oder ihr Schmollen war bei Beiden gleich abgemessen, und Keiner der beiden Jünglinge konnte sich eines bestimmten Vorzuges rühmen.

Da ersuchte Antonio Canova eines Tages seinen Lehrer um eine geheime Unterredung, entdeckte ihm seine Liebe für seine Tochter und bat um ihre Hand. — „Wie? du auch, mein Antonio?“ sprach der alte Volpato. „Ei, ich dachte mir's wohl, und habe also recht klug gethan, dem Raphael nichts zu versprechen, der dir in seiner Werbung um meine Tochter zuvorgekommen ist. Mein lieber Anto-

nio," fuhr er fort, "wenn dir meine Dominika Beweise gegeben hätte, daß sie dir den Vorzug gibt, so würde ich minder verlegen seyn, dir zu antworten. Meine beiden Schüler, du und Raphael, sind mir gleich werth, und ich bedauere nur, daß mir der Himmel nicht zwei Töchter gegeben hat. Allein wenn ich als Vater zwischen euch auch nicht wählen kann, so kann ich doch als Künstler euch ein Mittel vorschlagen, um Dominika's Hand zu ringen. Ich verspreche sie demjenigen, welcher ihr Bild am ähnlichsten zeichnen wird."

Diese Bedingung ward allseitig angenommen, und Dominika machte keinen Einwurf. Man kam überein, daß Jeder der beiden Schüler seine eigenen Sitzungen haben sollte, um seine Zeichnung zu machen. In drei Wochen sollten die beiden Porträte vor einigen Preisrichtern ausgestellt werden, deren Entscheidung als Gesetz gelten sollte.

Schon am andern Morgen willigte Dominika ein, Antonio zu sitzen. Dieser fragte sie, ob sie nicht ein Costüm dem andern vorziehe und vorzugsweise vielleicht in einem mythologischen, welches damals in der Mode war, vorgestellt seyn wolle. Da antwortete Dominika: "Lieber Antonio, ich las vor einigen Tagen eine Allegorie, die mir so eben wieder ins Gedächtniß kommt. Es ist die Geschichte der Metra, Erysichton's Tochter. Ihr wißt wohl, daß dieser unglückliche Fürst Thessaliens, nachdem er den Zorn der Ceres auf sich geladen, weil er ihren Altar entheiligt hatte, von einem Hunger geplagt wurde, den nichts stillen konnte. Seine ganzen Staaten wurden nach und nach von ihm verzehrt. Er wurde der Schrecken seines Lan-

des und seiner Familie, mußte sich sogar flüchten, und es blieb ihm endlich nichts Anderes mehr übrig, als seine Tochter zu verkaufen. Zum Glück hatten die Götter Metra die Gabe geschenkt, sich in eine bestimmte Anzahl von Gestalten zu verwandeln. Erysichton verkaufte sie als Vogel, und sie kam als Pferd wieder zurück. Er verkaufte sie neuerdings und immer so fort, bis endlich die bestimmte Anzahl ihrer Verwandlungen voll war, und sie ihm in ihrer ersten Gestalt wieder erschien — und sich zum Opfer seines Hungers darbot.“

So hatte Dominika mit einem schelmischen Lächeln gesprochen, Canova hatte sich dabei an sein Zeichenbret gesetzt und fing an die geliebten Züge abzukonterfeien, allein er bemerkte, daß das boshafte Mädchen mit jedem Augenblicke ihre Stellung veränderte und eine Beweglichkeit der Züge äußerte, welche den Verliebten und den Künstler entmuthigte. Mehre Sitzungen vergingen so, ohne daß er eine Stellung festhalten konnte.

Immer näher rückte der bestimmte Termin. Raphael Morghen hatte eine triumphirende Miene. Antonio beklagte sich nicht, aber er setzte sich hin und machte, ohne eine weitere Sitzung von Dominika zu verlangen, in zweimal 24 Stunden ihr Porträt bloß aus dem Gedächtnisse.

Am festgesetzten Tage versammelten sich die von Volpato berufenen Künstler und Kunstkenner vor einem Vorhange, welcher, als sie alle beisammen waren, geöffnet wurde, und die beiden Werke sehen ließ.

Auf dem ersten Bilde erblickte man ein junges Mädchen mit jener lächelnden Geberde, mit jener Miene des

Vertrauens und des anmuthigen Dahingebens, womit sie zu dem Geliebten spricht: „Ich glaube dir so gerne.“ Dieß war die Zeichnung Raphael's.

Auf dem andern erkannte man Metra in der letzten Periode, wo sie sich für ihren Vater opfert, sie ließ das zitternde Haupt sinken, und eine Thräne netzte ihr Augenlied, eine Thräne, welche zugleich das Gefühl der Scham und des Schmerzes verrieth. Diese Figur war herrlich und, sei es, daß die Zeichnung wirklich die andere übertraf, oder trug die Sympathie, welche sich immer mehr zum Leidenden, als zum Glücklichen hingezogen fühlt, den Sieg davon, alle Preisrichter riefen einstimmig: „Antonio Canova hat über Raphael Morghen gesiegt!“

Volpato öffnete die Arme gegen Antonio, um den geliebten Schüler an sein Vaterherz zu drücken, allein dieser begnügte sich, ihm die Hand zu drücken und zeigte auf Dominika, welche in einer Ecke des Ateliers stand und durch ihre Haltung genau den Ausdruck ihres Porträts wiedergab.

„Meine Richter mögen mir verzeihen,“ nahm Antonio mit einer Stimme das Wort, welche wohl die Gewalt bemerken ließ, die er sich anthat, „aber ich muß den Ausspruch zurückweisen, welcher mich zum Glücklichsten der Menschen machen würde. Ich trete von der Bewerbung zurück und überlasse Raphael den Lorbeer und — die Myrthe. Seht nur, Meister,“ fügte er hinzu, „wie meine Worte meinem Urbilde bereits einen Theil seiner Ähnlichkeit mit meinem Abbilde nehmen, seht, wie Dominika das schöne Lockenhaupt emporhebt, wie ihre Blicke sich neu entflam-

men, sie liebt Raphael. Ja," fuhr Antonio, gleichsam um dem Staunen der Richter zu antworten, fort, "Jeder hat ein Selbstbewußtsein seiner Kraft und seines Talentes, ich fühle mich so tief unter Raphael, daß ich auf Bleistift und Grabstichel Verzicht leiste; wenn es für mich einen Ruhm in der Kunst gibt, so werd' ich ihn vielleicht einst in dem Meißel finden."

Dominika wurde Raphael Morghen's Weib. Antonio Canova verließ das Haus und die Werkstätte Volpato's, indem er das Porträt der Geliebten mit sich nahm, allein seine Dankbarkeit und seine Freundschaft für seinen Lehrer blieben stets dieselben. Man findet den Beweis hievon in der **Basilica** der heiligen Apostel zu Rom, wo ein Monument aus Marmor von Canova für Volpato errichtet ist. Das Bildniß dieses Künstlers zeigt, wie es von der Freundschaft in der Gestalt eines trauernden Mädchens gekrönt wird.

Auge und Herz.

Novelle.

Hermannstadt, den 11. Mai 1828.

Karoline an Klara.

Meine gute Klara!

Nun ist schon ein Monat vorüber, seitdem Du Hermannstadt verlassen hast. Du versprachst mir, auch die kleinsten Kleinigkeiten Eurer Reise mitzutheilen, und bis jetzt noch kein Sterbenswörtchen. — Du willst mich unruhig machen. Was Du auch sagen magst, es war doch ein übereilter Streich, eine Romanenidee, daß Du Dein Schicksal an jenes eines Blinden knüpftest. Es ist immer schwer für eine Frau der Mann zu seyn, am allerschwersten aber auf einer Reise. Ich will es ganz gern bekennen, daß ich viel weniger tauge als Du, denn mir würde ganz und gar die Geduld fehlen, die Geliebte eines Blinden zu seyn; ihm Alles zu erklären, und ihn nicht einen Augenblick zu verlassen. Da hat man nicht einmal Zeit und Gelegenheit, ein bischen kokett zu seyn, und wenn man es ist, so ist man es ohne alle Wirkung. Wenn man sich noch so sehr schmückt und schön macht, so sagt einem doch Niemand, daß man ihm gefällt,

man bekommt kein Kompliment darüber. — Lieber todt, als nicht gefallen.

Du hast mir oft gesagt, ich sei ein Weib mit allen seinen Schwächen. Du hast Recht, liebe Klara, aber warum hat mich der Himmel nicht anders erschaffen? Ich kenne Männer, welche sagen, eben in diesen Schwächen bestehe unsere größte Stärke. Wir sind, siehst Du meine Gute, nur Eintagsfliegen, unsere Jugend ist kurz, wir müssen sie benützen, glänzen, gefallen und lieben, wenn es eben seyn kann. Wir müssen Gebrauch machen von unserer einzigen Gewalt, nämlich von unsern Reizen. Wir werden so schnell alt, daß wir, wenn wir auch nur eine Minute verlieren, gar nicht gelebt haben, die Männer werden nur von der äußern Gestalt angezogen. Glaube mir, wenn Ferdinand nicht blind geboren wäre, er würde Dich nie geliebt haben, und dennoch bist Du ein ganz vollkommenes Geschöpf, besitzest alle Schönheiten der Seele, aber leider, der Körper stimmt nicht damit überein. Ich weiß, ich darf aufrichtig über diesen Punkt mit Dir reden; denn Du hast es ja selbst von mir gefordert, und Du bist frei von allen Vorurtheilen. Lebe wohl, meine Gute, Du siehst, ich schwätze noch immer in den Tag hinein, wie immer. — Ich bin nun einmal ich und bleibe ich, so lange ich lebe. — Antworte mir nur recht bald, und schreibe mir Neues von dir und Ferdinand, sage mir, ob Eure Vermögensangelegenheiten in Ordnung gebracht sind, ob Du Dir in Wien gefällst, ob Ferdinand fröhlich ist, und die Residenz nach seinem Geschmacke findet. Verzeihe mir meine Thorheit, aber ich weiß ja, daß er Alles nur durch deine Augen sieht. Schreibe mir recht bald, sonst

kommt die Zeit früher, wo ich selbst Hermannstadt verlasse und Euch in den alten lustigen Mauern der Kaiserstadt wiedersehe.

Deine

Karoline.

Wien, am 6. Juni 1828.

Klara an Karoline.

Beschuldige mich keiner Lieblosigkeit oder Vergessenheit, meine gute Karoline, denn mir armen Wesen würde diese nicht erlaubt seyn, mir, die sich glücklich schätzen muß, wenn nur Jemand Antheil an ihr nimmt, mir, die ich nur die Hülle eines Weibes trage, aber keinen ihrer äußern Vorzüge besitze, mir, welcher Thränen in die Augen treten, wenn ich mich in einem Spiegel besehe, nicht für mich, aber für Ferdinand, der mich liebt — Ferdinand! so schön, so vollkommen, und der ein reizendes Mädchen in seine Arme zu schließen glaubt, und dafür eine Mißgestalt an sein Herz drückt. Ich schaudere zurück, wenn ich bedenke, daß ich ihm in jedem Augenblicke vorlüge, denn ich habe ihm noch nie gesagt, daß ich häßlich bin. Ich habe nicht den Muth dazu. Ich bin wohl überzeugt, er würde dann Mitleid für mich empfinden, aber keine Liebe, nein! keine Liebe mehr. Die Männer besitzen nur Eitelkeit, selbst ihre Liebe ist Eitelkeit. Nicht Einer von denen, die sehen, würde es laut gestehen wollen, ich sei seine Geliebte, ich glaube, selbst mein Bruder, wenn ich einen hätte, würde sich scheuen zu sagen: Diese ist meine

Schwester. Nur Frauen wollen so gütig seyn, mich zur Freundin zu wählen, und ich besitze so viel Selbstkenntniß, um ihnen dafür dankbar zu seyn. Selbst kleine Kinder, wenn ich ihnen liebkoste, stießen mich von sich und sprachen: Geh fort, ich mag dich nicht, du bist mir zu häßlich; — seit ich geboren bin, war nur meine gute Mutter allein, welche mit Thränen in den Augen ausrief: „Das ist meine Tochter!“ Und doch hat Gott das Gefühl der Liebe in meine Seele gelegt. Er müßte mir auch eine eigene Welt erschaffen, eine Welt, die mich erträglich fände, und nicht vor mir zurückschaudert. Ach die Welt, in welcher ich existire, ist er allein, er, mein Ferdinand. Ach! er weiß es nicht, wie sehr er sich irrt, wenn er meine Hand faßt, oder meine Stimme vernimmt, die ihm angenehm ist, und spricht: „Ach! wie schön bist du!“ Da schäme ich mich, und ich fürchte, die Spiegel, welche in unserm Zimmer sind, fangen an zu sprechen.

Ich habe Dir mancherlei von unserer Reise mitzutheilen. Was unsere Vermögensangelegenheiten betrifft, so geht Alles gut, dem Himmel sei Dank! — Du kennst Ferdinands Charakter. Alles was er wünscht, ist, Menschen zu finden, die sich theuer genug bezahlen lassen, damit sie ihn für die Langeweile des materiellen Lebens trösten, wovon er sich eigentlich keinen klaren Begriff machen kann. Der arme Ferdinand! er weiß doch nicht, wie schwer das Leben ist! Gott hat ihn des Augenlichts beraubt, und er hält sich deßhalb für unglücklich. Ach! wie oft habe ich ihn schon darum beneidet. Freilich ich habe ihm auf der Erde einen immer heitern Himmel gelogen, von welchem er nie herabsteigt, und eben deßwegen kränkt es ihn, daß er die Erde nicht sehen kann, die

Erde, welche er sich vollkommen malt, weil er selbst vollkommen ist. Ach! seine Seele ist so schön, und seitdem er existirt, lebt er in dieser schönen Seele, wie in einem heiligen Tempel, wie in einem Feenpallaste eingeschlossen. Die Strahlen des Tages verdunkeln ihm nicht sein Paradies. Ich vermeide Alles, damit er den schwarzen Qualm des wirklichen Lebens nicht rieche. Wir sprechen mit einander von Liebe, wir existiren in der Liebe, ich besitze Ferdinand ganz; die kleinste Schattirung seiner Seele, die kleinste Bewegung von Schmerz oder Freude bemerke ich an ihm, theile ich mit ihm. Die Nothwendigkeit, ihm Alles zu erklären, kürzt uns die Zeit ab, und verlängert unser Vergnügen. Er hat den Haß nie gekannt, er liebt alle Menschen, und hält alle für gut, und durch diesen Irrthum ist er unaussprechlich glücklich. Ich lasse ihn darin. Manchmal weint er und spricht zu mir: „O, meine theure Klara! ich sehe dich nicht, ich kenne nicht die herrlichen Sterne, deine Augen. Andere lesen darin vor mir, sieh, das ist das Einzige, was ich schmerzlich vermisse. Und dann, wie zugethan du mir bist, wie viel Kummer ich dir schon verursacht habe, zu welchen immerwährenden Diensten du dich meinetwegen verdammst. Ach, meine liebe Freundin, mein Schutzgeist, du bist der Rosenstrauch, den ich der Liebkosungen des Zephyrs beraube, und den ich im Sommer in ein Treibhaus verschließe. O, wenn ich sehen könnte, wie wollte ich dir dieß Alles vergelten!“

Auf Spaziergängen zittere ich immer, es könnte das laute Wort eines Vorübergehenden Ferdinand verrathen, welch' eine Gestalt an seiner Seite geht; o ich weiß wohl, er wäre großmüthig genug, mir seinen Kummer zu verber=

gen, und mich noch ferner liebevoll zu behandeln, aber die süße Täuschung, welche ihn und mich so glücklich macht, wäre vorüber, und wenn er sich dann anstellte, als ob er mich liebte, so würde mein Herz darüber brechen, das ihn einzig, unaussprechlich liebt.

Während der Reise beschrieb ich ihm Alles, was an uns vorüberzog, den Himmel, die Erde, die Wälder, die Häuser, die Menschen, die Blumen, die verschiedenartigen Teppiche, Alles, ich darf sagen, er erkannte den Weg, den wir zurücklegten, wie ein Reisender das Land, welches er geträumt hatte.

Meine Stimme entzückt ihn, er erröthet, wenn er meinen Fußtritt vernimmt. Er ist ganz Dankbarkeit, ganz Liebe für mich. Und ach, Karoline! ich stehe auf dem Punkte, Alles dieß zu verlieren. Man wird ihn bald operiren. In wenig Monaten wird er sehen. Mein Gott! mein einziger Wunsch wäre, in dem Augenblicke zu sterben, in welchem er das Licht seiner Augen erhält. Unglückliche Reise! Unglückliche Erbschaft, welche uns nach Wien gebracht hat! —

Wir kamen in Pesth an, und stiegen dort in einem Gasthofe ab, in welchem sich schon mehre junge Leute befanden. Ferdinand trat in das allgemeine Gastzimmer, und ich sprach mit der Wirthin, um ihr noch einige Aufträge zu ertheilen, da wir ein paar Tage in Pesth ausruhen wollten. Ich empfahl aber dem Bedienten Joseph, seinen Herrn nicht einen Augenblick zu verlassen. Dieser Mensch fand es aber nicht für nothwendig, und setzte sich lieber zu mehren Kutschern, um mit ihnen zu trinken.

Du weißt, liebe Karoline, daß derjenige, welcher nicht weiß, daß Ferdinand blind ist, auch keine Vermuthung davon hat; denn seine Augen sind schön und klar. Sie waren nun alle im Speisesaal, und Ferdinand in seiner gemüthlichen Ruhe schien auf alle närrischen und lustigen Bemerkungen nicht zu achten, welche die jungen Leute reichlich und schonungslos machten. Sie schwätzten über Frauen, Geliebte, Schönheit und Häßlichkeit, wie mir Ferdinand nachher erzählte. Er mischte sich nicht in das Gespräch, er, der eine so reine Idee von allen Menschen hat, und sie nur nach seiner eigenen Seele mißt. Er glaubte in ein fremdes Land versetzt zu seyn, dessen Sprache er nicht verstand. Endlich nahm Einer von ihnen, der am meisten das Wort führte, das Schweigen und das ruhige Lächeln Ferdinands für eine Beleidigung, er näherte sich ihm und sprach:

„Sie sind vermuthlich ein Fremder, mein Herr?

Keine Antwort.

„Werden Sie in unserer Gesellschaft speisen?“

Keine Antwort.

Und die Andern lachten und glaubten, Ferdinand schweige aus Hintansetzung.

Da näherte sich ein Zweiter, und fragte:

„Sind Sie taub, mein Herr?“

Wieder keine Antwort.

Da stampfte dieser mit dem Fuße und sprach:

„Er muß mir doch antworten, oder wenigstens sagen, warum er nicht antworten will,“ und in diesem Augenblicke wandte sich Ferdinand auf die andere Seite, was sie noch für größeren Trotz und wirkliche Verachtung ansahen. Und

grimmig schüttelte ihn Einer am Arme und sprach: „Mit Ihnen spreche ich, und schon fünf Minuten. Sind Sie taub, oder ein Flegel?"

„Nein, ich bin blind," antwortete Ferdinand ganz ruhig.

Die Andern schlugen aber ein helles Gelächter auf und glaubten ihm nicht. Da trat ich in den Saal, sah die zornigen Gesichter und rief: „Mein Gott! wo ist denn Joseph, der Bediente? Er läßt dich allein hier, und ich habe ihm doch so sehr aufgeboten."

„Ja meine Liebe," sagte Ferdinand zu mir, „ich befinde mich hier in einer Gesellschaft, wo ich mich schwer verständlich machen kann, du mußt schon so gütig seyn, mir zum Dolmetsch zu dienen. Es scheint, wir sind hier Alle gebrechlich, ich blind, und diese Herren nicht recht bei Sinnen."

„Meine Herren!" nahm ich zitternd das Wort, „es herrscht hier ein Mißverständniß. Ich weiß nicht, was vorgefallen ist, aber derjenige, welcher Ihren Zorn erregt, hat dieß gewiß unwissend gethan, er ist blind."

Plötzlich schwiegen Alle. Der junge Mann, der Ferdinand zuvor unhöflich gestoßen, trat zu ihm, sah ihm starr und unbeweglich in die Augen, und sprach dann: „Verzeihen Sie mir, mein Herr, und beurtheilen Sie mich nicht nach meiner jetzigen Übereilung. Ich bin selbst Augenarzt und reise nach Wien, um meine Kunst dort nach den Anleitungen des berühmten Jäger zu vervollkommnen. Ich träume von einer Kur, welche mir Ehre macht, wie man von einer ersten Liebe träumt. Ich lasse Sie nicht mehr aus meinen Augen, ich werde Sie operiren, Ihnen das Licht wiedergeben,

und dann biete ich Ihnen Genugthuung für mein unbesonnenes Benehmen von heute.“

„Geben Sie mir das Augenlicht,“ antwortete Ferdinand wehmüthig lächelnd, indem er ihm die Hand reichte, „und ich biete Ihnen dafür meinen heißesten Dank, meine innigste Freundschaft. Auch meine schöne Freundin hier, das Auge meiner Seele, wird Ihnen ihren vollen Dank reichen.“

Er meinte mich, liebe Karoline, er deutete auf mich, als er das Wort „schön“ aussprach; ich erröthete, ich zitterte, und dennoch lächelte nicht Einer der jungen Herren. Mitleid hatte die Stelle des Zornes bei Allen eingenommen.

Seitdem ist Eduard (so nennt sich der junge Arzt) immer um uns, er wacht mit größter Sorgfalt über Ferdinand. Wir sind glücklich in Wien angekommen, und wohnen einstweilen in einem Gasthofe so lange, bis ich eine Wohnung ganz nach meinem Geschmacke, und für Ferdinanden tauglich, werde gefunden haben. So lange ihn noch Finsterniß umgibt, will ich ihn noch so glücklich machen, als es mir möglich ist. Schwindet diese, so schwindet auch mein Glück, vielleicht auch mein Leben, denn in wenigen Wochen will Eduard die Operation an ihm vornehmen. O dürfte ich sagen: Lasset ihn blind, dieser Mann ist die Welt, die Gott für mich allein geschaffen hat, diese Augen, welche ihr auch für andere Frauen öffnen wollt, sind meine Augen, es sind die einzigen, die mich ertragen können.

So meine gute Karoline, ist es um mich geschehen! — Er wird den Himmel sehen, und ihn gewiß weniger schön finden, als ich ihm denselben beschrieben, er wird die Erde

sehen, und Dornen darauf finden, vor denen ich bisher seine Füße bewahrt habe. Er wird Gestalten sehen, die er bisher nicht gekannt hat. Die Falschheit, die Heuchelei, den Neid. — Aber ach! er wird auch die Schönheit kennen lernen, von welcher ich nie mit ihm gesprochen, ein Gemälde, das ich ihm nie entworfen habe. Er wird Engel von Frauen sehen, und auch mich, — mich, die er sich ebenfalls schön vorgestellt hat. Ich werde als die erste Lüge vor ihm da stehen, und verloren seyn.

Karoline! ich lese in der Zukunft, ein frühes Grab wird decken

Deine Klara.

In der Singerstraße in Wien, in einem Kabinete, welches mit grünen Draperien versehen war, saß auf einem reichen Kanapée eine junge Dame, rund und anmuthig, sie schien mehr gehüllt als gekleidet in einen musselinenen Überwurf mit Spitzen garnirt, dessen blendend weiße Wellen durch einen knappen Gürtel zusammengehalten wurden. Auf zwei weißen Schultern wiegten sich schwarze Haare, welche in langen Locken von einer reinen, mit blauen Adern durchzogenen Stirne herabwallten; zwei große schwarze Augen blickten zwischen dichten Wimpern hervor; ein Korallenmündchen öffnete sich anmuthig, um zwei Reihen Zahlperlen erblicken zu lassen; zwei Füßchen, in schwarzen Atlas gehüllt, kreuzten sich, und zwei schön geformte Händchen hielten Göthe's Faust. Die schöne Leserin ließ manchmal einige Worte entschlüpfen, welche ihr das Buch entlockte. „Recht schön,“

sagte sie, »aber mir viel zu düster, mit dem Gretchen bin ich gar nicht einverstanden; wenn Jede gleich sterben wollte, deren Geliebter des Teufels ist!« — Nur ein sehr geübtes Auge konnte bemerken, daß bei der Toilette auch die Kunst ihren Antheil habe; denn alles schien an diesem Mädchen nachlässig; es mußte eine große Kokette seyn.

In einer Ecke des Zimmers saß ein anderes Frauenzimmer, welches jeder Eintretende für die Mutter oder Tante der Ersteren würde gehalten haben, ein so großer Unterschied war zwischen Beiden; und doch besaßen Beide dasselbe Alter. Diese war mager, ihr Gewand, fast gleich weit, ließ keine körperlichen Formen gewahren, es war, als ob ein Kleid über einen Kleiderstock hänge, eine dürre Hand unterstützte einen Kopf, dessen röthliche Haare in unangenehmen Würfen mehr emporstrebten, als sie sich an die kurze breite Stirne schmiegten. Wangen und Nase verunstalteten Sommersprossen, und zwei Lippen, obschon sehr dick, widersetzten sich vergebens den breiten und ungleichen Zähnen. Man kam in Versuchung zu glauben, ein häßlicher Mann habe sich, um den Kontrast noch auffallender zu machen, in Weiberkleider gesteckt.

Von Zeit zu Zeit brachen Thränen aus den rothschimmernden Augen, und diese Thränen, welche sonst Frauen unwiderstehlich machen, machten diese Frau noch schrecklicher. Aber welche Empfindungen mochten wohl diese Brust bestürmen? Das ganze Gesicht drückte den tiefsten Schmerz aus, einen Schmerz, der sich Gewißheit zu verschaffen sucht, die er doch fürchtet. Die Augen starrten nach einer Wanduhr, als ob sie den Zeiger zugleich vorwärts rücken, und zurückhal-

ten wollten. Jede Minute fiel auf das flammende Herz wie das Eisen, das einen Verurtheilten brandmarkt. Armes Weib, dessen die Natur spottete, indem sie ihm ein Herz voll Liebe gab! In dieser Brust waren, wie in dem Innern eines nackten Felsens, Gold und Diamanten verborgen. Seufzer entrollten dem Busen und sie stammelte: „Gott, nimm mein Leben!“

Plötzlich ertönte eine Glocke, das Weib stand auf und rief: „Karoline! das ist Eduard.“

Die Schöne erhob sich und antwortete: „Ich war schon eingeschlummert, du hast mich aufgeweckt.“

Joseph trat herein und meldete den Doktor Eduard.

„O! ich ahnte es wohl,“ rief Klara, „ich fühlte es an den Schlägen meines Herzens, welche mir die Brust zu zersprengen drohten,“ und sie wurde todtenblaß.

Eduard trat ein, auch er war blaß. Seit jener Scene in Pesth hatte er sich Ferdinanden ganz geweiht, als ob er mit ihm von einer Mutter geboren wäre.

„Sind Sie standhaft, gute Klara!“ sprach er, „wir haben in diesem Augenblicke Muth nothwendig. Ich fühle mich von überirdischer Kraft beseelt. Auch Ihre glänzenden Blicke,“ — mit diesen Worten wandte er sich zu Karolinen, scheinen heute etwas verschleiert.“

„Ja wohl,“ antwortete diese, „aber man sagt mir, solche Operationen gehen sehr schnell vorüber.“

„Ich eile jetzt im Namen Gottes zu unserm jungen Milton,“ erwiederte Eduard. „Zwei meiner Freunde werden ihm den Kopf halten, sie sind schon gegenwärtig.“

Die Nebenthüre öffnete sich, und man sah Ferdinand in einem Lehnstuhle sitzen. Sein Gesicht war mit resignirender Duldung übergossen. Die beiden Freunde Eduard's standen zu seinem Haupte. „Ihr seid Alle da?“ sprach Ferdinand, und gewiß im Innersten bewegt. In wenigen Augenblicken werde ich Euch alle erkennen, werde sehen, wie Theilnahme und Freundschaft ein Menschenantlitz verschönern. Klara, komm her zu mir, laß mich deine Hand noch einmal an meine Lippen pressen!“

Klara näherte sich, und er bedeckte ihre Hände mit Küssen.

Die Operation dauerte zehn Minuten. Man legte Ferdinand eine Binde über die Augen. Ein Wunderwerk war diese Kur.

Als man die Binde abnahm, schrie Ferdinand laut auf: „Ja! das ist das Licht, das ist der Himmel!“ und jauchzend vor Lust, und betend aus Dankbarkeit fiel er vor Eduard auf seine Knie, und sein Herz pochte hörbar, und sein Entzücken sprudelte gleich einer lange verhaltenen Quelle, die sich eine Bahn durch den Felsen gebrochen hat, hervor.

Klara, bebend, stand in einer Ecke des Gemaches und betete. Karoline sah zu, wie man ihm die Binde abnahm.

Plötzlich sprang Ferdinand, von Eduard unterstützt, auf, warf sich an Karolinens Hals und rief: „Ja, du bist's, du bist's, die Seele meiner Augen, die ich schon in meiner Finsterniß sah und verehrte. Mein Gott! deine

Augen sind noch schöner als das Licht, o meine Klara, so schön, so herrlich habe ich dich nicht geträumt."

„Sie irren sich," erwiederte Karoline etwas betroffen, und führte Ferdinand zu Klara, welche ihr Zeichen gab zu schweigen, und ihn in seinem Irrthume zu lassen. „Hier ist Ihre Klara!"

Und Ferdinand sah, — und erbebte, und schauderte zurück, und fiel besinnungslos zu Boden. —

Man brachte Ferdinand zu Bette. So viele heftige Gemüthsbewegungen hatten ihm ein Fieber zugezogen. Er lag lange ohne Besinnung, und ohne Erinnerung an die Vergangenheit. Eduard hatte alle Sorgfalt und Zärtlichkeit für ihn, wie eine Mutter für ihren Neugebornen, es war ja auch ein Wesen, welches er der menschlichen Gesellschaft geschenkt hatte.

Klara ließ Karoline allein an seinem Bette erscheinen, diese mußte seine Wärterin seyn. Sie, einst die Morgenröthe seiner Seele, verbarg sich nun, um ihn durch ihren Anblick nicht zu erschrecken. Ihr Herz hatte einen tödtlichen Streich empfangen. Ferdinand hatte Karoline gesehen; Klara besaß zwar noch immer sein Herz, aber seine nun geöffneten Augen hingen trunken an Karolinens anmuthiger Gestalt, und wenn er Klara erblickte, wandte er sich unwillkührlich von ihr; Klara bemerkte dieß, es war etwas Gezwungenes in allen seinen Gesprächen.

In Zeit von einigen Wochen konnte er den Stab seiner Jugend entbehren. Mit dem Lichte war auch die Eitelkeit erwacht. Es war ihm peinigend die hämischen Blicke einer Welt zu ertragen, welche er nun kennen gelernt hatte.

Es hätte ihm nicht mehr genügt, sagen zu können: „Dieses Weib, welches Ihr hier seht, hat sich mir ganz geweiht, sie war mein schützender Engel, während ich mitten unter Euch im Exil lebte; wenn Ihr mich stießet, hielt sie mich aufrecht. Ihr werdet sie nicht lieben, weil Ihr nicht ihre schöne Seele kennt, aber ich kenne, ich liebe sie, sie ist mein Alles, und wer noch eine hämische Bemerkung über sie macht, hat es mit mir zu thun.“

Ferdinand ging jetzt öfters allein aus, und kam des Nachts nach Hause. Unter Karolinens Fenstern schwärmte er Stunden lang, und suchte die Minute zu erspähen, wo er sie sehen und bewundern konnte. Karoline war schwach und leichten Sinnes, sie folgte dem Vergnügen wie ein Schmetterling der beblümten Wiese; sie war gefallsüchtig aus Instinkt, und entbehrte die Kraft sich zu vertheidigen; sie kämpfte nicht, sie ließ sich fortreißen. Ferdinand war jung, schön, reich, liebenswürdig, großmüthig, warum hätte sie ihn nicht lieben sollen? Mehre Wochen zierte sie sich nach Gewohnheit und Sitte, endlich sprachen Blicke, — Worte, — ein Händedruck, ein Kuß, sie verstanden sich.

Die arme Klara ward verlassen; dieser Schlag betrübte sie, aber er kam ihr nicht unerwartet. „Glückliche Karoline!“ sprach sie mit Thränen in den Augen zu sich selbst, ich will dir keine Vorwürfe machen, du liebst ihn, weil du mußt, mußte ihn ja auch ich lieben! Und Ferdinand! auch er trägt keine Schuld, die Schönheit zog ihn an, wie die Blume die Sonne. Die Liebe ist nicht das Werk einer grübelnden Überlegung, sie ist ein Blitzstrahl, der trifft und zündet. — Später, später wird er vielleicht auch gerne

den Blick nach dem Schatten wenden, wenn er müde wird in die Sonne zu schauen, denn ewig werden sie sich nicht lieben, leider nicht, denn Ferdinands Herz hat Tiefen, welche nur ein gleich tiefes Gemüth fühlen und füllen kann. O Karoline! du hättest eben nicht dieses Herz bedurft, es wären dir andere genug zugeflogen, denn du bist schön; aber für mich Arme schlug nur dieses eine Herz, und ich habe es verloren. Gott wollte es nicht, nur bei ihm dort oben findet man das Glück, das Leben ist nur dazu, um es zu suchen."

Ferdinand und Karoline vereinigten sich, sie stürzten sich mit einander in das Meer der Welt, und verloren sich in dem Wirbel der Zeit. Ferdinand fand viele Freunde, es erschienen nun viele, die ihn von Jugend auf gekannt und geliebt haben wollten, die er aber erst jetzt zum ersten Male sah; ganz natürlich, denn er besaß ja ein sehr großes Vermögen, eine schöne Frau, er gab glänzende Gesellschaften, an seinem Tische trank man die besten Weine, und sein Haus war ein Tempel des Vergnügens.

Allein jedes neue Vergnügen nahm auch einen Reiz dafür mit sich, die Lüste der Welt wurden nach und nach eine Arbeit für ihn, und je voller sein Haus wurde, desto leerer wurde sein Herz. Sein guter Engel war von ihm gewichen.

Es schlug 2 Uhr Morgens. In der **Straße stiegen zwei Personen aus einem Wagen, eine Frau in einem rosenfarbnen Pelze, dessen zurückgefallene Kapuze einen Kopf mit Blumen und Diamanten geziert erblicken ließ, und ein junger Mann in einen weiten Mantel gehüllt. Er reichte

ihr den Arm, um ihr aus dem Wagen zu helfen, und sie traten dann in ein reiches, aber kaltes Gemach.

Ein Diener und ein Stubenmädchen traten ein, um Pelz und Mantel abzunehmen, dann dienten sie dem Herrn und der Frau beim Auskleiden, und als dieses geschehen war, setzte sich das angekommene Paar in ein anderes Gemach zu einem Kamin, und wärmte sich, ohne auch nur ein Wort mit einander zu wechseln.

Der junge Mann war blaß und traurig, seine Augen tief liegend und erloschen, er seufzte öfters, auf seinem Antlitz malte sich nicht der Kummer des Armen, welcher Noth leidet, wohl aber die Übersättigung des Reichen.

Die junge Dame wendete sich um, sie gewahrte auf einem Kästchen ein Briefchen mit ihrer Adresse, sie nahm es schnell und verbarg es in ihrem Busen.

Der junge Mann bemerkte dieß.

Endlich brach Sie das Stillschweigen mit den Worten: „Ferdinand! gehst du noch nicht zu Bette?“

„Ich soll dir wohl Zeit gönnen, das Billet zu lesen, welches du in deinem Busen verborgen hast, und nach dessen Inhalt du lüstern zu seyn scheinst.“

„Ein Billet?“

„Ja, Karoline, ich habe es gesehen, läugne es nicht, denn von allen den Masken, deren sich die Weiber bedienen, ist die Lüge noch die einzige, die du bisher nicht gebraucht hast.“

„Ferdinand! du fängst an unerträglich zu werden. Und damit ich ja nicht lüge, so sage ich dir ganz aufrichtig, wir passen nicht für einander.“

„Du hast Recht, ich passe für Niemand und Niemand paßt für mich. Ich habe leider seit 8 Monaten, seit jenem Augenblicke, als ich von meiner Blindheit geheilt wurde, die traurige Erfahrung hiervon gemacht. Ich habe zu lange gelebt, zu schnell gelebt, und mir ist, als könnte ich das Leben nicht zu Ende bringen.“

„Weil du alles zum Übel deutest. Das Leben ist für Alle gleich, glücklich derjenige, der es auf die Schulter nimmt, und sich alles zum Vergnügen modelt.“

„O ja! die Vergnügungen folgen einander mit Hast: ich habe gestern einen Menschen im Duell getödtet, wegen eines unbesonnenen Wortes, und das in der Absicht, mich vor denjenigen zu reinigen, die mich so sehr beschimpft hielten; ich habe diese ganze Nacht gespielt, aus Eitelkeit, um zu zeigen, daß ich Geld besitze; jetzt regt sich gar die Eifersucht bei mir, weil ich sehe, daß du ein parfumirtes Briefchen von irgend einem reichen Dummkopf erhieltest. O, Freuden des Lebens! — Her mit dem Brief, ich will, ich muß ihn sehen!“

Ferdinand sprach diese Worte mit solcher Wuth, daß Karoline nicht zu widerstreben wagte und ihm den Brief gab. Er las, wie folgt:

„Meine theure Jugendfreundin Karoline!

Ich habe es Dir wohl vor beiläufig 8 Monaten gesagt: ein frühes Grab wird mich decken. Ich fühle meine letzten Stunden nahen, ich wünsche Dich noch zu sehen und zu sprechen, ich habe Dir vieles zu sagen. Ich weiß, Ferdinands Vermögen ist verschwendet, ich will ihm dasjenige zuwenden, was ich von meiner guten Mutter geerbt habe.

Verlaß ihn nicht, liebe Karoline, und sprich ja niemals mit ihm von mir. Er hat mich vergessen, desto besser für ihn, betrübe ihn nicht durch die Nachricht von meinem Tode; denn ich weiß, er ist gut. Komm zu mir, meine Gute, erzähle mir von ihm, was er macht, wie er mit ganzer Seele an Dir hängt; denn ach, ich liebe ihn noch immer mit ganzer Seele. Dieß Geheimniß darf nur Gott im Himmel, und Du allein auf Erden wissen. Ich erwarte Dich diesen Abend, komm gewiß, damit ich Dir noch ein ewiges Lebewohl sagen kann.

Deine Klara."

Ferdinand, nachdem er diesen Brief gelesen, sank in ein dumpfes Brüten, welches einer Geistesabwesenheit glich. Ein paar Thränen preßten sich aus seinen starren Blicken. — „Klara!" schrie er, „o arme Klara! und du Karoline hast mich glauben gemacht, sie habe mich verlassen?"

„Ich mußte ihr schwören, dir dieß zu sagen."

„Mein Gott! ich bin ein Ungeheuer! ich habe ein Herz zertreten, das nur allein für mich schlug. — Ich will hin, ich muß sie sehen."

Die Wohnung Klara's war in dem Briefe angegeben. Sie wohnte in demselben Gemache, in welchem Ferdinand operirt worden war, und welches er dann verlassen hatte, um mit Karolinen eine glänzende Wohnung zu beziehen.

Eine Viertelstunde nachher stand Ferdinand an Klara's Thüre, zitternd, wie ein Verbrecher, der vor seinem Richter erscheinen soll. Er klingelte, ein Diener öffnete ihm, er erkannte den alten Joseph, dessen Gesicht tiefe Betrübniß ausdrückte.

„Wie?“ rief Ferdinand, „du Joseph hier?“

„Ja, mein gnädiger Herr, ich folgte dem guten Fräulein, mir war das alles eins, ob sie schön oder häßlich sei, war ich doch von ihrer Güte überzeugt. Mein Gott, wenn Sie so plötzlich eintreten, kann sie den Tod davon haben. Sie war die ganze Nacht außer sich, und hat oft Ihren Namen genannt. Ich bitte, gedulden Sie sich ein wenig, ich will erst den Arzt fragen, ob ich Sie hineinlassen darf.“

„O Joseph,“ sagte Ferdinand, „ich will kein Wort sprechen, mich verbergen, daß sie mich nicht erblicke, aber sehen will ich sie, muß sie sehen, und ihren letzten Seufzer ihr noch von den blassen Lippen küssen.“

Joseph ging hinein, kam aber gleich wieder, und gab Ferdinanden ein Zeichen ihm leise zu folgen. In dem Arzte erkannte Ferdinand Eduard, den er auch schon vergessen hatte. „Sie ist nicht mehr zu retten,“ sprach dieser, sagen Sie ihr Lebewohl, Ferdinand, ihr, die nur einen Gedanken hat, den Gedanken an Sie.“

Ferdinand näherte sich dem Bette, durch das Geräusch erwachte Klara, welche aus Mattigkeit etwas eingeschlummert war.

„Du bist es, Ferdinand?“ rief sie mit matter Stimme, „ach mein Gott!“ und sie verbarg ihr Gesicht in das Kissen.

„Klara! o meine himmlische Klara! sieh mich an, es ist Ferdinand, dein reuiger Freund, der zu deinen Füßen dich um Vergebung bitten will.“

„Nein, nein,“ lispelte sie, „mein Anblick könnte dir

noch mehr Schrecken verursachen, als ehedem, denn Kummer und Krankheit haben mich noch häßlicher gemacht.“

Ferdinand schwamm in Thränen. „Ach,“ sprach er, „Klara, jetzt bei dir habe ich mich wiedergefunden, meine Seele öffnet sich wieder, ich kann wieder weinen, was ich lange nicht gekonnt habe.“

„Du hast mich also doch nicht ganz vergessen?“ antwortete Klara, indem eine flüchtige Röthe auf ihre Wangen trat.

„Ja Klara, — der Himmel sei mein Zeuge, ich spreche Wahrheit, und sage dir, ich habe die Liebe nur gekannt, als du mich noch durch das Leben leitetest, seitdem habe ich sie vergebens gesucht.“

„Und Karoline?“

„Sie blendete meine Augen, aber sie füllte nicht mein Herz. Ich habe nie ein Weib geliebt als dich.“

„So sterb' ich glückselig, und will Gott danken für dieses Glück.“

Ferdinand, vernichtet, sank am Bette auf seine Knie, dann stürzte er sich über Klara und preßte seine Lippen auf die ihrigen, bis sie kalt waren.

Als er in seine Wohnung zurückkehrte, fand er sie leer. Karoline war mit einem reichen Engländer nach London gegangen.

Das Parkgitter.

Als ich im Jahre 18** in Frankreich war, machte ich die Bekanntschaft der Madame de Delmont, einer sehr liebenswürdigen und wohlhabenden Witwe: sie mochte beiläufig vierzig Jahre alt seyn und hatte noch sehr schöne Züge. Ich habe nicht bald bei einer Frau so viel Anmuth und Freundlichkeit gepaart mit einer solchen Ehrfurcht einflößenden Würde gefunden. Sie besaß auch sehr viel Verstand und Witz, allein eine tiefe Melancholie begleitete Alles, was sie sprach. Diese Melancholie mochte wohl die Ursache in dem Benehmen ihrer beiden Söhne finden, welche der Liebe und Sorgfalt ihrer Mutter nicht ganz entsprachen. Sie waren eben von der Universität zurückgekommen, und hatten alle Burschikosität mitgebracht, ohne jene eigentliche Bildung erlangt zu haben, welche vor allem Andern diese französische Frau von dem Manne forderte und auch zu fordern berechtigt war. Die Jünglinge sprachen nur von Pferden und Hunden, mischten sich in alle politischen Angelegenheiten und Neuerungen, und suchten in der Derbheit ihren Meister.

Um diesen, sie so sehr betrübenden Hang ihrer Söhne zu bekämpfen und sie auf einen bessern Weg zu leiten, suchte

Madame Delmont eine sehr gebildete Gesellschaft von Herren und Damen in ihr Haus zu ziehen, gab Diners und Conzerte, und glaubte auf diese Art den Sitten ihrer Söhne eine andere Richtung zu geben. Allein auch dieser Versuch bewirkte wenig Veränderung in der tollen, oft beleidigenden Ungezogenheit der Jünglinge.

So fand ich einst nach einem Diner Madame Delmont ganz allein in ihrem Gemache, während die übrige Gesellschaft sich in dem Garten zerstreute. Ich hatte bei Tische wohl gesehen, wie tölpelhaft sich die beiden Jungen, welche zwischen den liebenswürdigsten und artigsten Frauen saßen, gegen diese betragen hatten, und errieth also auch den Kummer, welcher die schöne erhabene Stirne der liebenden Mutter furchte. Ich spielte im Gespräche ganz leise darauf an, und sah nun wohl, daß ich mich nicht geirrt hatte.

„Leider, lieber C**," sagte sie, „gehen meine Söhne mit dem Zeitalter, welches Alles verschmäht, was einst den Mann **comme il faut** zierte. Die ritterliche Galanterie gegen Damen ist ganz verschwunden, und die französische Gesellschaft ist nicht mehr das Vorbild aller übrigen in Europa. Wenn das so fortgeht, so hat Frankreich in zehn Jahren nur mehr Börsespekulanten, Advokaten und Stallknechte, die Promenaden werden Tabaksgesellschaften und die Salons Kaffeehäuser werden."

In diesem Augenblicke ging in dem Garten vor dem Fenster, an welchem wir saßen, der Graf F*** vorüber, ein Militär von außerordentlichen Verdiensten und seltener Bravour. Er hatte einen Arm verloren, und auch schon lange genug gedient, um den Ruhestand zu verdienen, in wel-

chen er versetzt war. Madame Delmont sah ihn mit einer Art zärtlichen Theilnahme an, und sprach dann zu mir: „Sehen Sie diesen Mann, dessen kalte Höflichkeit Sie schon manchmal gerügt haben, er hat für eine Frau einst mehr gethan, als ihr jungen Männer jetziger Zeit auch nur zu denken wagen würdet.“

Ich drang in Madame Delmont, mir diese That mitzutheilen, und als sie einige Augenblicke, welche ihr vielleicht nöthig waren, um Namen zu erfinden, geschwiegen hatte, erzählte sie mir Folgendes:

„Es ist beinahe zwanzig Jahre, als das Haus des Herrn Leurtal als eines der ersten und angenehmsten in Auteuil allgemein bekannt war. Die glänzendsten Gesellschaften wurden da gegeben, und die vornehmsten und geachtetsten Personen fanden da ihren Vereinigungspunkt. Unter Jenen, welche dieses Haus am öftesten besuchten, war auch der Graf F***. Er hatte sich zu jener Zeit bereits einen militärischen Ruf erworben, und den Ruf eines braven, verständigen und witzigen Mannes hatte er immer. Ich will Ihnen hier nicht beschreiben, wie es kam, daß er für Madame Leurtal eine heftige Neigung faßte, ich will Ihnen die ersten Monate ihrer Liebe nicht malen, sondern gleich zu jener Katastrophe übergehen, welche ich Ihneu mittheilen will.“

„Eines Morgens gegen 2 Uhr — obschon im Sommer, doch noch bei voller Dunkelheit — öffnete sich leise ein Fenster an einer der Ecken des Leurtal'schen Schlosses, und noch leiser stieg ein Mann aus diesem Fenster. Eine Frau beugte sich dann über die Fensterbrüstung heraus, und folgte

ihm ängstlich mit den Blicken. Nachdem der Mann vollends unten war, gaben sich Beide noch zärtliche Zeichen des Lebewohls und Graf F*** (denn er war es) verlor sich im Gebüsche. Amalie verließ das Fenster nicht.“

Madame Delmont hielt hier fast etwas verlegen inne, und sagte dann: „Madame Leurtal hieß Amalie.“

Ich unterdrückte die Bemerkung, daß Amalie auch der Vorname meiner freundlichen Erzählerin sei.

„Amalie,“ fuhr diese fort, „verließ das Fenster nicht, bis der Zeitraum verflossen war, in dem F*** das Gitter des Parks erreicht haben konnte. Dann erst zog sie sich zurück, doch sei es, daß die Jalousie beim Zumachen knarrte, oder daß das Parkgitter weniger vorsichtig zugemacht wurde als sonst, ein ungewöhnlicher Ton schlug an ihr Ohr, der fast wie das Ächzen eines Menschen klang. Sie öffnete noch einmal das Fenster und horchte lange, allein sie vernahm nichts mehr, und die vollständigste nächtliche Ruhe verscheuchte bald ihre Unruhe. Der Tag brach heran und die Stunde zum Frühstücke kam herbei. Madame Leurtal ging hinab, um mit ihrem Gatten jenen Personen die Honneurs zu machen, welche als Gäste im Schloße waren, und die Conversation war, wie gewöhnlich, lebhaft und fröhlich. Man sprach viel über die Vergnügungen, welche die Gesellschaft bei dem Feste erwarteten, das Madame Leurtal noch denselben Abend gab. Da stürzte plötzlich Anton der Gärtner in den Salon, blaß und ausrufend: „Ach, um Gotteswillen, meine Herren und Damen, was hab' ich gefunden? Man wird auch dieses Schloß anzünden und plündern. Die Räuber, welche so viel Schrecken in der ganzen

Gegend verbreiten, waren schon im Park, es sind Jakobiner und wohl gar Mordbrenner!"

„Was ist denn geschehen, wer war im Park?" fragte Herr Leurtal.

„Räuber, Herr, Mörder," antwortete Anton, „welche einen Nachschlüssel zu dem Gitter besitzen, welches vom Park in's Freie führt."

Amalie erblaßte, allein man bemerkte dies nicht, denn Anton zog alle Blicke auf sich und schrie endlich: „Sehen Sie, was ich gefunden habe!" Und mit diesen Worten warf er zwei entsetzlich zerquetschte Finger auf den Tisch vor Herrn Leurtal hin. Alle Anwesenden schauderten zurück, Amalie stieß einen Schrei aus, faßte sich aber alsbald wieder, da sie einsah, daß es sich hier um die Zukunft ihres Geliebten und um ihre eigene handle. „Ja, gnädiger Herr," fuhr Anton fort, „diese Finger habe ich am Parkgitter gefunden, und der Beweis, daß es mehre Spitzbuben waren, welche in den Park gekommen sind, liegt darin, daß das Parkgitter wohl die Finger des Einen durch sein plötzliches Zufallen zerquetschen konnte, daß aber diese Finger dann, wie es deutlich zu sehen ist, mit einem Messer abgeschnitten worden sind, und gewiß ist kein Mensch im Stande, dieses an sich selbst zu verüben."

Herr von Leurtal betrachtete diesen traurigen Gegenstand mit finsterer Aufmerksamkeit, dann, einen sonderbaren Blick um den ganzen Tisch herum sendend, welcher übrigens auf Niemand vorzugsweise haften blieb, sprach er mit einem grausamen Lächeln: „Die Haut dieser Finger ist ganz vorzüglich weiß und die Nägel sorgfältig gepflegt, die sind

von keinem Räuber, sehen und urtheilen Sie selbst, meine Damen!“

Jedes dieser Worte fiel brennend auf Amalien's Herz, ihre Zähne klapperten, sie sah nichts mehr, allein die allgemeine Bestürzung diente der ihrigen zum Schleier. Herr von Leurtal fragte Anton, ob die Spuren des vergossenen Blutes nicht zu einer nähern Entdeckung führen könnten.

Der Gärtner verneinte und sagte: „Die Spuren des Blutes hören dort zugleich auch auf, wo sie anfangen, nämlich am Gitter selbst.“

„Und hast du nichts weiter entdeckt? fuhr Herr von Leurtal fort, „etwa einen Schlüssel, ein Kleidungsstück, ein Sacktuch oder sonst etwas, was dem Verwundeten entwischt wäre?“ — „Nein, gnädiger Herr,“ versetzte der Gärtner, „nichts, gar nichts. Aber noch ein Beweis, daß es mehre Personen und daher ganz gewiß Räuber waren, liegt darin, daß das blutige Messer mit einem Flecke Papier abgewischt worden ist, welches derselbe Mensch mit der verwundeten Hand nicht hätte thun können. Hier ist das Papier.“ — „Gib!“ schrie Herr von Leurtal, und heftig bemächtigte er sich des blutigen Papiers, welches ihm der Gärtner darreichte; er betrachtete es lange und aufmerksam. Alles schwieg, und die Stille war so groß, daß Amalie das Herz in ihrem Busen pochen hörte. Plötzlich warf Herr von Leurtal die Blicke auf sie und sprach, indem er ihr das Papier hinhielt, aber ohne irgend ein Anzeichen des Verdachts; „Da sieh selbst, Amalie, hier ist ein tiefer Bug im Papier und an beiden Seiten das Blut, aber

ebenfalls wieder mit weniger marquirten Einbügen in das Papier, das war kein gewöhnliches Messer, das war ein Dolch, und vermuthlich vierschneidig.“

„Ja, ja, ein Dolch, ach Gott! es sind Räuber, Jakobiner! Wir sind alle des Todes!“ schrie der Gärtner.

Strenge befahl ihm Herr von Leurtal zu schweigen und wies ihn aus dem Salon. Amalie hatte das Papier genommen, und es in ihrer Angst maschienenmäßig dem Herrn, welcher neben ihr saß, hingereicht; dieser wendete es auf alle Seiten, und eine neue Angst in Amalien's Seele werfend, sagte er: „Sieh da, unter dem Blute seh' ich einige geschriebene Worte.“ — „Lassen Sie sehen,“ fiel Leurtal ein, nahm das Papier, besah es genau, und las am untersten abgerissenen Rande: „**Monsieur et Madame Leurtal ont l'honneur d'inviter ..**“ Hier hielt er plötzlich inne, das Folgende war abgerissen.

Jedes dieser langsam abgelesenen Worte klang wie ein Todesurtheil in Amalien's Ohren. Herr von Leurtal knitterte mit sichtbarer Wuth das Papier zwischen seinen Händen zusammen, und sprach zu seiner Frau: „Wohlan, Madame, wir werden ja wohl sehen, wer von den Eingeladenen bei dem heutigen Abendfeste nicht erscheinen wird.“ Mit diesen Worten ging er aus dem Saale, und die übrige Gesellschaft folgte ihm schweigend. Amalie blieb allein und wagte es zum ersten Male. den fürchterlichen Gegenstand der Anklage zu betrachten. Sie schaute — und erkannte an der sorgsamen Pflege der schönen Nägel die Finger ihres Geliebten.“

Bei diesen Worten hielt Madame Delmont inne, von ihrer eigenen Erzählung erschüttert. Ich glaubte, diese sei geendet, und sprach: „Sie beurtheilen unsere Jugend zu strenge, gnädige Frau, wenn Sie sie eines solchen Muthes unfähig halten."

Madame Delmont sah mich mit einem traurigen Lächeln an und fuhr fort: „Ach, Lieber! das ist noch nicht der Ausgang der ganzen Geschichte. Sich selbst verstümmeln ist gräßlich, aber es gehört nur ein Augenblick des Muthes dazu. Hören Sie aber das Ende."

Ich rückte näher zu ihr, und sie begann wieder:

„Ihnen die ganze Unruhe, die Angst und die dadurch erzeugten verzweifelten Pläne, welche diesen ganzen Tag Amalien's Herz zerrissen, beschreiben, hieße Ihnen Jahre von Höllenqualen in einem andern Leben malen. Indessen kam auch ihr zu Statten, was bei jedem noch nicht ganz vollendeten Unglücksfalle eintritt, ein Strahl der Hoffnung blinkt immer noch durch die schwarzen, wetterschwangern Wolken. Auch die Pflichten als Hausfrau und die täglichen Gewohnheiten kamen ihr zu Hilfe, und so gelang es ihr unter Zubereitungen zu dem Feste, welches diesen Abend Statt hatte, den Tag hinzubringen, und ihre Seelenmarter zu verbergen. Je näher die Stunde der Entscheidung heranrückte, je mehr fühlte sie sich entkräftigt. Sie hatte das Unglück, anstatt es Schritt für Schritt auf sich zukommen zu lassen, in ihrer Einbildungskraft schon bis zu seinem letzten Schlage ausgemalt, sie hatte sich nicht vorenthalten, daß das Ende dieses Tages ihr Schande und bei der Heftigkeit ihres Gemals auch sogar den Tod bringen

könne, und für diese Katastrophe einen festen Entschluß gefaßt.

Das Fest begann, und die Gäste kamen. Herr von Leurtal affektirte an diesem Tage eine ganz besondere Artigkeit, er stand selbst ein paar Schritte vom allgemeinen Eingange, und empfing jeden Eintretenden. Immer später wurde es und Graf F*** erschien nicht, aber noch war er nicht allein der Zögernde, noch Mehre fehlten. — Endlich kamen auch diese, und nur mehr einige alte Frauen wurden vermißt, da rief Herr von Leurtal im Vorübergehen seiner Frau die Worte zu:

„Madame! mein Verdacht scheint sich zu bestätigen, der Herr Graf von ...“ In diesem Augenblicke öffnete ein Bedienter die allgemeine Eingangsthüre und rief denselben Namen, welchen Leurtal auszusprechen im Begriffe war: „Der Herr Graf von F***.“ — Dieser erschien und Herr und Frau von Leurtal schienen ihn zugleich mit ihren Blicken verschlingen zu wollen, daher auch Keines von Beiden die Verlegenheit des Andern bemerkte. Allein dieser Anblick erfüllte die Seele Beider mit ganz verschiedenen Empfindungen. Graf F*** trat in den Saal, seinen Claque unter dem Arme, mit der linken Hand sein Jabot zurecht richtend, mit der rechten an seiner langen goldenen Uhrkette spielend, wie sie zu jener Zeit Mode waren.

Er ist es also nicht! dachten Herr und Madame Leurtal zugleich, er sich seines Verdachtes schämend, sie entzückt darüber, daß ihre Angst grundlos war. Und von diesem Augenblicke an trat die gewöhnliche Röthe wieder auf Amalien's Wangen. Graf F*** trat öfters zur Frau

vom Hause und sprach mit ihr mit jener Artigkeit und Liebenswürdigkeit, welche ihn damals zum Muster des guten Tones machten. Der Ball wurde immer lebhafter. Man schlug nach der Gewohnheit jener Zeit vor, eine Gavotte zu tanzen. Mehre Stimmen bezeichneten die Paare, wie sie mit einander tanzen sollten. Graf F*** wurde als Vortänzer bezeichnet. Frau von Leurtal stand ihm gegenüber. Diese verlor noch den Rest ihrer Unruhe, da sie sah, wie leicht, gewandt und zierlich F***tanzte, und wie frei und ungezwungen er den Tänzerinnen die Hände bot. Sie überließ sich mit der ganzen Freude, sich und den Geliebten gerettet zu sehen, dem Vergnügen dieses ihres Lieblingstanzes, und wagte es bei der Chaine dem Grafen dankbar die Hand zu drücken. In diesem Augenblicke drang ein lauter Schrei durch den Saal.“

„Wie,“ rief ich „gnädige Frau,“ sie wider meinen Willen unterbrechend, „war das der Graf —“

„Nein, mein Freund,“ erwiederte sie, „er schrie nicht, er veränderte nicht einmal die Farbe, allein Amalie hatte den Schrei ausgestoßen und fiel dann ohnmächtig zu Boden; sie hatte beim Drucke von des Grafen Finger die falschen Finger, zwar künstlich gearbeitet, aber doch hart und regungslos, erkannt.“

„Am andern Morgen befiel Madame Leurtal ein heftiges hitziges Fieber, und Graf F*** kam täglich, sich um ihre Gesundheit zu erkundigen. Nach zwei Monaten ging er zur Armee ab, sein Geheimniß mit sich nehmend.“

„Und hat er es immer treu bewahrt?“ fragte ich Madame Delmont.

„Ja,“ antwortete sie betrübt. „Bald erfuhren wir, daß er sich bei einem Gefechte so kühn bloßgestellt habe, daß er darnach eine sehr schwere Operation ausstehen mußte; als er zurückkam, hatte er einen Arm verloren. „„Um Gotteswillen!““ schrie Madame Leurtal, als sie ihn wiedersah, „„treuer großmüthiger Freund! was haben Sie gethan?““ — „„Was zu Ihrer und meiner Ehre nothwendig war,““ antwortete F***.““

Der rothe Mantel.

Ein Nachtstück.

Es war Nacht, zu Ende des Herbstes. Ein kalter schneidender Wind, der durch die wenigen falben Blätter fuhr und sie zur Erde schüttelte, verkündete den herannahenden Winter. In der Ungeduld, bald an meinem warmen Kamine zu sitzen, pressirte ich den Lauf meines Pferdes, obschon dieses arme Thier den ganzen Tag über gelaufen war und nur ein Mal geruht hatte.

Ich war bisher in der Ebene geritten, als sich plötzlich ein steiniger, felsiger Weg meinen Blicken zeigte, ich schlug ihn ein, und gelangte bald an den Eingang eines Gehölzes, an dessen Saume sich ein Hügel befand, den die untergehende Sonne mit ihren letzten Strahlen vergoldete; meine Blicke fielen unwillkürlich auf dessen Gipfel, und ich bemerkte einen hohen Galgen, an welchem an einer Kette die Überreste eines Verbrechers hingen.

Ich gestehe aufrichtig und vielleicht zu meiner Schande, ich bin etwas abergläubisch, möge man mir dieses offenen Geständnisses wegen verzeihen, daß ich diesen unheimlichen Ort, noch bevor die Nacht ganz hereinbrach, hinter mir zu haben suchte und darum mein armes Thier unbarmherzig in Galopp setzte.

Der Mond war aufgegangen und sein blasses und geheimnißvolles Licht beschien traurig meinen Weg, noch war nicht eine Viertelstunde vorüber, seitdem ich den Gegenstand meines Entsetzens aus den Augen verloren hatte, als ich in einiger Entfernung hinter mir das Traben eines Pferdes vernahm, welches sich mir immer mehr näherte, und in diesem Augenblicke rieselte eine Eiskälte durch meinen ganzen Körper. Ich knöpfte meinen Oberrock fester zu, ich schlang mein Sacktuch um meinen Hals, allein mir wurde deßwegen nicht wärmer, und wie schnell auch mein treues Pferd mit mir fortrannte, immer hörte ich doch hinter mir das Nacheilen eines andern Pferdes. Ich blickte rund um mich, ohne Jemanden gewahr zu werden; endlich, als sich mein Weg wandte, sah ich wirklich ein graues Pferd, auf welchem ein großer magerer Mann saß mit einem blassen Gesichte, und dessen Augenlieder so lang waren, daß er zu schlafen schien. Er trug ein schwarzes Kamisol, ein weißes darunter, und einen Hut mit einer rothen Feder. Was mich aber am meisten überraschte, war, daß sein Hemd vorne ganz offen und sein Hals nackt war, nichts schützte ihn vor der Kälte, denn auch ein großer rother Mantel lag vor ihm über dem Sattel.

Wir ritten einige Minuten neben einander fort, ohne daß dieser sonderbare Fremde den Kopf gegen mich wandte, um mich anzusehen. Ich aber wandte meine Blicke nur dann von ihm, wenn mir die Augen vor Kälte voll Wasser standen. Auch den Zaum mußte ich manchmal sinken lassen, um mir Wärme in die Finger zu hauchen, und wenn ich mein Pferd angriff, schien auch dieses wie von Eis überglättet.

Der Fremde allein schien nichts von der Kälte zu fühlen, sein rother Mantel flatterte von beiden Seiten des Pferdes in der Luft und sein Hemdkragen legte sich, von der feuchten Luft erweicht, über seine beiden Schultern herab. Überdieß hatte er in seinem ganzen Wesen etwas Unheimliches und Geheimnißvolles, was sich nicht beschreiben, viel weniger noch erklären läßt, und was mir ein geheimes Grauen einflößte, dessen ich mich nicht erwehren konnte. Ich kann keine Rechenschaft geben von der Empfindung, die sich meiner bemächtigte und bin mir nur bewußt, daß ich meine Sporen nicht unbenützt ließ, um mich nur von dem räthselhaften Unbekannten zu befreien, allein dieser ritt schnell, wenn ich schnell ritt, und trabte langsam, wenn ich es that. Dieses Benehmen mußte natürlich meine Angst noch immer mehr steigern, aber mehr noch als von dieser litt ich von der Kälte, welche immer empfindlicher wurde, und mir bis ins Mark meiner Knochen drang, Thränen entqollen meinen Augen und froren auf meinen marmorgleichen Backen.

Die Natur rund um uns schien in tiefem Schlummer begraben, nur das Echo hallte die Tritte unserer Pferde wieder, und der Mond beleuchtete fahl den einsamen Pfad. Sein ungewisses Licht zeigte uns unsern Schatten in riesenartiger Dimension, aber jener des Fremden war doppelt so groß, als der meinige, obschon er selbst mit mir in gleicher Größe war.

Fest entschlossen, meine Furcht zu bemeistern, suchte ich endlich meiner Stimme die gehörige Kraft zu geben, und sprach ihn mit folgenden Worten an: „Mein Herr, es scheint, Sie haben sich vorgenommen, daß wir den ganzen Weg mit

einander zurücklegen sollen, obschon ich diesen Wunsch eben nicht theile."

Der Unbekannte nickte ganz leicht mit dem Kopfe und bezeigte mir, es würde ihm leid thun, mir beschwerlich zu fallen, obschon er glaube, daß Leute, welche denselben Weg verfolgten, sich wohl verständigen könnten. Er drückte sich dabei mit solcher Höflichkeit aus, daß ich gezwungen war, ihn nachzuahmen, ich nahm daher ebenfalls eine freundliche Miene an, so gerne ich ihn auch los gehabt hätte, und so trabten wir denn neben einander fort.

„Hu! wie kalt ist's!" rief ich endlich aus. — Er antwortete: „Wenn Sie sich meines Mantels bedienen wollten, mein Herr, so würde Ihnen bald so heiß werden, daß Sie es nicht mehr aushalten könnten," und legte die Hand an das scharlachrothe Kleidungsstück. — Ich wies es zurück — „Nun, vielleicht ein andermal," erwiederte er etwas höhnisch, spornte sein Roß und flog voraus. Ich fühlte mich erleichtert.

Nicht lange nachher kam ich zu einer Herberge, die auf der Mitte der Straße lag, welche ich zurückzulegen hatte. Es war 8 Uhr. Der Wirth, ein rundes Männchen mit einem jovialen Gesicht, welches immer lächelte, empfing mich und fragte, was ich befehle. Ich verlangte ein Zimmer und ein gutes Nachtessen. Der Wirth beugte sich bis zur Erde und drückte sein Bedauern aus, denn das letzte leere Gemach habe erst vor wenigen Minuten ein angekommener Reisender besetzt, allein er sei überzeugt, der Herr würde es mit Vergnügen mit mir theilen.

Der Wirth ging, um den Fremden darüber zu fragen und kam mit der Antwort zurück, er freue sich sehr, einen Gesellschafter zu bekommen. Ich folgte die Stiege hinauf, allein wie groß war mein Erstaunen, als die Thür geöffnet wurde und ich das Angesicht des mir verhaßten Unbekannten sah, welcher unbeweglich neben seinem rothen Mantel saß.

Schon wollt' ich wieder umkehren, als er aufstand und mich versicherte, es mache ihm großes Vergnügen, sein Zimmer mit mir zu theilen. Ich konnte ein so freundliches Anerbieten in meiner Lage nicht zurückweisen, auch konnte mir wohl an diesem bewohnten Orte die Gesellschaft des Fremden keine Furcht einflößen, ich nahm also die Einladung an, setzte mich neben ihm zum Kamin, in welchem kein Feuer brannte, und fragte ihn, ob er es nicht vorziehen würde, sich bei einem freundlichen Feuer zu wärmen, denn eine unerträgliche Kälte bemächtigte sich wieder meines ganzen Körpers. Bei dieser Frage veränderten sich seine Gesichtszüge plötzlich, allein diese Veränderung war nur augenblicklich, und ganz ruhig antwortete er mir gleich darauf, indem er auf den rothen Mantel deutete, den ich kaum anzublicken wagte: „Mein Herr, mich friert nie und welch ein Wetter auch einfallen möge, dieser Mantel schützt mich; aber Sie scheinen von der Kälte zu leiden, nehmen Sie doch meinen Mantel, es wird Ihnen bald heiß genug seyn."

„Ich danke Ihnen," antwortete ich, „ich ziehe es vor, mich auf eine andere Art zu erwärmen." Ich fühlte ein geheimes Grauen beim Anblicke dieses Kleidungsstückes und eine Ahnung, die ich mir nicht erklären konnte, ein unwiderstehlicher Widerwille hielt mich ab, es anzunehmen. Ich

stand auf und läutete dem Wirthe, der auch alsogleich erschien. Gegen den Fremden gewandt, sprach ich: „In der Voraussetzung, daß Ihnen das Feuer eben nicht unangenehm seyn werde, obschon Sie immer warm haben, wünschte ich, daß man den Kamin heize.“

Der Unbekannte nickte mit dem Kopfe, antwortete aber nicht, und heftete die Blicke unbeweglich auf die Decke des Zimmers. Der Wirth rieb sich die Hände und versicherte, daß er sich keiner so kalten Nacht zu erinnern wisse; er eilte, um das Nöthige zu besorgen. Wir waren wieder allein und der Fremde behauptete fortwährend stillschweigend seine nachdenkende Stellung. Ich fühlte mich wie zerschlagen und eine düstere Melancholie im Gefolge eines konvulsivischen Fröstelns bemächtigte sich meiner. Die Hänguhr im Gemache schlug **10** Uhr, als eine Magd mit Holz erschien. Es war eine große dicke Dirne, welche man mit ihren Bausbacken, der großen Stumpfnase, den Wurstlippen und den in aufsteigender Linie gezogenen Brauen nicht ohne Lachen ansehen konnte, allein kaum ins Zimmer getreten, wurde sie schon so ernsthaft und trübsinnig, als wir Beide, und nach mehren fruchtlosen Versuchen, Feuer anzuzünden, gestand sie, daß es ihr unmöglich sei, damit zu Stande zu kommen.

Es war so kalt, daß ich nicht darauf Verzicht leisten wollte, ich ließ also die Wirthin kommen, und auch diese gab sich alle mögliche Mühe, das Holz zum Brennen zu bringen, allein kaum gelang es ihr einige Funken zu entzünden, und auch diese erloschen plötzlich wieder, sobald der Fremde seine Augen darauf wandte.

Ich fühlte, daß, wenn ich länger in diesem Gemache bliebe, mich vor Kälte ein Fieber ergreifen würde, ich wollte also aufstehen, allein die Füße versagten mir den Dienst und ich sank wieder in den Stuhl zurück. Der Fremde, welcher dieß bemerkt hatte, sprach zu mir: „Mein Herr! die Kälte setzt Ihnen gewaltig zu, bedienen Sie sich doch meines Mantels, ich bitte Sie darum.“ Mit diesen Worten öffnete er den rothen Mantel, der von oben bis unten mit einem prächtigen Bärenfell besetzt war. — O welche Versuchung! Ich war auf dem Punkte zu unterliegen. Ich wollte die Blicke wegwenden, um in meinem Entschlusse fest zu bleiben, aber wider meinen Willen gehorchten meine Augen der Richtung nicht, welche ich ihnen geben wollte, sondern wandten sich begierig auf diese warme und weiche Hülle. Der Fremde bemerkte, daß ich zögerte und unschlüssig war, er breitete daher von Neuem das versucherische Objekt vor meinen Blicken aus, und sprach mit jenem geheimnißvollen Tone, dessen ich mich noch erinnere, welchen aber keine menschliche Zunge nachzuahmen im Stande ist: „Wenn Sie ihn nehmen wollen, so werden Sie bald glühen vor Hitze.“ Indem er diese Worte ausgesprochen hatte, wurde sein Gesicht noch bleicher, seine düstern, tiefliegenden Augen sprühten rothe Flammen und ein widerliches Lächeln zog alle seine Züge zusammen, während seine gelblichte Hand auf den Mantel zeigte.

Ich erblickte in diesem Augenblicke dort und da auf dem Mantel Flecken, welche eine tiefere Farbe, gleichsam wie Blutröthe hatten. Ich schauderte zurück, ein fürchterlicher Gedanke kreuzte mir durch's Gehirn, und gab meinen erstarrten Gliedern ihre alte Kraft, ich warf den Sessel um,

stürzte aus dem Gemache, durch die Küche, wo ich ein Silberstück dem Wirthe vorwarf, den ich bald über und über geworfen hätte, lief in den Stall, sattelte selbst mein Pferd und sprengte im gestreckten Galopp davon; denn schon vernahm ich hinter mir die Stimme des furchtbaren Fremden, der fluchend auch sein Pferd verlangte.

Mein Renner war vortrefflich, unter seinen Hufen sprühten Funken, und links und rechts flogen Wiesen und Bäume an mir vorüber.

Endlich langte ich fast athemlos bei meinem Hause an. Ich pochte am Thore, und meine Frau öffnete mir selbst. Sie erwartete mich schon lange mit Ungeduld und, mich umarmend, sagte sie mir, daß ich oben einen alten Freund finden werde, der meiner Ankunft eben so begierig entgegensehe.

Diese Nachricht machte mir Vergnügen.

„Desto besser,“ antwortete ich ihr, „in Gesellschaft eines alten Freundes, bei einer guten Bouteille Wein und am warmen Ofen kann man sich leichter trösten und vergangene Unannehmlichkeiten vergessen.“

Ich sputete mich die Treppe hinauf zu steigen, allein kaum ins Zimmer getreten, fehlte nicht wenig, daß ich rücklings übergestürzt wäre, denn da saß wieder der fürchterliche Fremde, den stieren Blick auf den Boden geheftet, der Mantel lag neben ihm über einer Stuhllehne ausgebreitet.

Meine Tritte und auch ein unwillkürlicher Schrei des Entsetzens von meiner Seite schreckten den Fremden aus seinen Betrachtungen auf; er stand auf, und trat mir freundlich entgegen; ich wollte zurückweichen, konnte aber nicht, da hart hinter mir die Stiege war. Er verbeugte sich

artig und entschuldigte sich mit folgenden Worten: „Ich war so glücklich, den verflossenen Tag Ihr Reisegefährte zu seyn, und ich wollte an Ihrem Hause nicht vorüberziehen, ohne Ihnen meinen Dank abzustatten und Sie zugleich um gastfreundliche Aufnahme für diese Nacht zu bitten.“

Ich war so betroffen, daß ich nichts antworten konnte, ich stammelte einige Worte, die er für Zustimmung hielt, und ich hatte nicht den Muth zu widersprechen. Ich verließ ihn und begab mich zu Bette, nicht um zu schlafen, denn dazu war mir zu kalt. Endlich aber trugen Aufregungen und Müdigkeit den Sieg davon und ich entschlummerte, als ich, es hatte eben 1 Uhr geschlagen, von einem Geräusche erweckt wurde und beim matten Schein meiner Nachtlampe, welche schon dem Erlöschen nahe war, einen Schatten in meinem Schlafgemache sich bewegen sah.

Es war der Fremde. Er näherte sich mit scheuem Schritte, zwischen denen er immer wieder eine Pause machte. Ein konvulsivisches Zittern ergriff mich, die Haare sträubten sich auf meinem Kopfe, nur mit Mühe konnte ich athmen, und selbst mein Herz schien aufhören wollen zu schlagen. Was konnte sein Vorhaben seyn? Mich zu ermorden? Ich konnte nicht daran zweifeln. Über einem seiner Arme hing der verhängnißvolle Mantel. Ich sah ihn dem Bette sich nähern, den Mantel aus einander breiten, welcher von dem letzten zuckenden Strahl der Lampe beleuchtet ward; jetzt kommt er immer näher, immer näher, hebt den Mantel über mir auf, vermuthlich, um mich damit zu ersticken. Ich konnte es nicht mehr ertragen, und stürzte aus dem Bette:

„Schändlicher!“ schrie ich, „du sollst mich nicht ohne Widerstand morden,“ und faßte ihn an der Kehle.

Der Unbekannte ließ den Mantel fallen, in demselben Augenblicke erlosch die Lampe, und wir balgten uns im Dunkeln herum.

„Aber um aller Welt Willen, was machst du denn, Philipp?“ schrie meine Frau, sich emporraffend. „Mich so zu schlagen und zu zwicken, ich werde ja morgen am ganzen Leibe voll blauer Flecken seyn.“

Sie erzählte mir, wie sie erwacht sei, mich in dieser kalten Nacht unbedeckt habe liegen gesehen, weil ich die Decke in fürchterlicher Unruhe von mir gestrampft hatte, und wie sie mich wieder mit der rothseidenen Decke habe zudecken wollen, da habe ich sie wüthend angefaßt und unbarmherzig auf sie losgeschlagen.

Zwei Tage nachher ließ ich mir Schröpfköpfe setzen.

Die Schauspielerin eines einzigen Abends.

Erzählung aus den Zeiten Ludwig XVI.

Ich wurde im Dorfe Montreuil von dem alten ehrwürdigen Pfarrer des Ortes erzogen, der mich nach dem Tode meiner armen Eltern zu sich genommen hatte. — Er lehrte mich die Noten kennen, und ich sang auf dem Chore. Das war eine glückliche Zeit; ich hatte frische, rothe Bausbacken, in welche mich Jedermann im Vorbeigehen kneipte, eine reine Stimme, lange, blonde, gepuderte Haare, Pluderhoser und Holzschuhe. So war ich, und konnte mich nicht entschließen, ein altes, schlechtes, ungestimmtes Klavier zu verlassen, welches der Pfarrer besaß. Ich stimmte dasselbe, wie es nun eben gehen wollte, nach dem Gehör, und der gute Pfarrer lehrte mich etwas solfeggiren. Als er zufrieden mit mir war, kneipte er mich so in die Backen, daß sie blau wurden, und sprach zu mir: „Sieh, Mathurin, du bist nur der Sohn eines Bauers und einer Bäuerin, aber wenn du deinen Katechismus und deine Noten gut kennst, und wenn du nicht mehr mit meinem rostigen Gewehre spielst, so kann aus dir ein tüchtiger Musiker werden.“ Diese Worte gaben mir guten Muth, und ich schlug mit allen zehn Fingern auf das arme Klavier, bei welchem wenigstens sechs Tasten ganz stumm waren.

Es gab auch Stunden, wo ich spazieren gehen durfte, allein meine angenehmste Unterhaltung bestand darin, mich an das Ende des Parks von Montreuil zu setzen, und mein Brot mit den Maurern und Arbeitern zu essen, welche am Eingange nach Versailles, hundert Schritte von der Barriere, einen kleinen Musikpavillon auf Befehl der Königin aufzuführen beschäftigt waren.

Ich nahm ein kleines Mädchen von meinem Alter mit mir, welches sich Pierrette nannte, und welches der Pfarrer ebenfalls singen lehrte, weil es eine schöne Stimme hatte. Sie nahm meistens einen großen Kuchen mit sich, den ihre Mutter, eine arme Witwe, ihr gegeben hatte, und so saßen wir denn Beide da und aßen, und sahen zu, wie das kleine Haus gebaut wurde, welches die Königin bauen ließ.

Ich und Pierrette zählten Jedes dreizehn Jahre. Sie war schon so hübsch, daß man sie auf dem Wege aufhielt, um ihr was Schönes zu sagen, und daß ich große Damen sogar aus dem Wagen steigen sah, um mit ihr zu reden und sie zu küssen. Wenn sie ein rothes Mieder an hatte, welches um die Hüften hübsch eng zusammengeschnürt war, so sah man wohl schon, wie schön ihre Gestalt einst werden würde. Sie selbst aber dachte nicht daran, und liebte mich wie ihren Bruder.

Wir gingen immer mit einander aus, uns bei den Händen haltend, und diese Gewohnheit ist auch seit unserer Kindheit an bei uns so fest geblieben, daß ich ihr auch jetzt noch niemals den Arm geboten habe. Da wir, wie gesagt, öfters den Arbeitern zusahen, so machten wir auch die Bekanntschaft eines jungen Steinmetzes, der acht oder zehn Jahre

älter war als wir. Er ließ uns auf einen Bruchstein neben sich setzen, und wenn er einen großen Stein aus einander zu schneiden hatte, so goß ihm Pierrette Wasser auf die Säge, und ich faßte das andere Ende der Säge, um ihm die Arbeit zu erleichtern. Er war mein einziger und bester Freund auf der Welt. Er hatte ein kleines Liedchen gemacht auf seine Steine, worin gar lieblich zu lesen war, wie Pierretten's Herz noch härter sei, als seine Steine, und noch andere gar schöne Wendungen, die uns alle drei sehr viel lachen machten. Er war ein großer Junge, der noch täglich größer wurde, ganz blaß, mit langen Armen und großen Beinen, und der manchmal so aussah, als wenn er an das nicht dächte, was er that. Er liebte sein Handwerk, weil er sich, wie er sagte, damit sein Brot verdienen, und doch dabei vom Morgen bis an den Abend an etwas Anderes denken konnte. Sein Vater, ein Architekt, war so vollkommen zu Grunde gegangen, daß sein Sohn wieder von der Pique auf dienen mußte. Wenn er einen großen Bloch theilte, so sang er dabei meistens ein Lied, welches er in dem Augenblicke gemacht hatte, und welches immer so lange dauerte, als die Arbeit, so daß es oft zwanzig bis dreißig Strophen hatte.

Wenn er ein wenig Zeit gewann, so beschäftigte er sich ausschließlich mit mir und Pierretten, er lehrte uns schöne Sprüchlein gegen einander, und führte mit uns ganz kleine Scenen auf, die uns ganz außerordentlich unterhielten. Er war übrigens sehr geschickt in seiner Arbeit, so daß er schon in einem Jahre Steinschneidermeister wurde. Er hatte mit seinem Meißel und seiner Säge eine arme Mutter und zwei kleine Brüder zu ernähren. Wenn er diese so um sich arbei-

ten sah, so gab ihm dieses Muth und Fröhlichkeit. Wir nannten ihn nur schlechthin Michel. Sein voller Name aber war Michel Jean Sedaine.

Mit sechzehn Jahren war ich ziemlich linkisch und tölpelhaft, aber ich verstand ein wenig Latein und viel Musik, und auch in allen Arten von Gartenarbeiten fand man mich sehr geschickt. Mein Leben floß glücklich und angenehm hin, denn Pierrette war immer um mich.

Eines Tages, als ich eben Bäume schnitt, und die herabgefallenen Zweige in einem Bündel zusammenmachte, kam Pierrette zu mir gelaufen und sprach: „O Mathurin, ich fürchte mich, sieh nur, dort kommen zwei schöne Damen durch die Allee. Was sollen wir thun?"

Wirklich sah ich in der Allee zwei Damen, welche schnell über die welken, raschelnden Blätter gegen uns herschritten, aber ohne einander den Arm zu bieten. Eine davon war etwas größer als die Andere, und trug ein Kleid von rosafarbener Seide. Sie liefen fast, die Eine mehr vorne, die Andere sich immer mehr hinten haltend. Auch ich fing an, etwas Respekt — ich will es nur geradezu Angst nennen — zu fühlen, und sagte zu Pierretten: „Komm, machen wir uns aus dem Staube."

Allein wir hatten keine Zeit mehr, sie waren schon ganz nahe bei uns, und die Dame mit dem Rosakleide gab Pierretten Zeichen, zu ihr zu kommen, welche darüber ganz roth im Gesichte wurde, und mich furchtsam bei der Hand faßte. Ich meines Theils zog meine Haube ab, und lehnte mich hinten an einen Baum.

Die Rosadame ging gerade auf Pierretten los, faßte sie mir nichts dir nichts unter dem Kinn und hob ihr das gesenkte Köpfchen in die Höhe, um sie ihrer Begleiterin zu zeigen, indem sie zu dieser sprach: „Sehen Sie, ganz so will ich am Donnerstag als Milchmädchen aussehen. Was das für eine liebliche Kleine ist? Nicht wahr, mein Kind, du wirst so gut seyn, alle deine Kleider, wie du sie hier trägst, meinen Leuten zu geben, welche ich darum herschicken werde? Sie werden dir dafür die meinigen bringen.

Die andere Dame lächelte; sie trat zu Pierretten vor, faßte sie am nackten, runden Arme und sagte ihr, daß Jedermann der Rosadame gehorchen müsse.

„Verändere nichts an deinem Anzuge," sprach nun die Rosadame, indem sie Pierretten mit einem kleinen Stäbchen von Rohr, worauf sich ein goldnes Knöpfchen befand, drohte, „du sollst es nicht umsonst gethan haben. Sieh, da ist ja auch ein großer Junge, den du vermuthlich recht lieb hast, der soll Soldat werden, und ich will euch dann verheirathen."

Die Dame war so schön, so liebenswürdig, daß ich versucht war, ihr zu Füßen zu fallen. Ihr werdet lachen über das, was ich Euch jetzt gesagt habe, und ich habe seitdem selbst öfters darüber gelacht, aber wenn Ihr sie gesehen hättet, so würdet Ihr dieses begreifen. Sie sah aus wie eine wohlthätige Fee.

Sie sprach schnell und mit außerordentlicher Lebhaftigkeit, und indem sie noch Pierretten ein kleines Kläpschen auf die Wange gab, ließ sie uns Beide ganz verlegen und

linkisch stehen, und wir sahen die beiden Damen wieder den Weg gegen Montreuil hingehen.

Als wir sie aus den Augen verloren hatten, sahen wir einander lange schweigend an, und uns wieder bei den Händen fassend, kehrten wir in das Pfarrhaus zurück. Pierrette war im ganzen Gesichte roth, und ich ließ den Kopf hängen. Der Herr Pfarrer fragte uns, was uns denn sei, und ich antwortete sehr ernsthaft: „Herr Pfarrer! ich will Soldat werden."

Starr stand der alte Mann vor Erstaunen. — „Wie, mein Kind," rief er, „du willst mich verlassen? Lieber Himmel, Pierrette, sage mir, was ist denn vorgegangen, daß er Soldat werden will? Hast du mich nicht mehr lieb, Mathurin? Hast du auch Pierretten nicht mehr lieb? Was haben wir dir denn Leides gethan? rede! Und warum soll die schöne Erziehung, welche ich dir gegeben habe, so ganz verloren seyn? Aber so stehe nicht so da, böser Junge, und antworte," setzte er mit lauter Stimme hinzu, indem er mich am Arme faßte und schüttelte.

Aber ich kratzte im Kopfe, und sah auf meine Holzschuhe und antwortete wieder: „Ich will nun einmal Soldat werden!"

Nun kam Pierretten's Mutter dazu und fing an zu weinen, und Pierrette weinte auch und getraute sich nichts zu sagen. Aber sie war deßwegen nicht böse auf mich, denn sie wußte wohl, daß ich nur darum Soldat werden wollte, um sie zu heirathen.

In diesem Augenblicke traten zwei große, gepuderte Lakaien und eine Kammerfrau, welche aussah wie eine große

Dame, herein, und fragten: ob die Kleine die Kleidungsstücke schon bereitet habe, welche die Königin und die Prinzessin von Lamballe von ihr begehrt haben.

Der arme Pfarrer stand ganz verdutzt da, und Pierrette und ihre Mutter zitterten so stark, daß sie kaum im Stande waren, eine Kasette zu öffnen, worin die schönen Kleider lagen, welche man zum Umtausch gegen die verlangten gesendet hatte, und sie gingen in Pierretten's Kammer, um sie auszukleiden, mit einer Angst, als ob sie zum Richtplatz geführt würden.

Der Pfarrer, welcher nun allein mit mir war, fragte mich, was denn vorgefallen sei, und ich erzählte ihm Alles, wie ich es hier erzählt habe, nur etwas kürzer.

„Und darum willst du Soldat werden?“ redete er mich an, indem er mich bei den Händen faßte, „bedenkst du nicht, mein Sohn, daß die größte Dame in Europa solches zu dir nur in der Zerstreuung gesprochen hat, und in diesem Augenblicke gewiß selbst nicht mehr weiß, was sie gesagt hat? Wenn man ihr erzählte, daß du dieses für Ernst, für einen Befehl genommen hättest, sie würde selbst sagen, du seist ein Schwachkopf, und ihr sei es ganz einerlei, ob du dein Lebetag Gärtner bleibst oder nicht. Sieh, mein lieber Sohn, das, was du dir durch die Gärtnerei oder durch deine schöne Stimme gewinnst, das gehört dein, das aber, was du als Soldat, indem du dein Leben in die Schanze schlägst, gewinnst, gehört Andern, und du wirst tausend Gelegenheiten finden, das Blutgeld, welches du dir selbst verdienst, in, durch Religion und Sittlichkeit verbotenen Vergnügungen zu verschwenden; du wirst alle guten Grundsätze vergessen, die ich

dir einzuprägen bemüht war, und ich werde über dich errö=
then müssen. Und wie wirst du zurückkommen, wenn du an=
ders wieder zurückkommst? mit einem ganz andern Charak=
ter, als du von Geburt aus hattest. Du warst sanft, beschei=
den, gelehrig; du wirst hart, strenge, großsprecherisch wer=
den. Die kleine Pierrette wird gewiß nicht einwilligen,
das Weib eines solchen Menschen zu werden, und ich werde
weinen über dich, weinen, wie über einen verlornen Sohn."

Ich stand verlegen und mit gesenkten Blicken, blieb aber
dabei: „Das gilt mir Alles einerlei, ich will einmal Sol=
dat werden."

Der gute Pfarrer hielt sich nicht mehr, er sprach kein
Wort mehr, aber er öffnete die Thüre und zeigte auf die
breite Landstraße. Ich begriff seine Pantomime und ging. Ich
zog meine Mütze von Tuch über das rechte Ohr, nahm mei=
nen Stock und einen kleinen Bündel Wäsche, und ging ge=
radezu in eine Herberge, welche am Eingange von Ver=
sailles liegt, ohne Jemanden Lebewohl gesagt zu haben.

In dieser Herberge fand ich drei Krieger, deren Hüte
mit Gold galonirt waren; sie trugen weiße Uniformen, ro=
senroth ausgeschlagen, gewichste Schnurbärte, und so weiß
gepuderte Haare, daß sie wie beschneit aussahen. Sie nah=
men mich sehr freundlich auf, und sagten mir, daß ich mich
nur zu ihnen zum Tische zu setzen brauchte, um eine voll=
kommene Idee von dem glücklichen Leben zu erhalten, wel=
ches ein Soldat von Royal=Auvergne genießt. Sie gaben
mir Hühner= und anderen Braten zu essen, und herrlichen
Bordeaux und Champagner, zuletzt auch vortrefflichen Kaffeh
zu trinken, und schwuren mir hoch und theuer, wenn ich bei

ihrem Regimente eintreten wollte, so würde ich nie mehr schlechteren trinken dürfen. Sie versicherten mich dabei, daß in diesem Regimente das feinste und lustigste Leben herrsche, und daß bei Royal-Auvergne ein gemeiner Soldat glücklicher sei, als die Kapitäns bei den anderen Corps, daß man dort sich einer sehr angenehmen Gesellschaft von Herren und Damen erfreue, daß man viel Musik mache, und daß man dort besonders diejenigen zu schätzen wisse, welche das Fortepiano spielen. Dieser letzte Umstand bestimmte meinen Entschluß.

Am andern Morgen schon genoß ich die Ehre, Soldat im Corps Royal-Auvergne zu seyn. Es war ein recht schönes Corps, aber ich sah meinen väterlichen Wohlthäter und meine Pierrette nicht mehr. Ich verlangte Hühner zu essen, aber man gab mir dafür eine Mischung von Kartoffeln, Brot und Hammelfleisch. Man lehrte mich die militärischen Stellungen, das Marschieren und die Handgriffe mit dem Gewehre, und that mir die Ehre an, mir zu versprechen, ich werde, wenn ich mich gut aufführe, in die erste Grenadier-Kompagnie gestellt werden. Ich hatte bald einen schönen gepuderten Zopf, der majestätisch hinten auf meine Uniform herabreichte, allein ich sah meinen lieben Pfarrer, meine Pierrette und ihre Mutter nicht, und ich machte keine Musik mehr.

Eines Tages mußte ich, weil ich bei dem Exerziren drei Fehler begangen hatte, eine sonderbare Strafe ausstehen, welche damals gewöhnlich, und von Herrn Saint Germain erfunden worden war. Ich mußte nämlich die Position eines Abfeuernden im ersten Gliede annehmen, mit

einem Knie auf dem Pflaster, und die glänzende Sonne gerade vor mir, welche mir brennend in das Gesicht schien; so mußte ich unbeweglich, das Gewehr schußrecht in horizontaler Linie an der Backe haltend, knien, und ein handfester Korporal machte, wenn mir das Gewehr etwas hinabzusinken anfing, eine zweideutige Bewegung mit dem Stocke. Zwanzig Minuten mußte ich diese unleidliche Versteinerung aushalten, als ich vor dem Bayonette meines Gewehrs die sanfte und ruhige Gestalt meines Freundes Michel, des Steinschneiders, erblickte.

„Du kömmst eben recht, mein Freund,“ sprach ich zu ihm, „und du würdest mir einen großen Gefallen erweisen, wenn du, ohne daß es Jemand bemerkt, mit deinem Spazierstocke mein Gewehr etwas unterstützen wolltest. Meine Arme befänden sich dadurch etwas leichter, und dein Stock spürt es nicht.“

„Ach, Mathurin! mein Freund!“ antwortete er, „du bist wohl genug dafür bestraft, daß du Montreuil verlassen hast; du genießest den Unterricht des guten Pfarrers nicht mehr, und wirst noch überdieß dein ganzes Bischen Musik vergessen, welche du doch so sehr liebtest.“

„Hm!“ versetzte ich, indem ich aus Stolz mein Gewehr wieder von seiner Stütze weghob, „es ist einerlei, man hat so seine eigenen Ideen.“

„Du wirst nicht mehr die Spaliere und die schönen Pfirsichbäume zu Montreuil mit deiner Pierrette besorgen, deren Früchte so frisch waren wie sie.“

„Einerlei!“ wiederholte ich, „man hat seine Ideen.“

„Du wirst lange auf den Knien liegen müssen, und zielen und nichts schießen, wie jetzt, ohne auch nur eine Korporalstelle zu erhaschen.“

„Einerlei,“ versetzte ich wieder, „wenn ich auch langsam vorwärts komme, so werde ich doch wenigstens vorwärts kommen; mit der Zeit kommt Alles, wenn man nur geduldig wartet, und wenn ich Sergent werde, so bin ich doch schon Etwas, und will Pierretten heirathen.“

Michel seufzte. „Ach, Mathurin, Mathurin!“ erwiederte er, „du bist nicht klug und besitzest zu viel Ehrgeiz. Wär' es dir denn nicht lieber, wenn Jemand dich vom Soldatenstande loskaufte und dir noch ein artiges Geschenk gäbe, würdest du dann deine Pierrette nicht noch lieber und schneller heirathen?“

„Michel, Michel!“ antwortete ich, „du bist, wie ich sehe, von der Welt verdorben worden, du siehst ja auch ganz anders aus, als früher, und ich kann unmöglich glauben, daß du mehr ein ehrlicher Steinschneider bist, denn du trägst ja jetzt ein Kleid von schwarzem Tafft, — und welch' ein Unterschied in deinen Grundsätzen! Erinnerst du dich nicht, wie oft du mir damals sagtest: der Mensch muß der Schmied seines Schicksals seyn? Ich will nicht mit dem Gelde Anderer heirathen, sondern mich und mein Weib selbst ernähren. Übrigens hat mir die Königin selbst gesagt, der Bursche muß Soldat werden, und dann will ich ihn mit Pierretten verheirathen.“

„Wie aber, wenn dir die Königin selbst so viel gäbe, daß du heirathen kannst, würdest du es nehmen?“

„Nein, Michel, Geld würde ich dazu auch von der Königin nicht nehmen.“

„Aber wenn sich Pierrette ein gutes Heirathgut selbst gewänne?“

„Ach, Michel, das wäre was Anderes, da würde ich sie auf der Stelle heirathen.“

„Wohlan,“ sagte er, „so will ich das der Königin melden.“

„Was fällt dir ein?“ fiel ich ihm in die Rede, „bist du ein Narr, oder vielleicht ein Bedienter bei Hofe?“

„Keines von Beiden, Mathurin! obschon ich auch keine Steine mehr schneide.“

„Was schneidest du denn jetzt?“

„Hm! Papier, Federn, auch Theaterstücke schneid' ich zu.“

„Ach! ist das möglich?“

„Ja. Ich mache kleine, einfache und leicht verständliche Theaterstücke, ich werde dich das sehen lassen.“

„Nun, mir recht, ich verstehe von diesem eben so wenig als vom Steinschneiden.“

„Was ich früher baute, mein lieber Junge, war freilich mehr werth, als das, was ich jetzt zu Stande bringe, es war weniger von der Mode abhängig und dauerte länger, aber wenn es zusammenfiel, konnte es Jemanden zerschmettern, was bei meiner jetzigen Arbeit nicht der Fall ist.“

In diesem Augenblicke gab der Korporal dem untergesetzten Stocke meines Freundes Michel einen so derben Stoß, daß er ihn einige Schritte weit wegschleuderte, und ließ sogleich den Wachposten der Kaserne ablösen, weil er sich unterstanden hatte, einen Fremden in den Hof einzulassen.

Sedaine sah wohl ein, daß es das Klügste sei, sich zu entfernen; er hob seinen Stock auf, und sagte im Vorübergehen zu mir: „Sei ruhig, Mathurin, ich werde das Alles der Königin erzählen.“

Meine kleine Pierrette war ein schönes Mädchen von einem ruhigen, aber bestimmten Charakter. Seit sie mit der Königin gesprochen hatte, sagte sie ihrer Mutter öfters, daß sie fest entschlossen sei, mich zu heirathen, und blieb oft bei Nacht auf, um an ihrer Ausstattung zu arbeiten.

Eines Tages, es war am Ostermontage (Pierrette hat mir Alles dieses später erzählt), als sie eben vor der Hausthüre saß und ein Liedchen sang, sah sie im gestreckten Galopp einen prächtigen Wagen daherfahren, mit 6 Pferden bespannt, auf 2 Pferden saßen zwei gepuderte, rosenfarben gekleidete Postillons, welche aber so klein waren, daß man von Weitem nur ihre großen Courierstiefel gewahrte. Sie trugen Blumensträußer am Busen und die Pferde eben solche an den Ohren.

Der Wagen hielt an; und als der Schlag geöffnet wurde, saß Niemand darin, aber ein prächtig bordirter Herr sprang vom Bocke herab, zog sehr artig seinen Hut ab, und bat Pierretten höflich in den Wagen zu steigen.

Ihr glaubt vielleicht, daß Pierrette Umstände gemacht habe? allein nicht im geringsten; sie zog nur geschwind ihre Holzschuhe aus, welche sie an der Thüre stehen ließ, zog dafür ihre Schuhe mit silbernen Schnallen an, und stieg dann in den Wagen, indem sie sich auf den Arm des galonir-

ten Herrn stützte, als ob sie in ihrem Leben gar nichts anders gethan hätte. Seitdem das Mädchen mit der Königin Kleider getauscht hatte, kam ihr nichts unerwartet.

Sie sagte mir öfters, daß ihr zweierlei Dinge, während sie fuhr, große Angst verursachten. Erstens ging das Fahren so schnell, daß die Bäume am Wege wie die Narren einer dem andern nachliefen, und dann besorgte sie immer auf den schneeweißen Kissen, worauf sie saß, einen Fleck von ihrer blauen Schürze zurückzulassen, welche die Farbe ließ. Sie fuhr deßwegen mit beiden Händen in die Täschchen, hielt so die Schürze in die Höhe, und saß auch nur halb auf den Kissen.

Als der Wagen in Trianon angekommen war, öffnete derselbe galonirte Herr den Kutschenschlag wieder, half ihr heraus, und führte sie durch eine ganze Reihe prächtiger Gemächer, wo sie sich nur mit den Zehenspitzen aufzutreten getraute, um die kostbaren Stubenböden, von Citronen- und indischem Holze, mit ihren Schuhnägeln nicht zu beschädigen. Als sie in das letzte Gemach trat, hörte sie ein leises Kichern von drei sanften Stimmen, und das machte ihr das Herz stark pochen, und hätte sie fast ein wenig eingeschüchtert, allein gleich gewann sie ihren Muth wieder, denn es war die Königin.

Madame Lamballe war bei ihr, aber diese saß in einer Fensterbrüstung an einem Malerpulte; auf diesem Pulte, welches grün überzogen war, lag ein zubereitetes Elfenbeinplättchen, neben demselben Pinsel, und zur Seite stand ein Glas Wasser.

„Ah, da ist sie ja," sprach die Königin freudig und faßte Pierretten bei beiden Händen. „Sehen Sie nur, wie frisch und schön sie ist, das gibt ein treffliches Modell für Sie. Sehen Sie zu, daß Sie das Mädchen recht gut treffen. Setze dich, mein Kind! Und mit diesen Worten drückte die freundliche, schöne Königin sie auf einen Stuhl nieder; Pierrette war ganz verlegen, und der Stuhl so hoch gepolstert, daß ihre kurzen, kleinen Füßchen nicht ganz auf den Boden reichten und schaukelten.

„Aber sehen Sie nur," fuhr die Königin zu Lamballe gewendet fort, „wie gut sie sich hält, sie läßt sich nicht zweimal sagen, was man will; ich wette, die Kleine hat Verstand. Halte dich gerade, mein Kind, und höre mich. Es werden zwei Herren hierher kommen, ob du sie kennst oder nicht, das laß dich gar nicht kümmern. Du mußt Alles thun, was sie dir befehlen werden. Ich weiß, daß du singst, du mußt ihnen etwas vorsingen. Wenn sie dir befehlen, abzugehen oder einzutreten, zu stehen oder zu sitzen, so folge in Allem genau ihren Befehlen, hörst du? Alles dieß ist nur zu deinem eigenen Besten."

Pierrette antwortete nun bald mit einem Erröthen, bald mit einem Erblassen, aber sie war so zufrieden, daß sie die Königin gern umarmt hätte.

Kurz nachher traten zwei Männer ein. Der Eine dick, der Andere groß. Als sie den Großen sah, konnte sie sich nicht enthalten zu schreien: „Ei! das ist ja" — — allein sie biß sich in den Finger, um das Andere zu verbeißen.

„Nun, meine Herren, wie finden Sie die Kleine, hab' ich nicht recht gehabt?" fragte die Königin.

„Ja, das ist meine Rose, wie sie leibt und lebt,“ sagte der Große, Sedaine.

„Nur eine einzige Note,“ sagte hierauf der Dicke (Gretry), „und ich werde sogleich sehen, ob sie auch die Rose Monsigny's ist, wie jene Sedaine's. Wiederhole einmal das, was ich dir vorsingen werde, meine liebe Kleine!“ und er sang ihr vor: „ut re mi fa sol.“

Pierrette wiederholte die Töne. „Sie hat eine herrliche Stimme,“ rief Gretry, und die Königin schlug freudig in die Hände und sagte: „Die wird sich ihr Heirathsgut selbst gewinnen.“

Seit dem Tage, als ich Michel zu Vincennes in der Kaserne gesehen hatte, wurde ich gar gewaltig mager, weil ich nichts mehr von unserer kleinen Familie zu Montreuil hörte, und weil ich besorgte, Pierrette habe mich ganz und gar vergessen. Mein Regiment lag seit 3 Monaten in Orleans, und das Heimweh ergriff mich. Ich wurde täglich gelber, und konnte kaum das Gewehr mehr halten vor Schwäche. Meine Kameraden fingen an mich auszulachen und nicht mehr freundschaftlich mit mir umzugehen. Die Einen, weil sie mich wirklich für sehr krank hielten, die Andern, weil sie glaubten, ich stelle mich nur so; und es blieb mir kein anderes Mittel übrig, als zu sterben, um den Letzteren zu beweisen, daß ich die Wahrheit sage.

Eines Tages kam ein Offizier meiner Kompagnie zu mir und sagte: „Mathurin, du kannst ja lesen. Komm ein wenig mit mir und lies das, was ich dir zeigen werde.“

Und er führte mich auf den Platz Jeanne d'Arc, wo ein großer Komödienzettel klebte, worauf Folgendes stand:

Auf Befehl.

Nächsten Donnerstag wird zum Besten der Mademoiselle Colombe, berühmten Sängerin, eine außerordentliche Vorstellung Statt haben, bestehend aus:

Irene,

einem neuen Schauspiele von Voltaire,

und

Rose und Colas.

Oper von Sedaine, Musik von Monsigny.

Dlle. Colombe wird in dem zweiten Stücke erscheinen.

NB. NB. NB. Ihre Majestät die Königin hat zu versprechen geruhet, sie werde diese Vorstellung selbst mit ihrer Gegenwart beehren.

„Wohlan, Herr Kapitän," sagte ich, „ich habe das Ding gelesen."

„Du bist ein braver Bursche," antwortete er, „hast auch eine hübsche Gestalt, ich werde dich frisiren und pudern lassen, um dich noch besser herauszuputzen, und werde dich als Schildwache zur Logenthüre der Königin stellen."

Es geschah, wie er sagte, und ich stand am bestimmten Tage mitten unter Blumengewinden vor der Loge der Königin. Der Direktor lief in großer Bewegung bald auf-, bald abwärts. Es war ein kleiner, dicker, rother Mann, mit einem himmelblauen Frack und einem großen Jabot. Er stellte sich im Bogengange mir gerade gegenüber an ein Fenster, und so hörte ich ihn einmal über das andere ausrufen: „Ach, das ist die Livree der Herzogin von Montmorency!

Das ist der Läufer des Herzogs von Lauzun. Jetzt fährt der Fürst Guiménék vor, und nach ihm der Graf Lambese. Ach, die Königin ist so gut, so gut, ein wahrer Engel!“

Als er sich umwendete, kam ihm eben Gretry in den Wurf. Er sprach ihn an: „Ach, Herr Gretry! mein theuerster Herr Gretry, sagen Sie mir doch, ich bitte Sie, wäre es denn gar nicht möglich, daß ich mit der berühmten Sängerin sprechen könnte, welche Sie mir gebracht haben? Ich hege zwar nicht den geringsten Zweifel über ihre Kunst, aber, lieber Himmel! — die Königin kommt, und wir haben nicht einmal eine Probe gehabt.“

„He! he!“ antwortete Gretry mit einem etwas spottenden Tone, „ich kann Ihnen nur sagen, daß Sie die Sängerin erst dann sehen können, wenn sie auf die Bühne tritt. Und gesetzt, es wäre auch nicht die berühmte Sängerin Colombe, sondern eine Andere, was könnte Ihnen das verschlagen?“

„Ho, ho, mein Herr Gretry! man ist Direktor des Theaters von Orleans, und man hat das Recht —“

„Kein Recht, mein Herr Direktor, an den Talenten einer Sängerin zu zweifeln, welche Sedaine und Gretry empfohlen haben,“ erwiederte Gretry dem Direktor, der seine dicken Backen noch dicker aufgeblasen hatte. „Auch bin ich beauftragt, Ihnen zu sagen, daß Ihnen die Königin diesen Abend noch einmal so viel darauf bezahlen wird, als die ganze Einnahme beträgt. Ich hoffe, Sie haben die Eintrittspreise verdoppelt.“

„Triplirt, mein werthgeschätzter Herr Gretry! tri-

plirt. Der Sitz kostet einen Louisd'or, ich mußte doch dem Hofe die gebührende Achtung bezeigen."

In diesem Augenblicke erscholl ein großes Geschrei, und die Königin hüpfte so schnell den Logengang her und in ihre Loge hinein, daß ich kaum noch Zeit hatte zu präsentiren. Schöne, wohlriechende Herren folgten ihr und eine junge Dame, welche ich für diejenige erkannte, die auch in Montreuil bei ihr war.

Das Schauspiel fing gleich darauf an. Das Trauerspiel ging seinen Gang fort, aber ich sah, daß sich die Königin gar nicht darum bekümmerte; denn sie schwatzte und lachte immer fort. Die Zuschauer applaudirten auch nicht, aus Achtung für die Königin, wie man mir sagte. Aber als dann die Oper begann, da lachte und schwatzte Niemand mehr in der Loge, sondern Alles war ganz Aug' und Ohr.

Plötzlich hörte ich eine starke Frauenstimme auf der Bühne, worüber mir die Eingeweide erzitterten, ich mußte mich auf mein Gewehr stützen. Ich hatte in meinem Leben keine solche Stimme gehört, sie kam aus dem Herzen, und tönte wie eine Harfe.

Ich horchte, indem ich mein Ohr an die Logenthüre legte, und zugleich durch ein kleines Fensterchen blickte, welches hinten in der Logenthüre angebracht war. Das Frauenzimmer mit der ungeheuern Stimme hieß Rosa, und sie sang:

Es war einmal ein Vögelein
Gar winzig klein,
Das baute sich sein Nest
Auf einem Zweige fest.

Aber plötzlich schauderte es mich durch alle Glieder, als ich sah, wie außerordentlich diese Rose meiner Pierrette ähnlich sah, es war ihre Gestalt, ihr Wuchs, ihr Kleid, dasselbe rothe Corset mit der blauen Schürze, ihre Schuhe mit den silbernen Schnallen, ihre lieben kleinwinzigen Füßchen, es war Pierrette, meine Pierrette.

Mein Gott, dachte ich mir, die Komödiantinnen müssen doch recht geschickte Leute seyn, daß sie so die ganze Äußerlichkeit einer andern Person annehmen können. Das ist doch ganz gewiß jene famose Dem. Colombe, welche in einem schönen Hotel wohnt, mit der Post hieher gekommen ist, die viele Dienerschaft hat, und außer dem Theater prächtig gekleidet ist wie eine große Dame, und jetzt sieht sie doch meiner Pierrette gleich, wie ein Ei dem andern. — Aber sie ist es doch nicht. Meine Pierrette konnte ja nicht so schön singen, wie sie, obschon sie eine nicht minder schöne Stimme hat.

Ich konnte mich übrigens nicht enthalten immerfort durch das kleine Fenster zu schauen, bis man mir die Logenthüre recht unsanft an die Nase stieß. Der Königin war zu warm geworden, sie befahl daher die Thüre zu öffnen, und nun vernahm ich, wie sie sprach: „Ich bin recht zufrieden, den König wird unser Abenteuer recht unterhalten. Herr Kammerherr, Sie können der Dlle. Colombe sagen, daß sie es nie bereuen wird, daß sie mich die Honneurs ihres Namens machen ließ. Nicht bald hat mir etwas so großes Vergnügen gemacht.“

„Meine liebe Prinzessin,“ fuhr sie zu Madame Lamballe gewendet fort, „wir haben das ganze Publikum hier zum Besten gehabt. Alle, die hier im Theater sind, thun

etwas Gutes, ohne es sich auch nur einfallen zu lassen. Die ganze Stadt Orleans ist von der großen Sängerin bezaubert, und Alles klascht Beifall. Lassen sie es uns auch thun.“

In diesem Augenblicke gab die Königin das Signal zum Applause, und nun hallte der ganze Saal von Beifall wieder, der von nun an jedem Tone Rosa's folgte, und bis zum Schlusse der Oper dauerte, wo alle Damen, welche im Theater waren, die Blumensträußer auf's Theater warfen.

„Und wo ist denn der wirkliche Geliebte?“ fragte nun die Königin den Baron Lauzun, der sogleich aus der Loge trat, und meinem Kapitän, welcher immer im Logengange herumging, ein Zeichen gab. Ein Zittern ergriff mich, ich ahnete wohl, daß mir etwas begegnen würde, allein ich wagte nicht, es zu denken.

Mein Kapitän sprach leise mit dem Baron Lauzun. Der Blick der Königin fiel auf mich, und ich mußte mich an die Mauer halten, um nicht umzusinken. Man stieg die Logentreppe herauf, und ich erblickte Michel Sedaine und Gretry und den Direktor, welche Pierretten — Rose — nein, Pierretten führten, die wirkliche Pierrette, meine Pierrette, meine Schwester, meine Geliebte, meine Pierrette von Montreuil.

Die Königin mit einem freundlichen Blicke und fröhlichen Lächeln trat ihr entgegen, faßte ihre Hand und sprach: „Komm, mein Kind. Nur in diesem Stande kann man sich sein Heirathsgut auf eine ehrliche Art in einer Stunde gewinnen. Ich will dich morgen selbst zu deiner Mutter nach Montreuil führen, die dir wohl verzeihen wird, einmal in deinem Leben Komödie gespielt zu haben.“

Dann grüßte sie mich — mich, der ich mehr todt als lebendig war, und es wäre wohl grausam gewesen, wenn sie nicht gleich dazugesetzt hätte: „Ich hoffe, Herr Mathurin wird sich nicht sträuben, das Vermögen Pierretten's zur Mitgift anzunehmen, sie hat es sich selbst verdient."

Pierrette reichte mir die Hand, ich aber mußte anfangen aus Freude, aus Überraschung, aus Dankbarkeit, aus Liebe, aus was weiß ich Allem, laut zu weinen. Ich sank Pierretten in den Arm, und dann wir Beide zu den Füßen der guten Königin.

Die Erscheinungen auf dem Wege durch die Stadt.

Allegorisches Mährchen.

Fabriz endigte so eben in einer Provinz das, was man gewöhnlich Studien zu nennen pflegt, das heißt, er wußte von Allem Etwas, im Ganzen Nichts, konnte alle seine Lehrer beim Namen nennen und ihre Unarten nachahmen, und meinte, die Weisheit mit Löffeln gegessen zu haben. Fabriz war ein Jüngling, wie so viele andere, er besaß guten Willen und wenig Festigkeit, und war aufgelegt, von dem Zufalle Tugenden und Laster anzunehmen. Man bewahrte in seiner Familie die alte Gewohnheit, die Jünglinge in ihrem zwanzigsten Jahre zu verheirathen, und Fabriz, welcher sich dieser Epoche näherte, war auch gar nicht abgeneigt, dieser alten Gewohnheit Genüge zu leisten.

Eine Freundin seines väterlichen Hauses, welche sich in die Angelegenheiten der ganzen Welt mischte, seitdem sich die Welt nicht mehr in die ihrigen mischte, übernahm es, für eine Braut zu sorgen. Bald war von ihr ein Mädchen aufgefunden, welches den ominösen Namen Sophie trug und von ihr ohne Maß und Ziel gerühmt wurde, indem sie zugleich versicherte, diese Verbindung bereits durch

Briefwechsel mit ihr in's Reine gebracht zu haben. Der alte Vater, ein guter kleinstädtischer Spießbürger, glaubte alle guten Eigenschaften auf's Wort und ließ sich nur die einzige beweisen, daß das Mädchen eine Landwirthschaft im Werthe von 10,000 Thlrn. besitze, und Fabriz wähnte bei dem Gemälde, welches die Nachbarin zwanzig Mal des Tages von Sophien entwarf, sein Herz heftiger schlagen zu fühlen und liebte seine Bestimmte auf Treu und Glauben.

Wie groß aber auch die Lobeserhebungen seyn mochten, womit man von Sophien sprach, so waren sie doch keineswegs übertrieben. Sie vereinigte so viel Liebenswürdigkeit und Verstand, daß beide einander nur erhoben und sie selbst einem neuen Romanenschriftsteller zum Modell für seine Heldin hätte dienen können. Herrin ihrer Person und ihres Willens, lebte sie auf ihrem kleinen Gütchen, welches in einer der anmuthigsten Gegenden, nahe an der Hauptstadt, lag. Dort genoß sie die Reize der Natur und die Freuden des Lebens so klug, daß die Freigeister sie gottesfürchtig und die Betschwestern freigeisterisch nannten.

Dorthin sollte Fabriz nun ziehen, um sich seiner Braut vorzustellen. Man bereitete alles zur Abreise vor, und der alte Vater war untröstlich darüber, den Jungen nicht begleiten zu können; allein da nur seine Füße schwach waren, aber nicht sein Mund, so setzte er diesen in Bewegung, um seinen Sohn mit langen und breiten väterlichen Lehren und Ermahnungen auszustatten. Er nöthigte seinen Sohn zu dem Versprechen, sich in der Hauptstadt nicht aufzuhalten, deren Nähe ihn sehr beunruhigte, und

seinen Weg gerade nach Sophien's Landhause zu nehmen. Fabriz versprach es gutmüthig, allein der Alte, vom Eifer fortgerissen, entwarf ihm ein so lebhaftes Bild von den Gefahren, welche in diesem Lasterpfuhle einen Jüngling pestartig anhauchen, daß der Sohn vor Begierde brannte, sich davon zu überzeugen.

Endlich reisete er auf einem alten Schimmel und begleitet von einem alten Meierknechte ab. Als er an die Hauptstadt kam, stieg er, eingedenk seines Versprechens, vor derselben in einem Gasthofe ab, genoß ein Abendessen, wie ein müder Reisender, schlief, wie ein sehnsüchtiger Liebhaber, und stand am andern Morgen freudig über die Dinge, die da kommen sollten, wieder auf.

Sophien's Landhaus lag außer der Hauptstadt und zwar so, daß der Gasthof, in welchem Fabriz eingekehrt war, und das Landhaus sich gerade an den beiden entgegengesetzten Enden befanden. Er hatte zwischen zwei Wegen zu wählen: der Eine führte um die Stadt herum, der Andere mitten durch dieselbe. Der Letzte war ihm nun von seinem Vater untersagt worden, allein der erste schien ihm zu einsam, zu traurig, zu sehr der Sonnenhitze und dem Staube ausgesetzt, folglich für einen Menschen, der im Bräutigamsstaate glänzte, nicht geeignet. Er überlegte also in einem Selbstgespräche das ihm von seinem Vater abgeforderte Versprechen und schloß folgendermaßen: Mein Vater will, daß ich ein Weiser sei; ein Weiser aber muß alles sehen und untersuchen. Mein Vater ist ein guter alter Mann, der seine Studien schon lange vergessen hat, mit der Zeit nicht fortgegangen ist, und sich sehr irrt, wenn

er die großen Städte für so gefährlich hält; übrigens wer nie in Gefahr war, kann sich auch nicht seiner Standhaftigkeit rühmen; mit etwas Muth und Festigkeit geht man unversehrt mitten durch.“ Bei diesen Worten befand er sich schon unter dem Stadtthore und wanderte, Sopien's Bild im Herzen und ihren Namen im Munde getrost weiter.

Kaum hatte er die Schildwache am Thore einige Schritte hinter sich, als er aus einer Windmühle eine Närrin herausspringen sah, welche mit mehr Anstrengung als Anmuth tanzte und einige italienische Rouladen hervorgurgelte. Ihre Haut war voll Runzeln, aber ihre Farbe frisch; von einer Seite hingen ihr die eigenen Haare in Locken herab, von der andern trug sie eine Perrücke. Sie hatte einen Schleier, aber kein Hemde. Je närrischer sie aussah, desto mehr klatschte man ihr Beifall zu. Eilig sprang sie unserm Fabriz in den Weg und lachte ihm keck unter die Nase,

Fabriz. Sie sind unhöflich, Madame.

Mode. Und Du sehr lächerlich. Hi! hi! hi!

Fabriz. Was finden Sie denn so lächerlich an mir?

Mode. Schöne Frage! Sieh Dich einmal an, Unglücklicher! Du bist ja gekleidet, wie man es schon vor acht Tagen war.

Fabriz. Wie? hab' ich nicht mein Halstuch zierlich in eine Schleife gebunden? und meine farbige Weste mit den Perlenmutterknöpfchen, und meine Beinkleider mit Kamaschen, und mein lang geschnittener Frack!

Mode. Halt' ein und tödte mich nicht! Weiß man denn im Lande, aus welchem du kommst, nicht einmal, daß Westen jetzt zwei Reihen Knöpfe haben, die Beinklei-

der über die Stiefeln hinab reichen, und die Fracks sehr kurz geschnitten seyn müssen? Wie kannst Du es wagen, so zu erscheinen? Komm mit mir, ich will ein neues Weltwunder aus Dir machen.

Fabriz. Danke schönstens, habe jetzt nicht Zeit, morgen, wenn Sie erlauben.

Mode. Morgen wird's nicht mehr Zeit seyn. Gleich, gleich mußt Du mir folgen; ich werde Dir mein neuestes Journal zeigen, darin wirst Du einen Mann abgezeichnet finden, als ob er aus Zucker gebacken wäre.

Fabriz. Ich habe derlei Journale schon in einem Gasthofe gesehen, aber die Zuckerherrchen gefielen mir nicht.

Mode. Nicht gefallen? Verblendeter! Der Zeichner derselben ist mein Geliebter. Folge mir nur, Du sollst einen vergnügten Tag genießen, ich führe Dich dann in die Oper, da sollst du die herrlichsten Walzer hören.

Fabriz. Gehören denn diese in die Oper?

Mode. Freilich, es ist göttlich anzuhören, wie der Held mit einem Walzer stirbt. Dann fahren wir in einem zweirädrigen Karren, in welchem wir Gefahr laufen, uns den Hals zu brechen; wir schöpfen frische Luft mitten in Staubwolken und holen uns einen Schnupfen.

Fabriz. Das Alles scheint mir weder schicklich noch angenehm.

Mode. Das alles muß schicklich und angenehm seyn, weil ich es will. Nur was meinen Launen schmeichelt, ist schicklich, nur was mir gefällt, ist schön. Die Unterthanen meines Reiches tragen nie das, was gut steht; sie gehen nie dort hin, wohin man gehen soll; sie thun nie das, was

schön und angenehm ist. Und eben das ist die Ursache, warum man mich verehrt.

Fabriz. Ich verehre nur meine Sophie und darum will ich sie auch heirathen.

Mode (lacht).

Fabriz. Mich kümmert's wenig, ob du diese Empfindungen gut heißest oder nicht; hebe Dich von mir!"

Mode. Im Gegentheil, mein theurer Freund! ich weiche von nun an nicht mehr von Deiner Seite, ich muß Dein Weibchen kennen lernen, und bei meiner Macht, binnen einem Monate will ich's durch meine Lehren dahin bringen, daß Ihr ein Ehepaar ganz nach meinem Sinne werdet.

Fabriz. Unerbittliche! ich erkenne Deine Gewalt, aber ich bitte Dich, verschone mich. Willst Du einige Jahre von meinem Leben, so nimm sie, aber laß mich die übrigen zufrieden und ohne Deinen Einfluß durchleben.

Mode. Was soll ich mit einigen Jahren Deines armseligen Lebens anfangen? Ich verändere mich alle Tage und sterbe niemals.

Fabriz. Du kannst sie ja Einem Deiner Lieblinge zulegen, dem sie willkommen seyn werden. Hast Du an Deinem Hofe nicht eine Menge Aspasien mit grauen Haaren.

Mode. Du hast recht. Laß einmal hören, wie viele Jahre verschreibst Du mir?

Fabriz. Vier Jahre will ich dir geben.

Mode. Topp! es sei! doch muß ich bemerken, daß Du statt des gemeinen Ausdruckes „vier Jahre" schöner gesagt hättest: „eine Olympiade."

Fabriz. Geh nur, Närrin, und laß mich jetzt ungehindert weiter wandeln.

Mode. Lebe wohl, Ungeschliffener! Ich eile zu den Marionetten.

Obschon dieses kleine Abenteuer auf Fabriz keinen großen Eindruck machte, so beschloß er doch, seinen Weg durch die Stadt etwas zu beschleunigen.

Bald bemerkte Fabriz ein junges Mädchen, welches, an eine Säule gelehnt, mit betrübtem Angesichte am Wege stand und sehr zu leiden schien. Übrigens hatte sie eine interessante Gestalt und war gut gekleidet. „Guter Jüngling!“ sprach sie zu Fabriz, indem sie ihn bei der Hand faßte, „meine Wohnung ist nur einige Schritte weit von hier, allein ich befinde mich so unwohl, daß ich sie wahrscheinlich ohne Deine Hilfe nicht erreichen werde, sei so barmherzig und geleite mich dahin!“ Fabriz hatte kein Tigerherz und reichte der schönen Leidenden seinen Arm. Schweigend ging sie neben ihm her; und — sei es nun aus Mattigkeit oder aus Schmerz — drückte seinen Arm öfters an ihren vollen Busen. Fabriz konnte nicht widerstehen, ihrer dankbaren Einladung, in ihre Wohnung einzutreten, zu folgen.

Er wurde von ihr in ein reich und geschmackvoll ausgeschmücktes Boudoir geführt, aus welchem ihm die feinsten Wohlgerüche entgegendufteten. Das Mädchen warf lächelnd den Schleier von sich und zeigte sich in einem von jenen Modeanzügen, die man nur aus Übertreibung ein Kleid nennen kann. Ihr Gesicht veränderte sich eben so schnell, und der bescheidene Schmerz machte einem Gemische von Schmachten und Keckheit Platz. Der erstaunte Fabriz verschlang

die außerordentlichen Reize mit seinen Blicken; er hatte in Ovid's Verwandlungen nie etwas Überraschenderes gelesen; da nahte sich ihm die Sinnlichkeit freundlich und sprach:

Nun Fabriz, wie ist Dir?

Fabriz. Ich bin verwundert über alles, was ich sehe.

Sinnlichkeit. Du wirst mir die unschuldige List verzeihen. Ich wollte nur die Gelegenheit ergreifen, dir meine heftige Liebe zu gestehen.

Fabriz. Ach, mein Fräulein! Sie spotten meiner.

Sinnl. Nicht doch, ich bin aufrichtig. Sei auch Du es. Was denkst Du von mir?

Fabriz. Dein Inneres wag' ich noch nicht zu beurtheilen, aber Dein Äußeres entzückt mich. Deine zarte, weiche Hand, Dein freundlicher, schmeichelnder Blick entzünden in meinen Adern eine Flamme, ein wohlthuendes Fieber.

Sinnl. Du willst also bei mir bleiben?

Fabriz. Mein Gott! das kann ich nicht.

Sinnl. Diese Weigerung ist unartig.

Fabriz. Ich bin heute etwas eilig, aber morgen will ich wieder kommen.

Sinnl. Morgen? dieses Wort kenn' ich gar nicht.

Fabriz. Es ist doch klug, daran zu denken.

Sinnl. Es gibt nichts Kluges, als das Vergnügen. Ich will, daß von nun an jeder Tag Deines Lebens ein Fest von 24 Stunden seyn soll.

Fabriz. Mein Vermögen wird dazu nicht hinreichen, und wenn ich zu Grunde gerichtet seyn werde?

Sinnl. Öffne die Lade jenes Spiegels, darin findest Du Zauberwürfel. Ich schenke sie Dir, spiele damit und die Dummen werden es Dir an nichts mangeln lassen.

Fabriz. Wir können doch nimmer beisammen bleiben. Du bist sehr schön und ich bin sehr eifersüchtig, wenn ich jemals Nebenbuhler fürchten müßte, ich würde —

Sinnl. In jener zweiten Lade des Spiegels liegen Dolche, Pistolen und Giftfläschchen. Wähle darunter.

Fabriz. Danke schönstens. Ich muß Dir auch sagen, daß so viel Vergnügen mich schon bei dem Gedanken daran wirbelnd macht. Meine Gesundheit würde unterliegen.

Sinnl. Auch dafür ist gesorgt. Ich habe in meinem Portefeuille Anweisungen in das Hospital. Das ist das letzte Geschenk, welches ich meinen Freunden anbiete.

Fabriz. Leben Sie wohl!

Sinnl. Langsam, mein Freund! wenn man einmal bei mir eingetreten ist, so geht man nicht auf diese Art wieder fort.

Fabriz. Umschlinge mich nicht! — Fort mit den Rosenketten. Sophie! o meine Sophie!

Sinnl. Winde Dich jetzt aus meinen Armen, wenn Du kannst.

Fabriz. Laß mich, ich gehöre Sophien an.

Sinnl. Ich habe Rechte auf deine Jugend, ich will sie nicht verlieren.

Fabriz. Höre mich, ich will dir einen Vorschlag thun: bei Deiner Lebensweise kannst Du unmöglich einen Überfluß an Lebensjahren haben. Nimm einige von den meinigen.

Auf diese Art hab' ich mich auch von den Zudringlichkeiten der Mode losgemacht.

Sinnl. Die Mode hat immer einigen Einfluß auf meine Geschäfte. Ich will ihr folgen.

Fabriz. Ich gebe Dir acht Jahre.

Sinnl. Wenn ich nach Deiner philosophischen Miene schließe, so ist das alles, was Du geben kannst. Wohlan! so lauf!

Fabriz. Erlaube mir vorher noch, liebenswürdige Verführerin! daß ich mir für diese acht Jahre doch wenigstens ein Küßchen nehme, welches du mir früher umsonst geben wolltest.

Sinnl. Packe Dich fort! dummer Philosoph!

Mit diesen Worten öffnete sie eine geheime Thüre und stieß unsern Fabriz mit ihren sanften Händen ziemlich unsanft hinaus; er aber fiel aus dem ersten Stockwerke auf einen Misthaufen, wovon der Hof dieses Hauses voll war. Da er nicht viel Erfahrung hatte, so konnte er es auch nicht begreifen, wie sich ein so schön begonnenes Abenteuer so schlimm enden konnte.

Fabriz dachte nicht weiter darüber nach, wie leicht er nun schon zwölf Jahre seines Lebens hingegeben hatte. Die Jugend läßt ihre Jahre dahin fließen, gleich einem Narren, der Wasser in einem Siebe trägt. Vielleicht, meinte der Jüngling, der ganze Handel sei nur Scherz gewesen; denn wer sich selbst Vorwürfe zu machen hat, dem stehen auch immer Entschuldigungen zu Gebote. Sei es nun, daß Fabriz gut oder schlecht raisonnirte, er that wenigstens das,

was er in solchen Umständen thun mußte. Er erhob sich von seinem Misthaufen und wanderte weiter.

Zwei Straßen hatte er schon ohne Hindernisse zurückgelegt, als er bemerkte, daß ihm eine blasse, hagere Frau mit einem ungeheuren Munde und langen Armen nachfolgte. Auf ihrer Stirne war sie gestämpelt, einen Strauß von Schreibefedern trug sie an dem welken Busen und in der Mitte ihrer Brust stand mit großen Buchstaben: colationirt. Sie führte zwei Hunde an einem Bande, welche immer Miene machten, auf einander los zu fahren, aber doch nur die Vorübergehenden bissen. Das Weib verdoppelte ihre Schritte und faßte ihn endlich am Arme. Diese Megäre war die Chicane, allein sie hatte so oft und so laut geschrien: ich bin die Gerechtigkeit, daß die blinden Sterblichen ihr endlich diesen Namen beilegten.

Fabriz. O weh! o weh! Schneiden Sie sich Ihre Nägel ab, Madame! Sie dringen mir ja bis auf's Bein.

Gerechtigkeit. Meine Nägel machen meinen Ruhm.

Fabriz. Ich bin eilig, was wollen Sie?

Gerecht. Alles.

Dieses Wort der Gerechtigkeit hatte eine so schnelle und unwiderstehliche Wirkung auf Fabrizens Börse, daß diese von selbst aus seinem Sacke spatzirte, sich mäßig erhob und dann der Frau in die Hände fiel.

Fabriz. Ha, Verrätherin! zu Hilfe!

Gerecht. Welch ein Lärmen um nichts!

Die Uhr Fabrizens folgt der Börse nach.

Fabriz. Diebe! Diebe! rettet mich!

Gerecht. Schweige, oder ich verklage Dich.

Ein Wechsel, welchen Fabriz von seinem Vater bekommen hatte, fliegt aus seiner Tasche und in die Hände der Dame.

Fabriz. Auch der Wechsel? (schreit noch stärker.) So kommt mir doch zu Hilfe, Leute! ich werde ja bestohlen.

Mehre Gerichtsdiener laufen herbei, fassen Fabrizen an, zerreißen ihm seine Kleider und schlagen ihm eine Flasche voll Tinte auf dem Kopfe zusammen.

Gerecht. Elender! Bezahle diesen Wechsel!

Fabriz. Er ist ja nicht auf mich gestellt.

Gerecht. Das thut nichts; bezahle, oder ich werfe dir einen Prozeß an den Hals!

Fabriz. Ich habe nicht Zeit zu prozessiren, ich muß Sophien heute heirathen.

Gerecht. Der Ehekontrakt ist null und nichtig.

Fabriz. Unsere Verwandten haben eingewilligt.

Gerecht. Du mußt mich heirathen.

Fabriz (zurückschaudernd). Brrrr!

Gerecht. Komm nur, Du sollst bald Einer meiner besten Jünger seyn. Ich lehre Dich schreien, kriechen und lügen.

Fabriz. Ich kann nicht, laß mich gehen.

Gerecht. In's Gefängniß, auf die Galeere mit Dir!

Fabriz. Ach! allergerechteste Frau Gerechtigkeit! Ich sehe wohl ein, daß ich Ihnen so nicht entgehen kann. Lassen Sie uns abhandeln, was begehren Sie?

Gerecht. Fünfzehn Jahre Deines Lebens.

Fabriz. Ach, das ist zu viel! Die Advokaten haben

Sie ganz verwöhnt, die Expensnote muß man moderiren. Ich gebe Ihnen zwei Jahre.

Gerecht. Zehn.

Fabriz. Nehmen Sie mit fünf vorlieb, oder ich schieße mir eine Kugel durch den Kopf, damit Sie gar nichts haben.

Gerecht. Zu Deinem Glücke hab' ich dringende Geschäfte: es erwarten mich mehre Klienten. Wohlan, ich nehme die fünf Jahre. Lebe wohl!

Fabriz. Halt! Sie werden mir doch meine Börse zurückstellen?

Gerecht. Dummkopf!

Fabriz. Geben Sie mir wenigstens meine Uhr zurück.

Gerecht. Die Gerechtigkeit gibt nichts zurück.

Fabriz. Das wollen wir doch sehen.

Er will sie anfassen und sie fährt ihm mit ihren Nägeln in's Gesicht.

Fabriz. Barmherzigkeit! meine Augen!

Gerecht. Ich will sie Dir zum Weinen lassen, und Du kannst dich wohl rühmen, daß Du von mir noch am nachsichtsvollsten behandelt worden bist.

Fabriz. Tausend Dank! Ich küsse Ihre mächtigen Hände.

Fabriz fing allgemach an, einzusehen, daß er besser gethan haben würde, wenn er den Weg um die Stadt gewählt hätte, allein er glaubte nun schon alles Üble überstanden zu haben, besonders da er jetzt in die Theaterstraße kam. Diesen Namen fand er nämlich an der Ecke einer Gasse angeschrieben und hielt ihn für eine gute Vorbedeu-

tung; denn wie sollte er Leute für bösartig halten, welche hingingen, um ihr Vergnügen zu suchen?

An demselben Tage hatte eben die erste Vorstellung eines neuen Trauerspieles Statt. Eine außerordentliche Menschenmenge drängte sich zu dem finstern Loche, wo man die Eintrittskarten lösete. In ihrer Mitte trippelte ein Weib hin und her, welches bald diesem, bald jenem in die Ohren zischelte. Gewiß erkannte Niemand an ihren hohlen tiefliegenden Augen und an ihrer safrangelben Farbe die Scheelsucht; auch unser guter Fabriz dachte nicht daran, hielt sie, irre geführt durch den Schein, für eine Betschwester, und konnte nicht begreifen, wie sich ein solches Weib weltlicher Lüste wegen so hin- und herstoßen lassen konnte.

Während er sich über diesen Punkt einem unnützen Nachdenken überließ, verwickelten sich seine Füße in einen Strick, welcher quer über die Straße gespannt war, und er fiel der Länge nach auf die Nase hin. Die Freude, welche sich in dem gelben Gesichte des schadenfrohen Weibes darüber zeigte, ließ ihn nicht länger zweifeln, daß sie selbst ihm diese Falle gelegt habe. Sie eilte mit jener Geschwindigkeit, womit die Spinne auf die Fliege los fährt, auf ihn zu, und indem sie sich anstellte, als ob sie ihm helfen wollte, warf sie ihn auf's Neue nieder. Endlich redete sie ihn an:

Scheelsucht. Guten Morgen, mein lieber Fabriz! Ich bin erfreut, Deinem Verdienste meine Bewunderung zollen zu können.

Fabriz. Sie sind gar zu gütig.

Scheels. Ich bedarf deiner Feder. Du sollst mir ein

Pasquill auf ein Weib schreiben, welches sich einbildet, mehr Talent zu besitzen als ich.

Fabriz. Der Himmel bewahre mich davor!

Scheelf. Du spielst den Gewissenhaften, allein man weiß ja, daß Du die Satyre, welche letzthin erschien, verfaßt hast.

Fabriz. Ich, diese platte Skribelei?

Scheelf. Ich habe Deinen Namen als Verfasser genannt und nun sagt mir's die ganze Welt nach.

Fabriz. Das ist Verläumdung.

Scheelf. Eine allgemeine Ausflucht der Schuldigen. Aber was verlierst Du dabei? Thut man etwa unrecht, wenn man die Narren verfolgt?

Fabriz. Ja, man lasse sie ihre Straße unangefochten wandeln. Die Menschlichkeit fordert es und diese ist doch kein Vorurtheil?

Scheelf. Vorurtheil! Gut gesagt. Du bist ein Atheist.

Fabriz. Das würdest Du mir wohl schwer beweisen.

Scheelf. Alles ist bewiesen. Du hast von der Regierung schlecht gesprochen.

Fabriz. Nicht mit einem Worte.

Scheelf. Auch recht, wer schweigt, verschwört sich heimlich.

Fabriz. Ich verschwöre mich nur dazu, je eher je lieber meine Sophie zu heirathen.

Scheelf. Das darf nicht seyn. Ich laufe zu ihr und sage ihr, daß Du zu Grunde gerichtet seist, daß Deine Familie sich dieser Verbindung widersetze, daß Du ein un-

sittlicher, abscheulicher Mensch bist, kurz ich entdecke ihr alle Deine Laster, die Du nicht begangen hast.

Fabriz. Und wie hoffst Du alle diese niederträchtigen Lügen auszuposaunen?

Scheels. Dazu habe ich meine Journale, meine Kupferstiche, meine Anschlagzettel, meine anonymen Korrespondenzen.

Fabriz. Ich setze ihnen meine Unschuld und meine Tugend entgegen.

Scheels. O der starken Waffen! ich zerbreche sie lachend, ich zerreiße Deinen guten Namen, erfinde Laster, die Verläumdung vergrößert sie, die Gleichgiltigkeit wiederholt sie und alle Welt endet damit, mir Glauben beizumessen. Geh, lieber Fabriz, und hänge dich auf, das ist noch die einzige Zuflucht, die Dir übrig bleibt und die ich Dir großmüthig lassen will.

Fabriz. Aber warum hassest Du mich denn?

Scheels. Weil Du lebst.

Fabriz. Das ist zu arg, aber warte, ich will Dich entlarven, schreckliche Furie!

Scheels. Herbei, herbei ihr Leute! ergreift diesen Elenden, er hat drei Weiber getödtet, er hat einen öffentlichen Brunnen vergiftet, er hat —

Fabriz. Schweige doch, schon sammelt sich das Volk um mich.

Scheels. Desto besser, so wirst Du bald zahm werden. (Sie schreit noch lauter.) Er hat Dörfer verbrannt. Seht sein bleiches Gesicht an, es bezeugt seine Verbrechen.

Fabriz. Schreckliches Weib, ich weiche Deiner Macht. Dein hageres blasses Angesicht verräth eine schlechte Gesundheit. Nimm einige Jahre von meinem Leben und vergiß mich.

Scheelf. Was soll ich mit Deinen Lebensjahren anfangen? Ich sterbe ohnedies nie, allein da Du dadurch verlierst und um so viele Jahre weniger zu leben hast, so will ich mir das Vergnügen machen.

Fabriz. Zwei Jahre, glaub' ich, sind genug.

Scheelf. Elender! weißt Du nicht, daß ich Dich tödlich verwunden kann? und zwar so, daß, wenn Du auch zehn Jahre gelitten, alle Heilmittel versucht und es endlich dahin gebracht hast, daß sich ein Häutlein über die Wunde zieht, die Narbe doch immer noch sichtbar bleibt. Übrigens, da Du nur ein ganz gemeiner Mensch bist, der nie bei Hofe war, so laß ich dich für sieben Jahre laufen.

Fabriz. In's Himmelsnamen, es sei!

Scheelf. Weil nun der Friede zwischen uns geschlossen ist, so höre mich: wenn Du einige Nebenbuhler auf Deinem Wege triffst, so laß mich es wissen, ich will den Weg glatt machen.

Nun fing es Fabriz an zu bereuen, daß er den Lehren seines guten alten Vaters nicht gefolgt, und eine Stadt vermieden hatte, in welcher alle Schrecken hausten. Wäre der Weg, den er schon zurückgelegt hatte, nicht länger und gefahrvoller gewesen, als jener, den er noch zu machen hatte, er wäre auf der Stelle umgekehrt; allein das ist das unglückliche Loos des Sterblichen, daß ihm die Erkenntniß erst dann kommt, wenn die Übel schon unvermeidlich geworden sind.

Fabriz verdoppelte nun seine Schritte, um das Ende der Stadt und Sophiens Haus schneller zu erreichen, allein plötzlich stellte sich ihm neuerdings ein Weib in den Weg.

Fabriz. Geben Sie Acht, Madame! Sie treten mir ja auf die Füße.

Gicht. Das ist nur eine kleine Schelmerei, mein Lieber!

Fabriz. Bewahre mich Gott vor solchen Schelmereien! Sie haben ja einen eisernen Huf. Ich bin ganz gelähmt. (Er setzt sich auf eine steinerne Bank vor einem großen Hotel.)

Gicht. Daran mußt Du Dich gewöhnen, mein guter Freund.

Fabriz. Entferne Dich, oder fürchte meinen Zorn.

Gicht. Du stößest mich von Dir, Undankbarer? Meine Liebkosungen sollen Dich entwaffnen.

Fabriz. O Himmel! wie wird mir? Ich fühle unleidliche Schmerzen, meine Finger krümmen sich zusammen.

Gicht. Zärtlicher Freund, schon durchdring' ich Dich.

Fabriz. Ich bitte Dich um Gotteswillen, verlaß nur meine Hände und meine Füße schnell wieder.

Gicht. Recht gern, mein Schatz! dafür will ich in deinen Magen oder in deinen Kopf steigen.

Fabriz. Nein, nein!

Gicht. So bleib' ich, wo ich bin.

Fabriz. Welch ein Schmerz! Feurige Nadeln durchstechen mein Mark, meine Gebeine lösen sich aus einander. Weiche von mir, höllische Furie!

Gicht. Schrei nur immerhin, mein Kind, wenn Dich das trösten kann; beschimpfe mich, so viel Du willst, ich liebe Dich darum nicht minder.

Fabriz. Du schickst mich mit Deiner Liebe noch zum Teufel.

Gicht. Du glaubst also nicht, mein Pipchen, daß ich Deine beste Freundin bin?

Fabriz. Du gibst mir schöne Beweise davon.

Gicht. So wisse denn, was ich für Dich thun kann. Urtheile aus den Leidenschaften der Jugend, zu welchen Ausschweifungen die Menschen gelangen würden, wenn ich ihnen nicht ein Ziel setzte. Ich räche die Völker und bin die Schützerin des Mannesalters. Wenn noch eine Tugend auf der Erde übrig bleibt, so dankt Ihr sie mir und meiner jüngeren Schwester, der Amerikanerin.

Fabriz. Ich will weder von Dir noch von Deiner schrecklichen Familie etwas wissen. Ich gehe, um meine Sophie zu heirathen.

Gicht. Nun so gehe hin und heirathe.

Fabriz. Ja, wenn ich nur gehen könnte, ich kann ja gar nicht auf den Füßen stehn. Ach, meine gute Frau! jeder Mensch will leben und Sie wohl auch. Nehmen Sie so viele Jahre von meinem Leben, als Sie wollen, und lassen Sie mich dann ruhig Hochzeit machen.

Gicht. Ich will Mitleiden mit Dir haben, höre! Alle übrigen Krankheiten, meine Freundinnen, haben mir ihre Rechte auf Dich übertragen. Ich bin aber gut und nehme nur drei Jahre für uns alle.

Fabriz. O recht gerne, jetzt seh' ich erst, daß Du wirklich meine Freundin bist.

Gicht. Halt! langsam! Diese drei Jahre kommen auf Rechnung der Natur, jetzt müssen wir erst für die Ärzte handeln.

Fabriz. Wie? Du verwendest Dich auch für diese? Ich hätte geglaubt, sie wären Eure größten Feinde.

Gicht. Im Gegentheile, wir sind recht gut mit einander. Die Krankheit nährt den Arzt, der Arzt nährt die Krankheit.

Fabriz. Nun, so laß hören, wie viele Jahre meines Lebens forderst Du für die Ärzte?

Gicht. Warte, ich habe hier den Tarif. Natürliche Krankheit: drei Jahre. Supplement der Arzneikunde fünf Jahre. Systeme zwei Jahre. Zusammen zehn Jahre.

Fabriz. Aber das ist ja kein Verhältniß. Die Arzneikunde muß von einem Juden erfunden seyn.

Gicht. Dieser Tarif gilt auch nur für das gegenwärtige Jahr; je klüger diese Herren werden, desto mehr nimmt ihr Antheil zu.

Fabriz. Wenn's nicht anders seyn kann, in Gottesnamen! Adieu, Frau Gicht, und auf immer.

Gicht (weinend). Adieu, mein lieber Freund! suche in der Philosophie jene Stütze zu finden, welche Du an mir verlierst.

So oft Fabriz eine Unbesonnenheit begangen hatte, ließ er unmittelbar darauf eine Überlegung folgen; allein daraus entstand immer mehr Furchtsamkeit als Entschlossen-

heit. Auf der andern Seite hatten seine Beine, obschon von Schmerz jetzt befreiet, eine Schwächlichkeit zurück behalten. Sein Geist war eben so angegriffen als sein Körper, er blieb daher unbeweglich auf der Bank sitzen, als sich plötzlich die Thüre des Pallastes krachend öffnete. Heraus trat eine Dame von imponirendem Äußern. Ihr Kopf neigte sich stolz dem Rücken zu, obschon Kenner behaupten, er sitze nicht ganz fest auf den Schultern. Ihr Kleid war reich gestickt, doch nicht so lang, daß man unter den Fransen einen platten Fuß und eine unordentliche Unterkleidung hätte übersehen können, welche von einer zweifelhaften Abkunft und gemeinen Gewohnheiten zeigten. Diese große Dame nannte sich Habsucht oder nach Andern Ehrsucht.

Als sie den armen erschöpften Fabriz bemerkte, zog sie aus ihrem Busen ein prächtiges Fläschchen von Agath, füllte dasselbe mit einem schäumenden Geiste und reichte es dem Matten, der es begierig ergriff, aber doch nur wenige Tropfen erhaschen konnte, da der größere Theil des Geistes schon verflogen war, bevor er das Fläschchen zum Munde brachte. Doch selbst dieses Wenige that gute Wirkung. Fabriz fühlte sich alsbald seltsam begeistert.

Ehrsucht. Willst du mir etwas Angenehmes erweisen?

Fabriz. Ich bin bereit, Gleiches mit Gleichem zu vergelten.

Ehrs. Die Frau des Ministers hat ihr Hündchen verloren, welches sie sehr liebte. Verfasse eine Elegie auf das Thier! Reime selbst oder stiehl!

Fabriz. Ich hab' ein Büchelchen im Sacke, worin

ein ähnliches Gedicht enthalten ist, allein ich wage nicht davon Gebrauch zu machen; denn der Verfasser lebt noch.

Ehrs. Desto besser, desto unbekannter wird das Werk seyn. Folge mir!

Fabriz. Ich werde mich nicht darein schicken können, durch diese niedere Schlucht mit Ihnen zu gehen, ich schlage gerne den geraden Weg ein.

Ehrs. Bücke Dich und krieche.

Fabriz. Wer ist der grobe Mensch dort oben am Fenster, der mich auslacht und mit Koth bewirft?

Ehrs. Bedanke Dich dafür, der Mensch ist ein Kammerdiener.

Fabriz. Aber sehen Sie nur, er hat mir einen Fleck auf meinen Rock gemacht!

Ehrs. Ein Fleck fällt auf, allein wenn er fortfährt, Dich zu bewerfen und Dein ganzes Kleid mit Flecken besäet seyn wird, so wird's kein Mensch mehr bemerken.

Fabriz. Es sammeln sich ja eine Menge Menschen vor der Thüre, wie kann ich eintreten.

Ehrs. Schlage, stoße, beiße, morde!

Fabriz. Ich erliege dem Schlafe, dem Hunger und dem Durste.

Ehrs. Wache, dulde und lache!

Fabriz. Und wenn ich eingetreten seyn werde?

Ehrs. So horche auf die alten Herren, unterhalte die alten Frauen, wirf Dein Geld den Weibern und Deine Ehre den Männern hin, schmeichle der ganzen Welt und liebe Niemanden als dich selbst.

Fabriz. Und wird diese schwere Übung lange dauern?

Ehrs. Dein ganzes Leben hindurch.

Fabriz. Aber was ist dann mein Lohn?

Ehrs. Die Einen jagen nach Gut, die Andern nach Ehre. Ich schwinge die große Fackel, welche die Ersteren mit Asche, die Letzteren mit Rauch bedeckt und alles ist gethan. Blicke hin auf jenen glänzenden Nebel, auf jene goldenen Blumen, jene Lorbeerwälder, jenen Strom von Verehrern, jene Paläste und Triumphwagen, sieh dort jene göttlichen und doch so menschlichen Weiber!

Fabriz. Genug, laß mich nur zu Athem kommen. Ach! warum habe ich unter allen diesen Gütern, welche Du mir zeigtest, Sophien nicht gesehen?

Ehrs. Auf ihren Besitz mußt Du Verzicht leisten.

Fabriz. O ich Unglücklicher!

Ehrs. Komm, die Zeit drängt.

Fabriz. Kann ich Sophien verlassen? Ich würde nimmer ruhig seyn, mein Gewissen —

Ehrs. Das Gewissen laß bei Seite, damit kommst Du nicht weit.

Fabriz. O so laß mich los, ich will Dir dafür alles zugestehen, was Du verlangst.

Ehrs. Das würde Dir zu hoch zu stehen kommen. Ich lasse meine Sklaven nicht wieder los, mein Reich dauert länger als jenes der Hoffnung. Schon lange liegt einer meiner Anhänger im Staube und noch immer thron' ich auf dem Marmor seines Mausoleums.

Fabriz. Ende, ich bin zu Allem entschossen.

Ehrs. Erhebe Dein Haupt und sieh mir starr in's Antlitz! — Gut, Du mußt mir fünfzehn Jahre Deines Lebens geben.

Fabriz. Das ist doch wirklich zu viel.

Ehrs. Feilsche nicht, ich bin unersättlich, und wenn Du nicht sogleich einwilligest, so begehre ich mehr.

Fabriz. Ich werde von hier aus schon Sophien's Haus gewahr. Nun wohlan, so nimm die fünfzehn Jahre und lebe wohl! (er entfernt sich schnell.)

Ehrs. Wie er davon fliegt! Glückliche Reise!

Diesmal dachte Fabriz über das Vorgefallene gar nicht nach. Der Anblick von Sophien's Haus erfüllte seine ganze Seele mit freudiger Hoffnung, er lief schnurgerade darauf zu und berührte schon mit seinem Fuße die Schwelle, als sich ihm ein Weib in den Weg warf, welches grinsend lächelte und eine Scheere in der Hand hielt. Fabriz schauderte bei ihrem Anblicke.

Die Parze. Halt!

Fabriz. O Himmel! immer Frauen, und nie die meinige.

Parze. Folge mir!

Fabriz. Hier ist Sophien's Haus, schon steh' ich am Thore, laß mich ruhig hineingehen.

Parze. Nein.

Fabriz. Ich muß, und sollt' ich mein Leben dafür hingeben.

Parze. Du hast nichts mehr zu geben.

Fabriz. Wie?

Parze. Sieh dieses Register, es enthält die Bilanz Deines Lebens. Das Schicksal bestimmte Dir 69 Lebensjahre. Diesen Morgen, als Du die Stadt betratest, zähltest Du . . . . 20 Jahre.

Du gabst	der Mode	4	„
	der Sinnlichkeit	8	„
	der Gerechtigkeit	5	„
	der Scheelsucht	7	„
	der Gicht	10	„
und	der Habsucht	15	„
	Zusammen	69	Jahre.

Deine Rechnung ist abgeschlossen. Krack! (sie macht einen Schnitt mit der Scheere.)

Fabriz. Ach Soph — — —

Er vermochte den Namen nicht mehr ganz auszusprechen und fiel an der Schwelle der Thüre entseelt nieder. Sogleich liefen die Arzneikunde und die Andächtelei herbei; die Erste, um mit einer wichtigen Miene zu verkünden, daß er wirklich todt sei, die Zweite um mit Thränen zu beklagen, daß er verdammt sei.

Armer Fabriz!

Dennoch war sein schneller Tod noch ein Glück für ihn; denn er verhütete, daß er sein größeres Unglück nicht kennen lernte. Während er nämlich die Stadt durchstrich, hatte sich Sophie mit einem Andern verheirathet, der, klüger als Fabriz, den Weg um die Stadt wählte.

Jenen, welche eine Geschichte immer bis zum letzten Fäserchen ausgesponnen haben wollen und sich gar nichts

selbst dazu denken können, will ich noch sagen, daß aus dieser Vermählung Sophien's, ich weiß nicht, wie viel schöne Kinder und all das Glück entsprang, welches sich gewöhnlich am Ende aller Märchen in Hülle und Fülle findet.

Fabriz aber wurde beerdigt.

Der Nagelschmied zu Paris.

Biographische Skizze zur Bedachtnahme für Väter und Söhne.

In meinem fünfzehnten Jahre war ich so Einer von den jungen Bengeln, die überall aus wollen und nirgend an wissen, die sich der Liederlichkeit hingeben ohne Vergnügen, bloß weil sie darin eine Auszeichnung suchen. Mein Vater, der in hohen diplomatischen Würden stand, hatte mich auch zu diesem Zweige gegeben und mich einem Vetter empfohlen, der damals Sekretär im Ministerium war. Wir wohnten in der Straße d'Antin und ich mußte immer, wenn ich ins Bureau ging, den Garten der Tuilerien passiren. Im Sommer fand ich dort Ballonspieler, im Winter Schlittschuhläufer. Darum studirte ich dort lieber als in der Kanzellei. Ich kam gewöhnlich in das Bureau, wenn die Andern fortgingen, und des Abends ging ich mit meinen Kameraden dahin, wo mich mein Vater nicht hinwünschte, obwohl er mich oft zu allen Teufeln wünschte.

Ich verspielte zwei der schönsten Pferde aus meines Vaters Stall, und eines Tages maulschellirte ich sogar den vorgeblichen Bruder einer Freundin meines Vaters.

Mein Vater, der über väterliche Autorität ganz andere alte Ideen hatte, als ich, schwur endlich, er wolle mich ge=

wiß zu Paaren treiben, und ich will erzählen, was für einen Plan er faßte, und wie er ihn ausführte.

Ich kam eines Abends, wie gewöhnlich sehr spät, und etwas glühend vom Champagner, den wir bei einem politischen Feste in Hülle und Fülle getrunken hatten, nach Hause, nahm im Vorzimmer das Licht, um mich in mein Gemach zu begeben, da trat mein Vater plötzlich vor mich hin, mit einer ernsthafteren, strengeren Miene als gewöhnlich und sprach nur die Worte zu mir: „Du wirst morgen Punkt 8 Uhr bereit seyn, um mir aus dem Hause zu folgen!“ Ich konnte nichts als die Worte: „Sehr wohl, mein Vater,“ stottern, und als ich mich ihm nahen wollte, um ihm die Hand zu küssen, wies er mich zurück und sagte: „Das ist nicht nothwendig.“ Meine Knie schlotterten, das Licht zitterte in meiner Hand, Thränen netzten meine Augen, und ich bot ihm eine gute Nacht, die er mir trocken erwiederte, und dann ging.

Ich schlief elend, und böse Träume beunruhigten mich. Um 7 Uhr — eine unerhörte Sache für mich — war ich schon auf den Beinen. Es schlug 8 Uhr, als der Kammerdiener meines Vaters in mein Zimmer trat und mich fragte, ob ich bereit sei? „Der Herr erwartet Sie im Speisesaale,“ sagte er. Ich folgte dem Abgesandten und fand meinen Vater am Tische bei einer Tasse Chocolade. Er gab mir ein Zeichen, auch zu frühstücken. Sein Gesicht hätte Jemand den Appetit benommen, der noch zehnmal mehr gehabt hätte, als ich. Es schnürte mir die Brust gewaltig zusammen. Endlich stand mein Vater auf, verlangte seinen Hut, gab mir ein Zeichen, den meinen zu nehmen, und wir gingen.

Das Cabriolet erwartete uns am Thore, wir stiegen stillschweigend ein, und kamen eben so stillschweigend auf den **Quai de la Vallée.** Einige Schritte vor dem Platze du **pont St. Michel** hielt mein Vater, gab mir ein Zeichen auszusteigen, stieg selbst aus und gab das Leitseil seinem Kutscher, dem er zu warten befahl.

Wir gingen über den Platz, ohne etwas zu sprechen, und wandten uns nach der Straße Huchette. In dem Augenblicke, als wir diese Straße betraten, die ich Niemand beschreiben will, blieb ich stehen, und meinen Vater betrachtend, fragt' ihn mein Auge: „Was wollen wir in dieser abgelegenen, unsaubern Straße?“ er aber ging weiter und schien Jemand zu suchen. Endlich näherte sich uns ein gemeiner Kerl, in einen Kittel gehüllt und einen Prügel in der Hand, und hustete. Mein Vater ging geschwinder, ich folgte ihm, aber zu gleicher Zeit glaubte ich eine zweite Frage wagen zu dürfen: „Glaubst du nicht, lieber Vater,“ sprach ich mit wankender Stimme, „daß ich durch diesen Spaziergang meine Amtsgeschäfte versäumen werde?“

„Wird nicht das erste Mal seyn?“ antwortete er trocken, „und auch nicht das hundertste Mal,“ dachte ich bei mir selbst, und schwieg. Wir mochten nun in der Mitte der Straße seyn, als sich meinen Blicken ein Nagelschmiedsladen zeigte. Mein Vater hielt an, und nachdem er ganz höflich mich voraus hineingehen geheißen, folgte er mir.

„Guten Morgen, Bürger!“ grüßte er, und eine grobe Stimme gab ihm den Gruß zurück.

„Du wirst mich hier erwarten,“ sprach dann mein Va-

ter. — „Ich?“ — „Ja, du. — Adieu, Citoyen!“ und dieselbe grobe Stimme brummte unter einem Ofen, dessen Blasebalg von einem Knaben in Lumpen getreten wurde, hervor: „Adieu, Citoyen!“ Mein Vater verschwand in diesem Augenblicke. Ich wollte ihm trotz seines Verbotes folgen, als der Kerl im Kittel, den ich schon früher auf unserm Wege gesehen hatte, mir den Weg versperrte und sagte: „Da geblieben, junger Schalk!“

Ich zitterte vor Schrecken; denn seine nervige Hand wollte mich berühren. Kalter Schweiß rieselte über meinen ganzen Körper, denn die Wahrheit, die entsetzliche Wahrheit fing in meinem Kopfe zu dämmern an.

„Nur da geblieben, und ohne alle Umstände!“ wiederholte die Stimme hinter dem Ofen.

Ich kehrte mich um und gewahrte einen kleinen dicken Mann, mit struppigen Haaren und einer wahren Rhabarbermiene; er hatte eine kurze Tabakspfeife im Munde, die Arme bloß bis zum Ellenbogen, und in der rechten Hand einen Hammer.

Es war der Citoyen Nagelschmied, nun mein Lehrherr. Neben ihm stand ein Korb voll Kohlen. Der Cyklop nahm ihn, schüttete die Kohlen auf die Erde, und indem er mir mit dem Finger darauf zeigte, sprach er: „Niedergesetzt!“

„Ich danke.“

„Nun — wie Ihr wollt, aber seht, es könnte etwas lange währen, bis der Papa kommt.“ Und bei diesen Worten fletschte der Citoyen Nagelschmied grinsend die weißen Zähne, und da ich noch immer zögerte, faßte er mich bei

beiden Schultern, und drückte mich auf den Kohlenhaufen nieder.

„Da Sie meinen Vater kennen, mein Herr, so wissen Sie auch vermuthlich, wohin er jetzt gegangen ist?“ fragte ich.

„Nach Hause vermuthlich.“

„Ohne mich?“

„Hm! vielleicht will er den jungen Herrn hier bei uns lassen!“

„Mich? — hier?“

„Nun, und warum denn nicht?“

In diesem Augenblicke schlug eine hölzerne Wanduhr 9, dann schrie ein Guckguck neunmal und eine große, hagere Figur in der Kleidung eines Weibes trat herein, drei ungeheure Stücke Brot in der Hand haltend, welche in der Mitte ausgehöhlt und mit gemeinem stinkenden Schmierkäse verkleistert waren. Es war des Nagelschmieds Frau; sie gab das größte Stück ihrem Manne, das zweite ihrem Sohn, der ohne was zu sprechen, den Blasebalg weiter trat, und das dritte bot sie mir.

Nun fiel das Band vollends von meinen Augen, ich begriff die Absicht meines Vaters ganz. Er wollte einen Nagelschmied aus mir machen. Aber ich hatte ihn auch auf das Äußerste getrieben. — Ich weinte bitterlich.

Acht Tage vergingen so; ich mußte abwechselnd mit dem Sohne vom Hause auch den Blasebalg treten, Kohlen tragen, schüren, Nägel klopfen und sortiren u. s. w. Ich arbeitete da, aß da, schlief da, und in den Ruhestunden

durfte ich mich höchstens unter der Aufsicht des Herrn oder der Frau in den Hof setzen und mit den Nachbarn schwätzen. Ein paarmal versuchte ich es zwar, zu entwischen, aber wenn es mir auch gelang, unbemerkt aus dem Hause zu kommen, so faßte mich gleich der verdammte Mann mit dem Kittel, und das letzte Mal zog er mir auch die Ohren dabei so martialisch, daß ich alle Lust zur Freiheit verlor.

Nach einem Monate kam mein Vater, mich zu sehen. Ich brach bei seinem Anblicke in einen Strom von Thränen aus. Er aber fragte mich ganz kalt, wie es mir gehe? drückte mir zwei Sechsfrankenstücke in die Hand und wünschte mir wieder wohl zu leben.

Zwei Monate nachher kam er wieder und meldete mir, daß ich am nächsten Tage (es war ein Sonntag) unter Aufsicht nach Hause gebracht werden würde, um einen Tag dort zuzubringen. Ich einen Tag im Hotel meines Vaters zubringen, in Hemdeärmeln mit vom Ruße geschwärzten Händen und dem ledernen Schurzfell? Wirklich sah ich Sonntags früh den Kammerdiener meines Vaters kommen, einen Bündel unter dem Arm tragend, woraus er mir Kleider gab. Pierre führte mich erst ins Bad und dann nach Hause, wo ich dann doch, Gott sei Dank, keinem Nagelschmiedsjungen mehr ähnlich sah.

Mein Vater sagte mir, daß er heute bei Barras speisen, und mich mitnehmen werde. Nachdem er mir sehr empfohlen hatte, meinen Anzug zu wählen und über meine Sitten zu wachen, verließ er mich. So sprang ich aus der Straße Huchette nach dem Schlosse Luxembourg in die Säle eines Volksdirektors.

Man speiste um 4 Uhr. Ich fuhr mit meinem Vater hin, der mir auf dem Wege sagte, daß dort ein Dutzend Gäste seyn werden. Was man kaum glauben wird, und was doch die lauterste Wahrheit ist war das, daß mein Vater versprochen hatte, mich mitzubringen, um der Gesellschaft einen Spaß mit mir zu machen. Man wird gleich sehen, was man mit mir trieb.

Mein Vater war im Ganzen ein sehr jovialer Mann, und es war nicht das erste Mal, daß ich mit ihm bei Barras speiste. Beide waren durch die innigste Freundschaft verbunden, und ich hatte oft mit den Kindern des Hauses gespielt. Ein einziger Gast war schon zugegen, als wir eintraten, und das war Herr von Talleyrand. „Ah, das ist ja der kleine Gustav! Wo zum Henker haben Sie denn gesteckt, mein Junge, daß man Sie so lange nicht gesehen hat?“ Ich wurde bis hinter die Ohren roth und blickte meinen Vater mit einer flehenden Miene an, für mich zu antworten.

Mein Vater, mit einem wunderschönen Windhunde beschäftigt, den der Herr vom Hause erst bekommen hatte, sah meinen ängstlichen Blick nicht, oder wollte ihn nicht sehen.

Herr v. Talleyrand wiederholte seine Frage, und ich antwortete: „Ich komme eben vom Lande“ (es war im Monate December).

„Vom Lande? so? jetzt? und mit wem?“

Neues Erröthen, neuer Blick auf meinen Vater, der nicht antwortet.

„Und,“ fuhr er nach einer Pause fort, „wie stehen die

Studien? Haben wir in der Diplomatik schon den Nagel auf den Kopf getroffen? He! he! he! Wie alt sind wir denn?“

Bald sechzehn Jahre.“

Er drehte sich um vor mir und stellte sich an, als ob ein harter Körper ihm an die Schuhe stieße. Zu Barras gewendet, rief er: „Freund! Sie haben da Nägel in Ihrem Parquet.“

„Nägel?“ fragte der Direktor.

„Nägel?“ fragte auch mein Vater, der nun die Hündin zu liebkosen aufhörte.

Dreimal das Wort Nägel hinter einander! Ich stand, wie bei meinem Nagelschmied, auf Kohlen.

„Apropos!“ fragte Talleyrand, „wo waren Sie auf dem Lande, mein Freund? Ihr Vater hat ja ein Landhaus in Saint-Cloud *).“

Mein Vater hatte wirklich dort ein Haus, und ich machte ein bejahendes Zeichen, noch stärker erröthend.

In diesem Augenblicke wurde ein neuer Gast angemeldet; ich glaubte nun, man würde sich nicht weiter um mich bekümmern und mich zu Athem kommen lassen. Kaum hatte der Angekommene, es war der Maler Isabey, den ersten Höflichkeitsbezeigungen Genüge geleistet, als ihm Barras einen Kupferstich an der Wand des Salons zeigte. „Sehen Sie hier, mein lieber Künstler,“ sprach er, „Ihr neuestes

---

*) Saint-Cloud, ein königliches Schloß bei Paris, und clou, ein Nagel.

Meisterstück, ich wollte einen der ersten Abdrücke davon haben, er ist vor der Schrift.“ — „Das ist sehr galant,“ antwortete Isabey, „aber das Bild hängt zu hoch, wer zum Henker hat den Nagel eingeschlagen?“ — „Welchen Nagel?“ — „Nun den Nagel, woran der Rahmen hängt.“ — „Und was fehlt ihm denn, dem Nagel?“ fragte mein Vater, das Wort mit einem Lächeln auf mich betonend.

Mir, dem armen Schlachtopfer, drang der Nagel mitten ins Herz. Vier Männer gegen ein armes Kind!

Während des Essens ließen sie mich in Ruhe, und ich hatte Ursache zu glauben, der Friede werde nicht mehr unterbrochen werden. Da meldete man den Citoyen Bonaparte. Er wird eingeführt, empfängt einen Stuhl und ein Glas Champagner, und bald kommt er in ein sehr lebhaftes Gespräch mit Carnot, auch einem der Gäste, über die Feldartillerie. Bonaparte entwickelt die tiefsten technischen Kenntnisse, und bietet eine Wette an, daß er die Zahl der einzelnen Stücke, ja die Zahl der Nägel angeben wolle, die bei Verfertigung einer Laffete nothwendig seien. Dieß Thema bringt nun die ganze Gesellschaft wieder auf das Terrain meines Märtyrthums, und Bonaparte, der nicht mit im Komplote gegen mich war, sieht mich erbleichen, und fragt mich, ob ich mich unwohl befinde.

Wirklich war man gezwungen, mich nach Hause zu bringen, wo mich ein starkes Fieber befiel, und ich mehre Wochen krank darnieder lag. Während meiner Krankheit besuchte mich mein Lehrherr Nagelschmied.

Als ich wieder gesund wurde, bat ich meinen Vater auf den Knien, mich nicht mehr in die Straße Huchette zu schicken; er gestand es mir zu. Ich wurde der fleißigste junge Mensch im ganzen diplomatischen Bureau und liebte und ehrte meinen Vater bis an seines Lebens Ende. Dem Hinübergegangenen danke ich jetzt noch die grausame, aber sehr heilsame Lehre.

Peter=Paul und Paul=Peter.

Novelle.

I.

Zu Ende des Monats December im Jahre 1807, in einer Nacht ohne Mond und Sterne, geschah es in der Stadt Bourges, welche schon bei Tage still und menschenleer war, bei Nacht aber gar einer ausgegrabenen Stadt in der Umgegend eines Vulkans glich, daß eine schwere Karosse vor den Stufen der Kirche St. Etienne hielt, einer Kathedrale, wie es nur zwei in der ganzen katholischen Welt gibt. Dieser Wagen gehörte vermuthlich einer nicht einheimischen und sehr reichen Familie, denn die Wagenthüren waren mit breiten Schildern versehen, worauf Wappen prangten, zwei große Lakeien mit galonnirten Hüten standen hintenauf, Tigerhäute deckten die Rücken der Pferde, und in einen ganzen Bär war der Kutscher gehüllt.

Einige Sekunden bevor der Wagen hielt, sprangen die beiden Lakeien herab; einer öffnete den Wagenschlag und ließ den Fußtritt herunter, der mit einem türkischen Teppich belegt war, während der Andere eine Pechfackel schüttelte, um die Kirchentreppe zu beleuchten.

Dann stiegen aus: ein noch junger Mann, welchen an seiner Kleidung und seinem Benehmen Jedermann für den Eigenthümer der Equipage angesehen haben würde, dann ein gepuderter Alter mit einem Weingesichte, großen Händen und einer ehrfurchtsvollen Dienermiene, ferners eine Frau, die älter aussah, als sie vielleicht war, im violettseidenen Kleide und einer Spitzhaube, weiters noch eine Frau, eine frische aber häßliche Bäuerin, etwas Dickes und Weißes vorsichtig in den Armen haltend, und endlich ein schwarzgekleideter Priester. In Allem fünf Personen.

Der Wagen stellte sich etwas weiter auf, und die fünf Personen sammt den zwei Lakeien traten unter eine kleine Vorhalle der Kirche, wo sie der Pförtner und Kirchendiener in ihren Amtskleidern erwartete, um sie in das Schiff der Kirche zu geleiten, welches nur hier und da von halb erlöschenden Ampeln erleuchtet war.

Der ganze Zug war traurig, ging stillschweigend und mit gesenkten Häuptern vorwärts, und man vernahm nichts anderes als den Wiederhall ihrer Tritte. Endlich öffnete der Pförtner die Sakristei und trat zur Seite, um die Personen, welche meine Leser kennen, eintreten zu lassen.

Man näherte sich einem kleinen Feuer, welches sich in dem ungeheuren Kamin wie ein beleuchteter Ball im Gewölke verlor, und eine Stimme sprach zum Priester:

Herr Vikarius, ich bringe Ihnen in aller Eile meine zwei neugebornen Söhne, damit Sie sie zu Christen weihen. Wer weiß, ob sie es noch erleben, getauft zu werden. Und Thränen brachen aus den Augen dieses Vaters, und als die Wärterin die gestickten Schleier und die Windeln

aus einander schlug, wandte sie sich weg und bedeckte das Gesicht mit ihren Händen.

Man sah beim Scheine der Wachskerzen zwei schöne Kinder auf dem Rücken neben einander liegend, und ihre vier Beinchen mit jener linkischen Anmuth in einander kreuzend, welche wir mit sechs Monaten schon verloren haben. Aber man gewahrte an ihnen nur zwei Arme, und nur wenn man sie recht nahe betrachtete, bemerkte man, daß sie sich mit den andern beiden rückwärts umschlungen hielten. Dann sah man auch etwas Fremdartiges in den immer gemeinschaftlichen, ähnlichen Bewegungen der beiden Brüder, man sah mit Staunen, daß, in welcher Lage sie sich auch befanden, ihre beiden Körper immer denselben Zwischenraum behaupteten, vier Zoll, nie mehr, nie weniger. Endlich entdeckte man (und dadurch erklärten sich auch die Thränen des Vaters mit einem Male), daß Einer an den Andern über den Hüften angewachsen war.

Ein schmerzhaftes Beben bemächtigte sich aller Gegenwärtigen. Als es darauf kam, die Zwillinge zu benennen, wandte sich der alte Diener und die Gouvernante zu ihrem Herrn, der, ohne die Blicke zu erheben, sprach: Peter-Paul und Paul-Peter. Peter-Paul derjenige, der die Bernsteinkette um den Hals hat.

Peter-Paul und Paul-Peter wurden nun getauft und der Zug setzte sich wieder in Bewegung in derselben Ordnung und mit derselben Traurigkeit.

Der Leser begreift nun wohl, warum diese Taufe so geheimnißvoll vollzogen wurde. Es gibt Unglücksfälle, welche mit Schande verschwistert sind, und Schande ist das größte

Unglück. Diese Zwillinge mit ihrer sonderbaren körperlichen Vereinigung würden, wenn sie von armen Ältern geboren worden wären, einträgliche Phänomene geworden seyn, aber als Sprößlinge eines hochgeachteten Hauses mußten sie der Welt verborgen bleiben.

„Zum Hotel!“ rief ein Lakei, und der Wagen rollte dahin. Der Kutscher, um den Weg abzukürzen, wollte eine andere Straße fahren, aber die Nacht war so finster, daß er sich in den Gassen verirrte, die er wenig kannte. Drei Mal kam er an den großen Gärten des Erzbisthums vorbei, endlich kam er bei dem ärmlichen Hause vorüber, wo der berühmte Bourdaloue geboren wurde, erkannte sich da, hieb tüchtig in die Pferde und in weniger als einer Minute trat die ganze Taufgesellschaft in ein großes Thor ein, welches sich hinter ihr wieder schloß.

Die Eltern, von einer Reise nach dem mittägigen Frankreich zurückkehrend, hatten in Bourges bei alten Freunden, welche sie seit ihrer Auswanderung nicht gesehen hatten, einige Zeit zugebracht. Die Mutter glaubte noch genug Zeit zu haben, um nach Paris zu gehen, und dort ihr Wochenbett zu machen, als sie am Ende des siebenten Monats von Wehen befallen wurde, und Zwillinge zu früh auf die Welt brachte, welche — immer zu früh gekommen wären. Die Ärzte erklärten, es sei gefährlich, der Mutter den außernatürlichen Zustand ihrer Kinder zu entdecken. Man fand daher Mittel, ihr die Sache zu verbergen, als sie ihre Neugebornen zu umarmen verlangte, und es war beschlossen, die Kinder alsogleich nach der Taufe mit ihrer Amme, welche als Haushälterin in einem Landhause des Grafen angestellt war,

dahin abreisen zu lassen. Die Gräfin war leicht zur Einwilligung zu bestimmen, weil sie die Amme als eine brave Frau kannte, und ihr Gemahl ihr versprach, sie könne, wenn sie wieder vollkommen genesen sei, ihre Kinder sammt deren Wärterin mit sich nach Paris führen. Das Ganze geschah nur, um Zeit zu gewinnen.

Die gute Frau führte daher, mit sehr ausführlichen Instruktionen der Ärzte versehen, ihre beiden Zöglinge mit sich. Der Graf verkündigte seiner Frau die Abreise, sobald es ihm erlaubt war, bei ihr einzutreten, und man beschäftigte sich jetzt nur mit der interessanten Wöchnerin. Aber ungeachtet aller Pflege und Vorsicht zeigte sich doch schon am dritten Tage ein sehr heftiges hitziges Fieber, welchem die Gräfin unterlag. Zehn Jahre hatten die beiden Gatten den Himmel beschworen, ihnen Kinder zu schenken — und nun! — Der unglückliche Gatte war fast wahnsinnig vor Schmerz. Er nahm Abschied von seinen Freunden, wollte seine Kinder, welche ihm die Mutter geraubt hatten, nicht mehr sehen, stellte ihnen aber jene Gouvernante zur Pflegerin und Erzieherin auf, welche bereits ihre Taufpathe war. Er wußte wohl, welchen Händen er sie anvertraute, dann eilte er nach Paris, um die Seufzer seines armen Herzens im Kriegsgetümmel zu ersticken. Er machte den Feldzug von Rußland mit, und kam erst im Jahre 1813 wieder nach Frankreich zurück.

Seine väterliche Liebe für seine Kinder verläugnete sich übrigens nie, er sorgte auch in der Ferne für ihre Bedürfnisse und forderte oft und genaue Nachricht über sie. Sie erhielten Besuche von den größten Naturforschern und erfahrensten

Ärzten, welche immer versicherten, sie würden, ja sie müßten in den nächsten Tagen sterben, und von Woche zu Woche lebten Peter-Paul und Paul-Peter fort, und erreichten so, immer fröhlich und wohl, und sich immer umarmt haltend, ihr fünftes Jahr. Glücklicherweise liebten sie sich sehr und das Phänomen ihres Lebens war für die Gelehrten noch größer, als das Phänomen ihrer Geburt. Nach allen Regeln der Physiologie war ihre Existenz eine Absurdität, eine Ungerechtigkeit der Natur, sie ließ sich nur durch ein Wunder erklären, und die Gelehrten glauben an keine Wunder. Ich aber, der ich durchaus nichts von der Anatomie verstehe, und an Alles glaube, will Euch das Wunder besser erklären, als alle Gelehrten.

Die Gouvernante, welche der Graf nebst der Amme bei seinen Söhnen zurückließ, war eines der außerordentlichsten Frauenzimmer hinsichtlich ihres Herzens. Sie hatte ihre Frau, bei der sie schon vor deren Verehelígung im Dienste war, über Alles geliebt, hingegen behandelte auch diese Marie Gareau (so nannte sich das Mädchen) mehr wie eine Freundin, als eine Dienerin. Marie, obschon damals noch sehr jung, war äußerst geschickt und fleißig, aber dabei auch sehr fromm, und man konnte sagen: etwas exaltirt. Sie ging nie aus, als in die Messe, und jeden Abend las sie einige Seiten in der Bibel. Dieses fromme Leben gab ihr Ideen weit über ihrer Sphäre. Man fragte sie in allen Dingen um Rath, ja sie sagte manche Dinge, zur nicht geringen Verwunderung ihrer Umgebung, voraus.

Als ihre Herrin, ihre Freundin, die Gräfin, starb, wäre sie ihr aus Schmerz gewiß bald selbst in die Grube nach-

gefolgt, wenn sie sich von diesem Augenblicke nicht ganz den beiden armen Wesen gewidmet hätte, in welchen ihr die Mutter noch fortzuleben schien. Sie wiegte sie auf ihren Knien, sie wartete und pflegte sie mit aller Vorsicht und Kunst — möchte man sagen; denn sie erfand Kleider, Betten, Stühle und hundert andere Gegenstände, um sie dem sonderbaren Zustand der Kinder anzupassen. Dann betete sie zu Gott, daß er die beiden unschuldigen Würmer möchte leben lassen, selbst so, wie sie waren. Wen wundert es daher, daß Peter-Paul und Paul-Peter fortlebten und gediehen, ungeachtet der Prophezeiung der Ärzte. Die Sorgfalt einer braven Frau ist stärker als alle ihre Orakelsprüche.

Da die beiden Kleinen nie aus dem Hause kamen und nie andere Kinder sahen, so waren sie sich auch ihrer sonderbaren Gestaltung nicht bewußt, sie lachten und spielten, und wenn sie wie aus einem Munde zu ihrer Pflegerin sagten: „Ach gute Marie, wie lieb hab' ich dich, küsse mich,“ dann war Marie auch so fröhlich und glücklich wie sie, und vergaß das Schreckliche ihrer Zukunft.

Eines Tages, es war im Oktober 1812, an einem schönen Herbstmorgen spielten die beiden Kinder im Garten. Der Gärtner hatte unvorsichtiger Weise die Thür offen gelassen, und sie konnten der Neugierde nicht widerstehen, zu sehen, warum sich so viele Leute versammelten, welches geschah, weil heute ein Dorffest gefeiert wurde. Kaum hatten sie einige wenige Schritte gemacht, als zwei andere, etwas ältere Kinder, sie erblickten, mit Verwunderung sie anstaunten, und indem sie dann in ein dummes Gelächter

ausbrachen, zu einander sprachen: „Sieh ein Mal die beiden Mißgeburten,“ dann schrien sie den Übrigen, und Alles lief herbei, um die fremdartigen Geschöpfe zu sehen, und Alles staunte und lachte. Die Zwillinge waren darüber nicht wenig erschreckt, eilten mit Thränen in den Garten zurück, und Peter-Paul sagte zu Marien: „Ach gute Marie! das ist entsetzlich! Als uns die fremden Leute da draußen sahen, schrien sie: Seht die beiden Mißgeburten, und deuteten mit Fingern auf uns, und lachten uns aus, und wir mußten weinen. Was ist denn das, eine Mißgeburt, liebe Marie?“

Marie antwortete nicht und weinte mit ihnen, da fuhr Paul-Peter fort: „Sieh, liebe Marie, ich glaube, das waren Kinder, die nicht brav waren; und die der liebe Herr Gott strafte: denn sie waren nicht vereinigt wie wir beide, sondern weit getrennt, weit, weit von einander. Die müssen sich auch nicht so lieb haben wie ich und mein Bruder,“ und bei diesen Worten umarmten sich die beiden Unglücklichen lange und zärtlich.

Es zeigten sich überraschende Ähnlichkeiten eben so wie frappante Kontraste bei den beiden Brüdern. In ihren Zügen war nichts Gleiches zu finden. Peter-Paul hatte schwarze Augen und Haare, eine Adlernase, einen braunen Teint, breite gewölbte Brust, starke Hände und breite Schultern. Paul-Peter hatte blonde gelockte Haare, hellblaue Augen, rosenrothe Wangen, zarte Glieder und eine schmale Brust, aber die intellektuellen Fähigkeiten, der Ideengang, die Gefühle, die Neigungen, der innere Mensch, Seele, und der Ton der Stimme, alles dies war bei

den beiden Brüdern von einer unbegreiflichen Gleichheit. Die Lehrer, welche ihnen gehalten wurden, glaubten nur einen Schüler zu haben, so begriffen sie Alles zugleich und auf dieselbe Weise. Auch bemerkte man, daß immer beide mit einander krank waren, und auch wieder beide mit einander genasen. Man hätte glauben sollen, es sei nur Ein Leben in zwei Wesen, nur Eine Seele in zwei Körpern.

Alle diese Details, Alles, was die Gesundheit, die Ausbildung, die Studien der Knaben betraf, wurde dem Grafen regelmäßig brieflich mitgetheilt, welcher immer lange Antworten voll guter Rathschläge und voll zärtlicher Vatersorge zurücksandte. Er konnte sich an den Gedanken nicht gewöhnen, Kinder außer dem Naturgesetze zu besitzen.

Indessen setzte Marie Gareau ihre Gebete und ihre frommen Verlobungen fort. Seit einiger Zeit ging sie täglich des Abends in die Dorfkirche, warf sich dort vor dem Bildniß der Gottesmutter nieder, weinte bittere Thränen, und blickte so inbrünstig zum Altar empor, als wolle sie etwas Unmögliches erflehen.

Eines Abends, zu Ende Oktobers 1813, begab sie sich ebenfalls wieder in die Kirche wie gewöhnlich, sie weinte auch wieder, aber es waren nicht dieselben Thränen und sie hing über dem Bildnisse der Gebenedeiten zwei Blumenkränze auf, einen zur rechten, den andern zur linken Seite des Bildes. Dann sah man sie einen dicken Brief in den Postsammlungskasten werfen, worauf sie so leicht athmend nach Hause ging, als ob sie von einer großen Seelenlast befreiet wäre.

Ein Monat — zwei Monate vergingen, keine Antwort auf diesen Brief. Sie wußte nicht, was sie davon denken sollte. Sie vermochte den Knaben keine Antwort zu geben, wenn sie fragten: „Hast du keine Nachricht von dem Vater?“ und doch hatte sie selbst sehnsuchtsvoll darauf geharrt.

Am 1. Jänner 1814 bemerkte sie aus dem Fenster eine Reisekalesche, sie glaubte die Livree des Grafen zu erkennen. Wirklich bog die Kalesche in das Hausthor ein.

„Meine Kinder! Meine Kinder! Euer Vater ist da, kommt in seine Arme.“

Und drei Minuten nachher öffnete Marie Gareau den Wagenschlag und ein schöner blonder Knabe stürzte in die Arme des Grafen.

„Das ist Paul-Peter, Herr Graf, das ist Paul-Peter!“ rief Marie mit von Thränen ersticktem Lachen.

Der Vater sah — sah wieder und traute doch seinen Augen nicht. Dann mit einem Tone der Freude und Bangigkeit schrie er: und Peter-Paul?

II.

„Und Peter-Paul?“ fragte er noch immer wie im Traume, nachdem er den schönen blonden Kopf mit Küssen bedeckt hatte, der auf seiner Schulter lächelte.

„Der Herr Graf haben also meinen Brief vom Oktober nicht erhalten?“ fragte Marie, „ich habe ihn in das Hauptquartier adressirt.“

„Es gibt kein Hauptquartier mehr, und ich habe nichts erhalten. — Aber Peter-Paul?“ fragte der Graf zum dritten Mal voll Schrecken.

„Mein Bruder!“ rief Paul-Peter einem andern Knaben entgegen, der eben herbeilief, „komm doch geschwind, Papa ruft dich.“

Und eine kleine lebhafte braune Gestalt hüpfte in den Wagen und umarmte den staunenden Grafen.

Der Graf glaubte kaum, was er sah. Bald faßte er seine beiden Kinder in seine Arme, und preßte sie mitsammen an sein Herz, als ob sie nur ein Wesen wären, bald stellte er wieder Einen hier, den Andern dort vor sich hin und betrachtete sie mit unruhigem Wohlgefallen, wie ein Wilder, der zum ersten Male Feuer sieht, dann hob er sie empor, und lächelte ihnen stolz entgegen, und dann, sie wieder niederstellend und die Arme kreuzend, stellte er die Frage an Marien: „Sind dies wirklich meine Kinder?“

„Kommen Sie, Herr Graf, steigen Sie aus dem Wagen, und im Hause beim Kamin werde ich Ihnen Alles wiederholen, was ich Ihnen geschrieben habe. Die ehrlichen Leute triumphiren und Gott hilft den Seinigen.“

Und als sie am Kamine saßen, sagte der Graf: „Nun Marie, ich höre.“

„Die Knaben,“ begann Marie, „beklagten sich seit einiger Zeit über Unwohlsein, und sie waren so sonderbar, als wenn in ihnen etwas Außerordentliches vorginge. Sie fielen in eine Art Stumpfsinn, die ich gar nicht begreifen konnte. Ich ließ die Ärzte von Bourges rufen, sie schüttelten die gepuderten Köpfe und sagten Alle: Da ist nichts zu thun, sie müssen mit einander enden. Da betete ich zu der heiligen Jungfrau und ließ Messen lesen, und zündete Kerzen an, wie am Tage ihrer Geburt. Allein die Krankheit dauerte

fort, und sie magerten ab zum Erbarmen. Da machte ich ein Gelübde, ein großes feierliches Gelübde, und — ach Gott! — als ich eines Morgens, wie gewöhnlich, zu ihrem Bette trat, da hob sich Peter-Paul gegen mich empor und reichte mir die Hände, ohne daß sein Bruder sich bewegte, sondern nach der Länge schlafend liegen blieb. Ich glaubte närrisch zu seyn. — Ich schaute, betrachtete sie näher — nichts mehr als eine kleine Wunde in der Seite, und ein langer Streif von schwarzem gestocktem Blute. Ich rief die Ärzte wieder. Sie sagten, ohne zu schauen, daß solche Trennung gar nicht möglich sei. Möglich oder nicht, mir war das einerlei, ich weinte vor Freude; ich dankte dem lieben Gott, und schrieb Ihnen, Herr Graf, jenen Brief, der Ihnen nicht zugekommen ist. Ach, meine armen guten Kinder, wie schön sie nun sind! Ach nun wird sie Niemand mehr auslachen, und sie werden glücklich seyn!“

Der Graf, als er sich dieses Glückes versichert hatte, konnte auch seine Thränen nicht zurückhalten, er wiederholte nur immer: „Ach, wenn meine gute Amalie noch lebte, wie würde sie sich mit mir freuen!“ und seine Thränen flossen häufiger.

„Warum weinst du, lieber guter Vater? Ich will nicht, daß du weinst,“ sprachen die beiden Kinder wie aus einem Munde.

„Unterwerfen Sie sich dem Willen Gottes, Herr Graf,“ fügte Marie bei, und leben Sie für diese beiden Engel, welche eines Vaters so sehr bedürfen.“

„Ja, du hast Recht,“ sprach der Graf, und wischte sich die Thränen aus den Wimpern, „kommt meine Kinder und tröstet mich über den Verlust eurer Mutter.“

Vor Ende des Jänners befanden sich alle zu Paris. Der Graf suchte in seiner zärtlichen Liebe für seine Kinder Vergessenheit der politischen Ereignisse, welche ihn sehr schmerzten. Er widmete sich ganz der Erziehung seiner Kleinen. Mit neun Jahren wußten sie schon sehr Vieles und machten sogar schon Verse. Der Graf, ein großer Freund der Poesie, suchte ihnen Geschmack für die besten Dichter beizubringen, und dadurch wurde ihr eigenes schlummerndes Talent geweckt.

Die Brüder besuchten, als sie die nöthigen Vorkenntnisse dazu sich eigen gemacht hatten, die öffentlichen Collegien und machten außerordentliche Fortschritte in den Wissenschaften. Aber noch außerordentlicher war die Gleichheit ihrer Talente und ihrer Kompositionen, derselbe Styl, dieselben Schönheiten und dieselben Fehler. Ihre Schreibbücher sahen aus wie zwei Abschriften von einer und derselben Hand. Während des ganzen Jahres erhielten sie dieselben Strafen, und an dem feierlichen Tage, an dem der Lehrer Peter-Paul vorrief, um einen Preis in Empfang zu nehmen, wurde sicher auch Paul-Peter genannt, um diesen Preis mit ihm zu theilen. Von allen Bänken erscholl ein allgemeiner Vivatruf; denn Schüler und Lehrer, welche früher oft über diese Gleichheit gelacht hatten, waren jetzt nach und nach mit einer Art unheimlicher Bewunderung und furchtsamer Achtung erfüllt worden, indem sie darin ein Geheimniß des menschlichen Organismus, ein Naturphänomen erblickten, dessen unbekannte Ursache in ihrer Seele ein Gefühl des Wunderbaren erregte.

Wenn ihre beiden frischen und reinen Stimmen in der Institutskapelle Hymnen und Psalmen sangen, glaubte man zwei Krystallflöten einstimmig vibrirend zu vernehmen. Auf Promenaden gingen sie immer gleich gekleidet neben einander, und aus süßer Brudergewohnheit schlug jeder einen Arm um des Andern Leib. Wahrhaftig, es waren lebendige Bilder von Kastor und Pollux.

Diese überraschende Gleichheit ihrer Talente, Gesinnungen und organischen Verrichtungen, verbunden mit der zärtlichen Liebe, welche sie für einander bewiesen, machten sie zum Gegenstande der allgemeinen Verehrung ihrer Mitschüler. Sie waren übrigens auch so gut und so bescheiden, daß ihr kleiner Kummer so wie ihre großen Fortschritte ein hundertstimmiges Echo in ihrem Umkreise fanden. Alles behandelte sie zuvorkommend und mit einer Art ehrfurchtsvollen Scheu, und an ihrem 15. Geburtstage, im Jahre 1822, fand Jeder von ihnen ein Gedicht in seinem Pulte, deren Überschriften lauteten: „An unsern Orest,“ „An unsern Pylades,“ worin die Kameraden ihre Liebe und Achtung für die beiden Brüder ausdrückten. Peter-Paul und Paul-Peter weinten Freudenthränen darüber.

Gegen Ende desselben Jahres wurden beide zugleich von einer langen schweren Krankheit befallen. Ihr Vater und Marie besuchten sie täglich zwei Mal im Instituts-Krankenzimmer, wohin sie gebracht worden waren. Eines Morgens kam auch Doktor Gall, um einen kranken Schüler zu besuchen, der ihm empfohlen war. Als er an den Betten der beiden Brüder vorüberging, rasirte man ihnen eben auf Befehl des Arztes die Haare von den Köpfen. Gall

blieb plötzlich stehen, betrachtete sie beide aufmerksam und konnte sich nicht enthalten laut auszurufen: „Bei Gott! eine solche Ähnlichkeit ist mir noch niemals vorgekommen.“ Der berühmte Anatom näherte sich mit sichtbarem Interesse den beiden Kranken, und nachdem er die beiden Köpfe, oder vielmehr diesen Doppelkopf mit aller Aufmerksamkeit betrachtet und betastet hatte, trat er gleichsam, betroffen über ihre wunderbare gleiche Gestaltung, zurück und murmelte zwischen den Zähnen: „Das sind ein paar Gehirne, welche sonderbare und fürchterliche sympathetische Folgen in das Geschick zweier Menschen werfen können.“ — Mit diesen Worten trat der Doktor aus dem Saale und die beiden Brüder, welche immer gelauscht, und kein Wort seiner Erklärungen verloren hatten, hörten nur mehr das Getappe seines Stockes. Sie blickten einander mit einer Art von Schauder an und eine unerklärbare Ängstlichkeit bemächtigte sich ihrer, welche auch ihre Genesung verzögerte.

Da ihre Gesundheit im Innersten erschüttert war, und sie daher einer ganz besondern Sorgfalt und Pflege bedurften, so nahm sie der Vater aus dem Institute nach Hause und Marie Gareau fühlte sich darüber sehr glücklich.

Sie setzten ihre Studien mit vielem Fleiße und Eifer im väterlichen Hause fort und erhielten die vortrefflichste Erziehung. Der Vater führte sie bald in die Welt, um Männer von gutem Ton aus ihnen zu machen. Umgang mit braven und klugen Frauen ist ein großer Vortheil und sogar ein Präservativ für Jünglinge. Das wußte der Vater sehr gut, der überhaupt viel Gutes wußte. Dadurch erhielten Peter-Paul und Paul-Peter auch jenen äußern Gesellschafts-

firniß, der sie zu liebenswürdigen Jünglingen machte. Sie wurden allenthalben gesucht und waren überall willkommen. Monate und Jahre verflossen schnell unter Vergnügungen und Studium, eigentlich dem reellsten aller Vergnügungen. Wenn die Brüder in dem Kabinete ihres Vaters arbeiteten, kam Marie Gareau öfters hinein, zwar unter irgend einem Vorwande, aber eigentlich nur, um sie alle drei so vereinigt zu sehen und dann Gott dafür zu danken. Wenn sie spät des Nachts von irgend einem Feste zurückkamen, war es immer Marie, die sie noch erwartete, und ihnen lächelnd die Thüre öffnete, obwohl sie schon sehr hinfällig war, denn Nachtwachen und Kummer hatten ihre Lebensjahre verdoppelt, und wirklich hätten die Brüder schon unruhig über sie seyn können. Aber worüber beunruhigt man sich mit 20 Jahren? Sie küßten sie alle Abend, nachdem sie vorher ihren Vater geküßt hatten. Sie dutzte sie auch, wenn sie allein waren, und täglich fanden sie ihre Gebetbücher unter ihrem Kopfpolster. Alles war gut.

Ihr poetisches Talent wurde ihnen eine Quelle vieler Annehmlichkeiten in der Gesellschaft. Man stellte sie, so oft es angehen wollte, auf die Probe, und man machte sich meist das Vergnügen ihnen abgesondert dieselben Stoffe zu geben, um die Art zu vergleichen, womit sie beide behandelten. Meistens war der Vergleich leicht zu machen, denn sie stimmten fast bis auf einzelne Verse vollkommen überein. Da war dann ein allgemeines Geschrei der Ver- und Bewunderung. Der Leser dieser Erzählung mag davon ein Beispiel vernehmen. In einer Gesellschaft, wo sie sehr gerne gesehen waren, forderte eine Dame von ihnen Verse auf einen

Krebs. Sie gingen Jeder in ein entgegengesetztes Kabinet und kamen nach einer Viertelstunde Jeder mit seinem Gedichte zurück. Beide lauteten ganz gleich, beide Wort für Wort, also:

Ganz verborgen zwischen Steinen
Schleicht der Krebs die längste Zeit,
Nur wenn ihn die Feuer reinen,
Erwirbt er sich das Ehrenkleid;
Aber wenn er sich's erwirbt,
Ist's ihm unnütz; denn er — stirbt.

So auch das Genie: verachtet
Ist es oft von Gram umnachtet;
Hat die Zeit die Flamm' entbrannt,
Die ihm seinen Glanz erwirbt,
Dann wird freilich es erkannt,
Aber ach — zu spät — es stirbt.

Alle Gegenwärtigen, ja sie selbst, waren über dies Wunder der Gleichheit erstaunt. Nur ein einziger Mann sagte: „Das nimmt mich gar nicht Wunder, mit solchen gleichen Schädeln konnt' es nicht anders kommen.“ Es war Doktor Gall. Die beiden Brüder blickten sich wieder mit heimlichem Grauen an.

Sie machten bald mit allen vorzüglichen Dichtern und Künstlern der Hauptstadt Bekanntschaft. Der Salon ihres Vaters wurde das Stelldichein der ganzen literarischen Welt von Paris. Alles bedeutende Neue wurde da zuerst vorgelesen und beurtheilt. Peter-Paul und Paul-Peter traten meistentheils selbst mit in die Schranken, und der Va-

ter war entzückt von ihren Fortschritten und stolz auf seine Söhne. Marie Gareau horchte an der Thür und glaubte, wenn sie im Saale den ihren Lieblingen gezollten Beifall vernahm, die Harmonien des Paradieses zu hören.

Nach einem dieser Abende, als sich die beiden Brüder in ihr Zimmer zurückzogen, glaubten sie ungewöhnliches Getöse im anstoßenden Gemache Mariens zu vernehmen. Sie traten hinein und fanden die Gute, vom Schlage gerührt, todt am Boden liegen. In demselben Jahre 1829 starb auch der Graf. Vater und zweite Mutter in einem Jahre dahin und die beiden Jünglinge jetzt Söhne der ganzen Welt!

III.

Dies ist der Zeitpunkt, in welchem sich der Jüngling seinem Geschicke gegenübergestellt sieht, in welchem das Gespenst seiner Zukunft vor ihm auftaucht und seine eigene Freiheit ihn erschreckt.

Sie weinten beide lange, Einer den Andern umschlungen haltend, auch ihre Haare verflochten sich in einander wie die Zweige zweier Thränenweiden an einem einsamen Bache.

Sie ließen zwei Grabmäler errichten und setzten Worte der innigsten Liebe und Achtung für die Verstorbenen darauf. Dann sprachen sie zu einander: „Wir wollen jetzt nach Bourges gehen und niederknien am Grabe unserer Mutter, jenes dritten Engels, der von oben auf uns herabsieht.“

Sie reisten ab, und nachdem sie diese heilige Pflicht erfüllt hatten, überlegten sie mit einander ihre Zukunft, und was sie beginnen sollten, da sie Besitzer eines großen Vermögens geworden waren. Sie machten manche Vorschläge,

aber in keinem war von Theilung dieses Vermögens die Rede, daran dachten sie gar nicht. Sie kamen endlich darin überein, daß sie nicht mehr nach Paris in jenes Haus der Trauer zurückkehren könnten und wollten, welches ihnen zehn Jahre ein Aufenthalt des Glückes und der Freude war. „Wir wollen reisen," sagten sie zu einander, „alle Provinzen unseres Vaterlandes besuchen, vor allem die ärmsten, denn das sind die schönsten, und zugleich können wir dort das meiste Gute thun."

Zwei Jahre wußte Niemand, was aus ihnen geworden sei. Endlich kamen sie in Bordeaux an, es war die erste große Stadt, in welcher sie sich seit ihrer Reise befanden. Sie wollten dort Verwandte besuchen, welche sie auch mit inniger Herzlichkeit empfingen. Man fand die beiden Brüder sehr liebenswürdig. Der Gram hatte sie, wie ein Wölkchen an der Stirne des Himmels, verschönert. Das kräftige und belebte Gesicht Peter-Pauls war durch einen Anflug von sanfter Melancholie milder geworden, und Paul-Peters zarte Züge hatten durch männlichen Ernst gewonnen. Sie gingen wenig in die große Welt. Bordeaux ist eine zu reiche Stadt, um eine angenehme Stadt zu seyn. Man gibt von Zeit zu Zeit große Feste, wo man Geld und Haus zum Fenster hinaus wirft, dann schließt man wieder die Thür und ist für Niemand sichtbar. Das angenehme Abendgeplauder am Kamine ist dort kaum bekannt, und die Damen empfangen dort nur mindestens hundert Männer auf ein Mal. Unsere Jünglinge besuchten manchmal das große Theater, Parterre und Logen sprechen dort laut von Börse- und andern Angelegenheiten während der Tragödie, und die Auf-

merksamkeit für die Bühne beginnt erst mit dem Ballete, allein, man muß gerecht seyn, den Tanz sehen sie mit gewissenhafter Stille an.

Schon waren vierzehn Tage vorüber, daß sie von Bordeaux abreisen und ihre Wanderung fortsetzen wollten, und weder der Eine noch der Andere sprach davon. Ja sie sprachen sogar weniger mit einander, und waren öfters getrennt.

Eines Abends, da kein Spektakel war, trat Peter-Paul blaß vor Zorn in das Gemach einer Frau, der er eifrig den Hof machte, und sprach mit drohender Geberde: „Madame! ein Mann ist hier verborgen, ich weiß es! Nie hätte ich von Ihnen gedacht, daß Sie mich so hintergehen würden. Suchen Sie nicht zu läugnen, keine Thränen, wenn ich bitten darf, keine Schwüre, ich bin gewiß, Sie haben einen Mann empfangen, es ist noch nicht drei Minuten. Sie erwarteten mich nicht diesen Abend, ich sah ihn eintreten und ich habe Ihr Mädchen gezwungen, mir es zu gestehen. Beim Himmel, Madame, wo ist er? wo ist er? Mein Degen soll ihn lehren!“

„Peter-Paul! Peter-Paul!“ rief eine Stimme aus einem Alkoven im Hintergrunde des Gemaches.

„Paul-Peter! Paul-Peter!“ rief die andere Stimme, und bald darauf traten die beiden Brüder, sich herzlich umarmt haltend, aus dem Hause, und lachten aus voller Kehle über das Abenteuer. Bald darauf aber wurden sie stiller, und immer stiller, so daß sie endlich ganz ernst nach Hause kamen. Vor dem Schlafengehen sprach endlich Einer zu dem Andern: „Lieber Bruder! wenn wir recht darüber nachdenken, findest du das Abenteuer nicht sehr ernsthaft?

Daß zwei Jünglinge Eine Leidenschaft für Eine Frau haben, das ist nichts, daß diese Frau zwei Liebhaber hat, ist auch nichts, daß diese beiden Liebhaber sich einmal treffen, ist ein Spiel des Zufalls, aber daß Peter-Paul und Paul-Peter sich von demselben Weibe angezogen fühlen, daß sich ihre erste Narrheit zu demselben Gegenstande wendet, das verdient Überlegung, das soll und muß unsere Zukunft bestimmen. Wir sind unter den nämlichen Ideen, denselben Gelüsten, denselben Krankheiten sogar emporgewachsen, und nun werden unsere Sinne, welche so lange geschlummert, auch bei ihrem ersten Erwachen von derselben Schönheit befangen, ja wir hätten uns in der ersten Hitze durchbohren können, wenn Einer den Andern nicht beim Namen gerufen und erkannt hätte. Gott im Himmel! Was könnte erst entstehen, wenn die hohe, die einzige, die wahre, unheilbare Liebe sich unserer beiden Herzen bemächtigte, wenn diese Liebe, die in meinem und in deinem Herzen schlummert, sich auf einen und denselben Gegenstand neigte. Und ich zweifle nicht, mein Bruder, das könnte, das würde geschehen, morgen vielleicht, wenn wir nicht zuvorkommen. Mein Gott, mein Gott, was würden wir mit dieser Liebe bei unserer Freundschaft anfangen? Einer von uns müßte vor Gram sterben. Doktor Gall hat das ja auf unsern beiden Stirnen gelesen. Darum wollen wir uns trennen, uns verlassen, mein geliebter Bruder, es ist Zeit! Fünfhundert Meilen wollen wir zwischen uns stellen, und uns erst dann wiedersehen, wenn die Wahl unserer Herzen unwiderruflich entschieden ist, dann aber auch uns nicht mehr verlassen bis in den Tod. Ich weine blutige Thränen, indem ich diesen Rath

gebe, allein eine geheime Stimme sagt mir, daß wir so, ja nur allein so dem Schicksal entgehen können, das die Natur uns bereitet hat. Darum preise ich unser heutiges Abenteuer wie eine Stimme von oben. Lebe wohl, mein Bruder! lebe wohl! Ich sehe kein Weib mehr an, welches deine Blicke noch erreichen können.“

Sie weinten die ganze Nacht, allein ihre Vernunft führte sie immer auf den alten Entschluß zurück. Diese sympathetische Organisation, welche das Glück ihres Lebens machte, könnte sie auch zur Verzweiflung bringen; denn die Liebe war nicht allein in ihnen, sie war auch außer ihnen.

Es war ein rührendes Schauspiel, zu sehen, wie die beiden Brüder aus zu großer Liebe für einander, aus zu großer Einigkeit sich trennten.

Peter-Paul reiste nach Neapel und Paul-Peter nach England, nachdem sie einander versprochen hatten, sich täglich zu schreiben, und sich die Geschichte ihrer Herzen zu erzählen, wovon ihre längere oder kürzere Trennung abhing. Diese Trennung machte ihnen mehr Schmerz, als jene in der Nacht, wo sich ihre kindlichen Körper von einander blutig sonderten.

Vier Monate war Paul-Peter in London, als er am Ostertage beim französischen Gesandten zu Mittag speiste, und plötzlich einen lauten Schrei ausstieß, indem er seine Hand unter sein Herz preßte, und ohnmächtig niederfiel, nachdem er vorher gerufen: „Herr Gott! mein Bruder wird in diesem Augenblicke verwundet.“ Drei Wochen hierauf erhielt er folgenden Brief:

„Neapel, den 29. April 1832.

Geliebter Freund! Ich erhielt am Ostertage eine Degenwunde gerade unter dem Herzen, die Wunde ist tief, aber ohne Gefahr. Ich werde bald wieder das Bett verlassen dürfen, und der Arzt erlaubt mir, dich selbst davon zu benachrichtigen. Es war in Folge eines Duells mit einem Nebenbuhler, denn die Liebe ließ sich in diesem Lande der Sonne und der Vulkane nicht lange erwarten. Eine junge spanische Witwe raubte mir mein Herz und meine Sinne. Ich bin zu schwach, um dir das Alles zu erzählen, aber meine Elvira schreibt mir aus Frankreich, wo sie sich gegenwärtig befindet, um ihre Mutter aufzusuchen, daß diese unsere Liebe billigt, daß sich alles nach unsern Wünschen fügt und daß in den letzten Tagen des Julius die glücklichste der Ehen zu Burgos gefeiert werden wird. Das ist wohl einen Degenstich werth. Ich möchte dich, mein theurer Bruder, mein einziger Freund auf dieser Erde, bei diesem Feste sehen! Möchtest du mir doch ein gleiches Glück von deiner Seite zu verkünden haben. Nie hab' ich sehnlicher eine gleiche Wirkung unserer Sympathie gewünscht. Zu Burgos also sehen wir uns wieder, nicht wahr?“

Paul-Peter antwortete:

„London den 20. Mai 1832.“

Ich wußte, daß du verwundet wurdest, mein theurer Bruder. Ich fühlte schmerzlich den Degenstoß in demselben Augenblicke. Solche identische Organisationen hat uns Gott gegeben und wir haben klug gethan, uns für einige Zeit zu trennen. Ich danke dir für die Mittheilung deines Glückes. Ich will dir sogleich sagen, daß mich die Liebe in

den Nebeln der Themse gefunden hat, wie dich unter dem heitern Himmel von Neapel. Ja mein Bruder, neun Tage und neun Nächte sind es nun, daß ich im Paradies und in der Hölle lebe. Eine schöne Fremde (ich weiß nicht, aus welchem Sterne sie gestiegen ist) erschien mir im Drury-Lane in der katholischen Kapelle, im Hyde-Park, überall. Ich weiß noch nicht, wer sie ist, aber ich weiß, daß ich der Ihrige bin für hier und jenseits. Ich war heute im Theater neben ihr in der Loge, und ich hörte, wie sie in französischer Sprache zu einem ältlichen Manne, ihrem Begleiter, sagte, daß sie sich morgen auf der Brigg the Navigator einschiffen wolle, die nach Smyrna segelt. Ich will mich auch einschiffen, und ihr folgen, wär's auch bis an das Ende der Welt. Sie ist vermuthlich eine junge Griechin. Ich will mit ihr reden, will ihr öffnen mein Herz, meine unaussprechliche Liebe wird auch ihr Herz ergreifen, und wenn nicht, wohlan, dann soll mich der Ozean — doch nein, mein Bruder! ich würde dann doch noch nach Burgos gehen, um über deinem Glücke mein Unglück zu vergessen. Lebe wohl und genese schnell. Ich werde dir schreiben, ich weiß nicht von wo und wann, aber bald, und was auch geschehe, ich werde selbst das Unmögliche thun, um dich zu Ende Juli in dem schönen Spanien wieder zu sehen. Ich liebe deine E l v i r a jetzt schon wie meine Schwester. Wirst du auch meine Orientalin wie die deinige lieben? Gott behüte und segne dich rc."

„P. S. Ich wollte so eben deinen eigenen Brief statt des meinigen in den Umschlag legen, und der Post übergeben, so sehr hab' ich den Kopf verloren und so sehr gleichen sich unsere Schriften."

Am andern Morgen bestieg er den Navigator und sah bald seine schöne Fremde mit einer bejahrten Frau kommen, welche sie unterstützte. Ein alter Mann, derselbe, mit dem sie in der Loge gesprochen hatte, begleitete sie bis an die Brigg und sprach zu ihnen, als er sie verließ: „Fürchten Sie nichts, meine Damen, er ist ganz von der Spur abgekommen. — Ein Schiff nach Smyrna, — Ihre beiden griechischen Namen — Er wird Sie wohl in Ruhe lassen müssen. Aber nur fein vorsichtig bis in den Hafen! — Adieu!“

Paul-Peter hatte nur abgebrochene Worte vernommen, aber sie bildeten doch Wolken über sein Entzücken. Er versprach sich auf dem Schiffe einen angenehmen Verkehr, allein, war es Laune oder Furcht, die beiden Fremden verließen nur sehr selten ihre Kajüte und er konnte sich nur dann Leila'n, so hörte er seine Geliebte nennen, bemerkbar machen. Schon sahen sie die Küste von Spanien und er hatte noch kein Wort mit ihr gewechselt, und Alles auf dem Schiffe wußte entweder nichts von ihr, oder blieb über ihre Verhältnisse verschwiegen. Soll's so fort bis nach Smyrna gehen? sprach Paul-Peter zu sich selbst in der größten Ungeduld.

Er glaubte zu bemerken, daß Leila ihn manchmal mit einer Theilnahme ansah, welche sie den andern Reisenden nicht schenkte. Endlich entschloß er sich eines Abends ein Gedicht an sie zu machen und ihr zu senden, welches aber keinen direkten Bezug weder auf ihn noch auf sie haben, sondern nur im Allgemeinen die heiße Sehnsucht eines liebenden Herzens ausdrücken sollte; sie, dachte er, wird es schon verstehen, und findet es ihre Mutter (die alte Frau war ihre Mutter)

in ihren Händen, so erlaubt ihr der unbestimmte Sinn vorzugeben, es sei ein Gedicht, das sie sich habe abschreiben lassen. Er schrieb also dies Gedicht und ein Matrose befaßte sich damit, es unter Leila's Kopfpolster zu legen.

Die Nacht und der ganze folgende Morgen vergingen für Paul-Peter unter großer Unruhe. Leila war nicht erschienen, aber nach dem Abendgebete hatte er sie auf das Verdeck steigen gesehen, ein Papier in den Händen, welches sie mit den Augen zu verschlingen schien. — Es war sein Gedicht. Sie las es und las es wieder mit Zeichen des größten Staunens und der zärtlichsten Theilnahme. Paul-Peter, in der Nähe Leila's verborgen, war außer sich vor Entzücken und Liebe. Er sah sich verstanden und wollte schon zu ihren Füßen stürzen, als die Mutter herbeikam und sie am Arme fassend sprach: „Komm mein Kind, du solltest schon zu Bette seyn."

Paul-Peter hatte nur noch Zeit die beiden Damen ehrerbietig zu grüßen, und als Leila diesen Gruß erwiederte, sah er Thränen in ihren Augen und ein himmlisches Lächeln um ihren Rosenmund.

Die Nacht ging schlaflos in süßen Hoffnungen für Paul-Peter vorüber. Nur als der Morgen graute, sank er in einen leichten Schlummer. Als er erwachte, war es heller Tag. Er lief zur Kajüte der beiden Damen. Sie war leer. Er zog Erkundigungen ein und erfuhr, daß beim Anbruch des Tages eine Schaluppe sie nach Corunna geführt habe, wohin sie verlangten. Er ging in die Kajüte, raffte einige Papiere auf, welche sie vergessen zu haben schienen, und bat, man möchte auch für ihn eine Schaluppe aussetzen, die ihn

bis zu den Fischerbarken, welche man in nicht großer Entfernung erblickte, führen sollte. Dies war bald geschehen, er stürzte in die Schaluppe und erreichte schnell eine Fischerbarke, welche ihn binnen drei Stunden an die Küste von Spanien setzte.

Er durchsah während der Fahrt die Papiere Leila's und fand auch sein Gedicht darunter, hatte sie es bei der Schnelligkeit der Abreise vergessen, oder es mit Absicht zurückgelassen? Paul-Peter zweifelte nicht an dem Letzteren, als er am Schlusse die Worte las: „Möge der Schutzgeist, der mir wunderbarer Weise diese Zeilen zutrug, zu ihm zurückkehren und ihm die Grüße meiner heißesten Liebe bringen.“ Dies war genug, um Paul-Peter in ein Meer von Wonne zu versenken.

In Corunna angelandet, lief er in alle Gasthöfe. Nirgends wollte man zwei griechische Damen gesehen haben. Er erfuhr nur, daß die Marquise von Villaflor mit ihrer Tochter diesen Morgen hier durchgereist und die Straße nach Biscaya eingeschlagen habe; er verglich mehre Nebenumstände mit einander und hielt sich überzeugt, daß die beiden Fremden keine Griechinnen, sondern Spanierinnen seien, welche wichtige Ursachen zwingen mußten, fremde Namen anzunehmen; um sie gewiß jetzt wieder zu finden, bestellte er schnell Postpferde nach Biscaya. Nach wenigen Stunden der Reise warf der Postillon um, und Paul-Peter brach sich, an einen Felsen geschleudert, das Bein. Er mußte einen ganzen Monat in einem ärmlichen Dorfe liegen bleiben und sich einem Barbier überlassen. Höllenjahre

lagen für ihn in diesem einen Monate. Als er seine Reise wieder fortsetzen konnte, ging der Monat Juli zu Ende.

„Nach Burgos! nach Burgos!“ schrie Paul-Peter seinem Führer zu.

Er hoffte dort noch zur Vermählung seines Bruders anzulangen und zugleich Erkundigung über die Familie Villaflor einzuziehen.

Wirklich, als er in einer schönen Nacht in Burgos einfuhr, war die Kathedrale beleuchtet. Der Hochzeitszug kam eben mit Fackeln aus der Kirche. Paul-Peter trat in seinen Reisekleidern hinzu. Peter-Paul sah ihn, warf sich an seine Brust und sagte: „Ach mein Bruder! du fehltest allein noch zu meinem Glücke. Gott sei gelobt, ich habe dich wieder, umarme deine Schwester!“

Und Paul-Peter umarmte die Braut unter dem Portale der Kirche und ein Beben faßte sein innerstes Mark: „Leila!“ schrie er.

„Nein, nicht Leila, Elvira,“ antwortete Peter-Paul. — „Aber nun folge uns, Bruder, in den Pallast Villaflor.“

Und der ganze Zug stieg in fünfzig Wagen.

Paul-Peter sah starr den Wagen nach und eilte dann in einen Gasthof, begehrte ein Zimmer und schloß sich dort ein. Seine Haare sträubten sich empor und seine Augen traten stier aus ihren Höhlen. Also konnten wir unserm Schicksale nicht entgehen?“ sprach er dumpf. „Unsere Organisation war stärker als unser Anstreben dagegen. Elvira Leila, dieselbe Person, ja es mußte dieselbe Person seyn, wenn wir sie beide lieben sollten. Ungeheures mußte einer

solchen ungeheuren Geburt folgen. Mein Bruder! ich liebe dich mehr als mich selbst, aber ich fürchte doch dich weniger zu lieben, als deine Elvira. Bruder, lebe lang und glücklich mit ihr.“ Den ganzen Abend hindurch ließ Paul-Peter sich nicht sehen. Aber in der Nacht hörte man einen gellenden Schrei in seinem Gemache, dann war alles stille.

Als am andern Morgen die Mutter im Pallaste Villaflor in das Gemach der Neuvermählten trat, fand sie Elvira in Thränen vor einem kalten Leichnam knien.

Paul-Peter und sein Bruder waren im nämlichen Augenblicke gestorben.

Die Belagerung von Amasi.

Orientalische Erzählung.

Die Menschen lieben es, wenn man ihre wüthenden Handlungen zu Tugenden erhebt; sie gefallen sich bei Erzählungen von Schlachten. Und ich, der ich so oft über ihre Thorheiten lachte, über ihre Schwächen seufzte, ich suche in der Geschichte Züge, welche dem Menschengeschlechte Ehre machen. Ich finde dort viel vergossenes Blut, und wenig große und edle Handlungen, viele berühmte Eroberer, wenig große Seelen, viel Rauch, wenig Ehre. Glücklich derjenige, welcher mitten unter so vielen Irrthümern und Frevelthaten einer Tugend begegnet. Er ruht sanft an ihrer Seite aus, er betrachtet sie mit Bewunderung, und kostbare Thränen netzen seine Augen. Er gleicht einem Wanderer, der in der Wüste Arabiens herumirrt, lange Zeit hat er nur öde Sandebenen durchwandelt, nur Löwen und Tiger gesehen, plötzlich erblickt er eine Herberge, sein Herz klopft mächtig vor Hoffnung und Freude, er fliegt — den Geschöpfen, die ihm gleichen, entgegen, und schreit laut auf: „Großer Gott! ich finde noch Menschen!“

Der berüchtigte Eroberer, Moez-Eddoulat, hatte sich ungeachtet des Widerstandes Ali-Mohamed's, des

großmüthigsten, tapfersten und tugendhaftesten Mannes, Karamaniens bemächtiget. Ali besaß nichts mehr, als die schöne Stadt Amasi, wo ihn Moez schon sechs Monate belagert hielt. Die Stadt war gut befestiget, und mit allem Nothwendigen versehen, um eine lange Belagerung auszuhalten. Ali-Mohamed hatte geschworen sich eher unter den Ruinen seines letzten Zufluchtsortes zu begraben, als ihn seinen Feinden zu überlassen, und Ali-Mohamed war ein Mann, der seine Schwüre hielt.

Moez beschleunigte die Belagerung mit der größten Lebhaftigkeit. Der Kalife Mortasi half mit seiner ganzen Macht einem Manne, der ihn später mit Undank lohnte, und sandte ihm ein Heer von 100,000 Männern. Ali-Mohamed hatte alle Stürme der Belagerer abgeschlagen, und bewies Moez jeden Tag, welche Hilfsquellen ein muthiger König in der Liebe seines Volkes findet. Schon fing es den Belagerern an, an Lebensmitteln zu mangeln. Die Soldaten, durch Hunger gedrückt, murrten, und der Sultan sah sich genöthigt, das Äußerste zu wagen. Er versammelte seinen Kriegsrath, welcher aus allen seinen Heerführern bestand. „Treue Gefährten meiner Mühen und meines Ruhmes!“ so redete er sie an: „sollen wir unser Werk unvollendet lassen? eine einzige Stadt trotzt noch unserer Macht, und ihre stolzen Wälle beschimpfen Euern Muth. Sollen wir den Sieg aufgeben? wir würden uns mit ewiger Schande bedecken. Dem Mohamed Amasi zurückgeben, hieße: ihm alle Länder wiedergeben, welche wir schon erobert, und vor einem Feinde fliehen, den wir so oft überwunden haben. Indessen brauche

ich Euch nicht zu sagen, daß bereits das gräßlichste aller Übel, der Hunger, in unserm Heere wüthet, er macht reißende Fortschritte, und um mich ertönt dumpf die Stimme des Aufruhrs, und meine dahinwelkenden Krieger haben kaum noch Kraft zu kämpfen. Welchen Entschluß soll und darf ich nun fassen?"

Der ganze Rath schwieg. Keiner der Heerführer wagte seine Meinung zu sagen, aus Furcht, der Feigheit, oder der Unklugheit beschuldigt zu werden. Der einzige Nervan, ein junger Krieger voll Heldenmuth, Moez's Jugendgespiele und sein vertrautester Freund, stand auf und sprach: "Moez! ich kenne nur einen Entschluß: jenen der Ehre." Moez umarmte den Jüngling. "Ich will deinem Rathe folgen," sprach er, "dies ist die Stimme der Freundschaft. Ja, laß uns lieber sterben, als uns entehren."

Am andern Morgen beim Aufgang der Sonne musterte Moez sein Heer. Wie groß war sein Staunen, als die Soldaten, anstatt zu murren, mit Freudengeschrei ihm entgegenriefen: "Es lebe unser Sultan! es lebe der Günstling des Propheten! Zum Sturm, zum Sturm!" Moez fragte um die Ursache dieser gähen außerordentlichen Freude, er konnte es nicht begreifen, wie jene, die gestern noch eine Beute des Todes zu werden schienen, heute voll Muth glühten. Man erzählte ihm, daß in der vergangenen Nacht Engel in das Lager gekommen seien, welche Lebensmittel aller Gattung mit sich brachten, und nicht eher wieder entwichen, bis sie das ganze Heer großmüthig für einen Tag versorgt hatten. Moez verbarg seine Bewunderung, und ließ seinem Heere einen Glauben, der ihm sehr nützlich wurde, und

den er in seiner Freude mit ihnen zu theilen fast selbst bereit war.

Er benützte den Augenblick der Begeisterung, und führte das Heer zum Sturme. Die Stadt wurde mit außerordentlichem Muthe bestürmt, aber mit eben so großer Tapferkeit vertheidiget. Moez sah sich endlich gezwungen, sich mit einem sehr beträchlichen Verluste wieder in sein Lager zurückzuziehen. Indessen fingen die Soldaten, welche vom Kampfe sehr ermüdet waren, und ihren Vorrath wieder zu Ende gehen sahen, neuerdings zu murren an, doch sieh — kaum blinken die Sterne am Himmel, als der Zug der Engel wieder naht, und 1000 Kamehle mit sich führt, welche mit allen Lebensbedürfnissen beladen waren. Moez, von diesem Wunder benachrichtiget, befahl den Führer anzuhalten, und in sein Zelt zu bringen. „Großmüthiger!“ redete ihn Moez an: „Woher kommst du?“ — „Von Amasi.“ — „Wer sandte dich?“ — „Ali-Mohamed.“ — „Was höre ich? mein Feind!“ — „Er selbst, Herr!“ — Welchen Beweggrund konnte er haben, mir Hilfe zu leisten?“ — „Die Menschlichkeit! Geh“, sprach er zu mir, „und bringe diese Lebensmittel in Moez's Lager! Wenn es unmöglich ist, dem Sultan zu verbergen, wer sie sandte, so sprich zu ihm: „Ihr greifet uns am Tage an, wir betrachten euch da als unsere Feinde, und kämpfen gegen euch, wie es tapfern Kriegern geziemt; zur Nachtzeit laßt Ihr uns ruhig und wir betrachten Euch da als Reisende, als Brüder, die uns um Gastfreundschaft ansprechen; wir haben Mitleid mit Eurer Noth, und kommen zu eurer Hilfe herbei.“ — „Sklave,“ antwortete Moez, nach einem Augenblicke des Stillschwei-

gens, „dein Herr besitzt eine edle, großmüthige Seele, aber lerne, daß Moez ihm an Edelmuth und Großmuth nicht nachstehe. Ich habe ihn durch die Waffen überwunden, ich will auch durch Tugenden über ihn siegen. Dreitausend Gefangene befinden sich in meinem Lager, ich sende sie deinem Herrn unbedingt zurück. Mögen sie neuerdings die Waffen gegen mich ergreifen, sie sind frei, ich fürchte sie nicht. Morgen mit dem Aufgang der Sonne führe du selbst sie dem zurück, der dich sandte, und auch die 1000 Kamehle, welche den Meinigen Lebensmittel brachten, sollen dir mit kostbaren Geschenken beladen nach Amasi folgen.

Am andern Morgen wurde dieser Befehl befolgt. Man gab den 3000 Gefangenen ihre Waffen zurück, und ließ sie frei ziehen. Unermeßliche Schätze: die schönsten persischen Tapeten, Geschirre von Gold und Silber und viele andere seltene Kostbarkeiten wurden in die belagerte Stadt gebracht und als Geschenk, nicht aber als Lohn einer Wohlthat dargeboten.

Indessen hatte Moez Anordnungen zu einem neuen Angriffe Ali's getroffen. Die Besatzung von Amasi hielt sich bereit, einem neuen Sturme zu begegnen. Die Leitern wurden angelegt, und Moez's Soldaten, angeeifert durch die Gegenwart des Sultans, welcher sie selbst anführte, wirkten Wunder der Tapferkeit. Besonders zeichnete sich der kühne Nervan durch seinen Muth mitten unter den Kriegern aus; er focht an der Seite seines Herrn, oder vielmehr seines Freundes. Durch seinen unbezwingbaren Eifer fortgetrieben, erstieg er Einer der Ersten den Wall. Er sah in diesem Augenblicke nicht, daß ihm nur ein kleines Häuflein

der Seinigen folgte; lange hielt er sich auf dem Walle, und suchte sich den Weg über Leichen zu bahnen, endlich aber sah er sich umrungen, allein kämpfte er noch gegen eine Schaar von Feinden, bis ihn die Kraft verließ; er fiel, und die Soldaten, welche Zeugen von dem Falle des jungen Helden waren, erfüllten mit lautem Klaggeschrei die Lüfte. Die Nachricht von Nervan's Tode brachte das Heer in Unordnung; aber Niemand vermag den Schmerz und die Wuth Moez's zu malen, als er das Unglück vernahm. Er flog von Glied zu Glied, er suchte den Muth der Krieger durch Beredsamkeit und Beispiel anzufachen, er athmete nur Rache. — Allein, alles war vergebens. Die Sturmleitern waren durch Steine, welche die Belagerten herabschütteten, gebrochen und die Soldaten in den Abgrund gestürzt. Ali verfolgte diese Vortheile; er wagte mit einem Theile der Besatzung einen Ausfall, und stürzte wie ein Blitz auf die ermüdeten Feinde los. Der verzweifelte Moez retirirte mit wüthenden Blicken auf Amasi, doch kehrte er nicht eher in sein Lager zurück, bis er Mahomed gezwungen hatte, sich wieder hinter die Mauern der belagerten Stadt zu flüchten.

Die Nacht trat ein, und ihr wohlthätiges Dunkel machte der Schlacht ein Ende. Die Luft war rein und kein Laut ertönte, die Sterne glänzten am unermeßlichen Himmelsbogen, und der Mond beleuchtete mit seinen sanften Strahlen die Gegend. Moez trat aus seinem Zelte und ging langsam an dem Ufer des Casalmach hin, dessen frische und helle Wasser hart an seinem Zelte dahinrauschten. Er dachte an seinen Freund. „Ach!“ rief er mit Thränen aus,

„theurer Nervan! ich habe dich auf ewig verloren, ich sah dich unter den Streichen der Feinde fallen, und konnte dich nicht rächen. Ach, warum fiel ich nicht neben dir? Unsere Gedanken und unsere Gefühle waren eins, warum war uns nicht auch dasselbe Schicksal gegönnt? Ich liebte dich wie die Ehre, und nur Zoraide theilte mit dir mein ganzes Herz. — Ehre! Liebe! Macht! Ihr seid nie im Stande, mich über den Verlust meines Freundes zu trösten.“ — So sprach er, und in demselben Augenblicke wurde er in der Dunkelheit einen Jüngling gewahr, dessen Gestalt und Gang ihm Nervan's Bild lebhaft zurückrief. „Unglücklicher Freund!“ rief Moez, „ist's dein Geist, den ich hier erblicke?“ — „Nein, nein, es ist Nervan selbst,“ tönte es ihm mit bekannter Stimme entgegen. — „Nervan! gerechter Himmel, durch welches Wunder? — Ja, ja, es ist Nervan, es ist mein Freund, den ich an mein Herz drücke?“

Dieses Gespräch wurde durch das Herannahen eines zahlreichen Geleites unterbrochen. Ein Abgesandter Mohamed's näherte sich dem Sultan, und sprach: „Tapferer Sultan! Ali-Mohamed, mein Herr sandte mich zu dir, um so in seinem Namen zu dir zu sprechen:

„Ich danke dir, Moez, für das unschätzbare Geschenk, welches du mir gemacht hast; du hast mir 3000 Gefangene zurückgesandt, welche in deinem Lager, entfernt von ihren Freunden und ihrer Familie, schmachteten. Es sind meine Kinder, welche du mir zurückgabst, denn ich sehe alle meine Unterthanen für meine Kinder an. Ach! hättest du die Ergießungen der Freude mit ansehen können, als sie ihre Väter Weiber, Brüder und Kinder umarmten. Ich war Zeuge

dieses Schauspiels, und es hat mein Herz ergriffen. „Unglückliche!“ rief ich aus, „die Ihr den süßesten Freuden der Natur den Krieg erklärt. Moez ist mein Feind, weil er es seyn wollte, aber ich bekämpfe nur seinen Ehrgeiz, denn dieser ist's, der mich angreift, nicht seine Feindschaft. Nervan, sein Freund, mag zu ihm zurückkehren. Friede denjenigen, die sich lieben; laßt uns ihnen nicht die größte Wohlthat des Himmels rauben.“ Zugleich, Moez, sende ich dir die großen Schätze zurück, womit du mich beschenken wolltest. Was sollen mir alle Schätze der Erde? Wenn Amasi mein bleibt, so bin ich reich genug, und muß ich Amasi verlieren, so bin ich fest entschlossen, mich und das Volk, welches Gott mir anvertraut hat, unter dessen Trümmern zu begraben.“

„Sklave,“ nahm Moez das Wort, wie kann ich die Großmuth deines Herrn vergelten?“ — „Diese Vergeltung steht nicht in deiner Macht, Sultan!“ — „So glaubt er also größer zu seyn als ich?“ — „Er ist groß, weil er es nicht zu seyn glaubt.“ — „Ich bewundere seine Tugend, aber sie kann mich nicht erschüttern, ich werde sie nachahmen, vielleicht übertreffen.“ — „Übertreffen? das kannst du nicht; denn du bist ein Mensch.“ — „Dein Herr fürchtet mich?“ — „Er fürchtet nur Gott.“ — „Er sucht mich zu entwaffnen.“ — „Du bist zu groß, als daß er dieses hoffen dürfte.“ — „Warum will er sich mir nicht unterwerfen?“ — „Er darf sich nur Gott unterwerfen, in seiner Hand liegt das Schicksal der Könige.“ — „Sklave!“ sprach Moez, „mir gefallen deine Antworten, sie sind edel und würdig dessen, der dich sendet. Komm, feiere mit uns die Wiederkehr eines

Freundes. Komm, theurer Nervan, wir wollen uns der reinsten Freude überlassen. Ich habe das größte der Güter wiedergefunden, einen wahren Freund. Alles, was mich umgibt, theile meine Freude mit mir!“

Der Sultan befahl ein herrliches Fest zuzubereiten. Die Zelte wurden beleuchtet, die ausgesuchtesten Gerichte zierten die reich besetzten Tafeln. Hundert geschickte Tonkünstler entzückten das Ohr durch harmonische Musikstücke. Die schöne Zoraide war die Königin des Festes, zu dessen Verschönerung sie auch das Meiste beitrug. Moez, welcher zwischen seiner Geliebten und seinem Freunde saß, genoß Alles, was die Freundschaft Zärtliches, und die Liebe Süßes hat.

Nach dem Mahle gab Zoraide ein Zeichen, da näherte sich eine Gruppe von jungen Tänzerinnen und schwebte mitten unter einem Nebel von Wohlgerüchen herum. Zoraide nahm die Laute und sang in dem Augenblicke, als ihre jungen Gefährtinnen ausruheten, folgendes Lied, welches sie selbst gedichtet hatte.

Freundschaft! Himmelstochter, diese Freuden
Werden alle dir allein geweiht,
Schüchtern naht die Liebe, und bescheiden,
Spricht zu dir sie voll von Bangigkeit:
Ich verlange keine eig'ne Krone,
Kann nicht herrschen, bin ja klein und blind,
Gönn' ein Plätzchen nur auf deinem Throne
Mir, dem armen unbeholf'nen Kind.

Gern will ich die Herzen mit dir theilen,
Theile du sie immer auch mit mir,

Welche ich verwundet, kannst du heilen;
  Zieh sie doch nicht ganz allein zu dir.
Ich verlange keine eig'ne Krone,
  Kann nicht herrschen, bin ja klein und blind,
Gönn' ein Plätzchen nur auf deinem Throne
  Mir, dem armen unbeholf'nen Kind.

Oft tratst du mir tröstend schon entgegen,
  Trocknetest mein Aug' voll Freundlichkeit,
Oft hab' ich auch dir auf deinen Wegen
  Manches Freudenblümchen vorgestreut.
Ich verlange keine eig'ne Krone,
  Kann nicht herrschen, bin ja klein und blind,
Gönn' ein Plätzchen nur auf deinem Throne
  Mir, dem armen unbeholf'nen Kind.

Ich bin wankelmüthig wie die Jugend,
  Du fest und beständig wie die Zeit,
Jeder Tag bestärket deine Tugend,
  Meine schwindet mit dem Frühlingskleid.
Ich verlange keine eig'ne Krone,
  Kann nicht herrschen, bin ja klein und blind,
Gönn' ein Plätzchen nur auf deinem Throne
  Mir, dem armen unbeholf'nen Kind.

Willst du den Orangenbaum vernichten,
  Dessen Duft Zephyre zu uns weh'n,
Weil da zwischen purpurfarbnen Früchten
  Auch die weißen zarten Blüthen steh'n?
Ich verlange keine eig'ne Krone,
  Kann nicht herrschen, bin ja klein und blind,
Gönn' ein Plätzchen nur auf deinem Throne
  Mir, dem armen unbeholf'nen Kind.

So hatte Zoraide ihre zärtliche Unruhe ausgedrückt. Sie fürchtete, die Freundschaft möchte Moez ganzes Herz erfüllen. Der Sultan beruhigte sie, und indem er bald seine Geliebte, bald seinen Freund an sein Herz drückte, sprach er zu ihr: „Fürchte nichts, theure Zoraide! dieses Herz liebt Euch beide. Die stärkste aller Leidenschaften herrscht hier mit dem zartesten und reinsten aller Gefühle.“

Das Fest war zu Ende, und die ermüdeten Gäste begaben sich in ihre Zelte, um der Ruhe zu genießen. Moez wünschte, daß der Abgesandte Ali's bis zum künftigen Morgen in seinem Lager bleibe. Er befahl seinen Sklaven, ihm das weichste Bett von Eiderdunen zu bereiten, und ihn mit den kostbarsten Teppichen zu bedecken.

Seine Befehle wurden sogleich erfüllt. Alles schlummerte schon um ihn, nur er allein konnte kein Auge schließen.

Der Edelmuth seines Feindes quälte ihn. Umsonst suchte er in seinem Herzen die Mittel, Mohamed an Großmuth zu übertreffen. „Wie,“ sprach er zu sich selbst, „auf der Erde soll noch ein größerer Mann leben, als ich, und dieser größere wäre Ali-Mohamed, er, den ich überwunden, den ich fast aus seinem ganzen Reiche vertrieben habe? Man würde einst auf seinen Grabstein schreiben: Hier ruht ein Besiegter, der größer war als sein Sieger. Warum führe ich den Krieg? Etwa um Menschen zu morden? O nein, um mir Ehre zu gewinnen, Ehre, den würdigen Lohn edler und großmüthiger Thaten. — Ja, diesen Lohn will ich verdienen. Ein neuer Kampf beginne zwischen mir und meinem Feinde. Er triumphirt schon. O Himmel! laß auch mich triumphiren.“

Die ersten Strahlen der Sonne erleuchteten schon die Wälle von Amasi. Im Lager war alles schon in Bewegung; die Heerführer kamen, Moez's Anordnungen und Befehle zu vernehmen, und der Gesandte Mohamed's bat um die Erlaubniß, in die Stadt zurückkehren zu dürfen. Moez sprach erröthend zu ihm: „Ich sende dich zu deinem Herrn zurück; sage ihm, daß ich seinen Edelmuth bewundere, und daß es meine größte Marter sei, ihn nicht nachahmen zu können.“ Der Gesandte entfernte sich. Bald darauf näherte sich ein Mann mit einem düsteren, aber verschmitzten Gesichte dem Sultan, und bat, ihn allein sprechen zu dürfen. Moez gab seinem Gefolge ein Zeichen, sich zu entfernen, und der Fremde, sich zu seinen Füßen werfend, sprach also: „Ich bin ein Einwohner von Amasi, dein Feind hat mir seit langer Zeit sein Vertrauen geschenkt, aber ich bin müde, ihm zu dienen. Der Ruf von deiner Großmuth hat mich zu deinen Füßen geführt. Ich will der treueste und ergebenste deiner Sklaven seyn.“ — „Wie,“ rief Moez erstaunt, „du könntest Mohamed verlassen?“ — „Ich will ihn nicht allein verlassen, ich will ihn auch in deine Hände liefern.“ — „Wie? auf welche Art?“ — „Ich weiß in dem Felsen vor der Stadt einen geheimen Eingang, er führt in die Stadt, und zwar gerade in Mohamed's Pallast. Mir hat er selbst dieses wichtige Geheimniß vertraut, welches nur wenige seiner treuesten Diener wissen.“ — „Gerechter Himmel!“ rief hier Moez mit unbeschreiblicher Freude aus, „wie sehr danke ich dir! du hast in meinem Herzen gelesen, du schenktest mir deinen Beistand. Warte, warte,“ sprach er zu dem Unbekannten, „ich will dich belohnen, wie du es

verdienst. Du weißt gar nicht, was für einen großen Dienst du mir geleistet.“ Er trat aus seinem Zelte, befahl, daß man den Abgesandten Ali's auf der Stelle zurückberufe, und sprach zu ihm: „Nimm diesen Verräther mit dir, und sage, demjenigen, der dich sandte: Du hast großmüthig Moez den Freund seines Herzens zurückgegeben; der dankbare Moez liefert dafür deinen grausamsten Feind in deine Hände, einen Elenden, der dein Vertrauen mißbrauchte, um dich zu verrathen. Wenn Moez es gewollt hätte, wärest du selbst morgen in seiner Gewalt, aber er sprach: Ewige Schande denjenigen, die, um ihre Feinde zu überwinden, sich der Verderblichkeit und Niederträchtigkeit Anderer bedienen. Treulosigkeit darf nie das Werk des Muthes seyn, nur die Feigheit kann sich des Feigen bedienen. Den Verräther begünstigen, heißt so tief herabsinken, als er, aus dem Verrathe Nutzen ziehen, ist das schändlichste aller Laster, und der es thut, ist kein Krieger, sondern ein Meuchelmörder.“

Kaum war der Gesandte in Amasi angelangt, als die Trompeten schon einen neuen Kampf verkündeten. Moez sah auf den Gebirgen, welche die Stadt umgaben, Waffen blinken und Fahnen wehen. Man brachte ihm die Nachricht, daß ein Heer von 10,000 Mann Mohamed zu Hilfe gekommen, und sich der Gebirge bemächtiget habe. Er fühlte seiner Seits die Nothwendigkeit, diese vortheilhafte Stellung zu gewinnen. So schwer auch immer diese Unternehmung war, Moez zauderte nicht einen Augenblick. Er lenkte fast alle seine Streitkräfte nach dieser Seite, und ließ nur ein kleines Corps zur Bewachung des Lagers zurück. Das feindliche Heer behauptete seine Stellung mit Hart-

näckigkeit und Muth, doch wurde es endlich gezwungen, sie zu verlassen. Schon war ein Theil der Gebirge von Moez's Soldaten gewonnen, als die Nacht dem halbgekrönten Siege Einhalt that. Er kehrte in sein Lager zurück; allein wie groß war seine Bestürzung, als er die Wachen in ihrem Blute, und das Lager geplündert fand. Schrecken rieselte durch seine Seele, und sein Blut starrte in seinen Adern. „Wo ist Zoraide?" — Vergebens rief er ihren Namen hundertmal, Zoraide antwortete nicht.

Endlich sah er einen alten Sklaven, der blutend aus den aufgehäuften Leichen hervorkroch und zu ihm sprach: „O mein theurer Herr, jene, die du rufest, ist in den Händen deiner Feinde. Während du auf den Gebirgen kämpftest, fielen sie unser Lager an, tödteten deine treuen Krieger oder schleppten sie gefangen mit sich fort, denn unsere Anzahl war zu klein, das Lager zu vertheidigen. Auch Zoraiden und ihre Gefährtinnen führten sie mit sich. O Herr! läge ich lieber todt hier unter meinen Kameraden, als daß es gerade mir aufbehalten war, dir eine Nachricht anzukündigen, welche dein Herz zerreißt."

„Wie?" schrie Moez mit einer Wuth, die keinen Ausdruck hat, „Zoraide in ihrer Gewalt, und ich unvermögend, sie ihnen zu entreißen? — Das Theuerste, was ich auf dieser Welt hatte, Zoraide, meine Geliebte, mein Weib, in Mohamed's Gewalt, und ich lebe noch? Warum hat mir der Grausame nicht lieber die Früchte aller meiner Siege entrissen? Aber Zoraide! — O Barbaren! Ihr sollt mir diesen augenblicklichen Triumph theuer bezahlen. Ihr macht eine Thräne fließen, ich werde dafür Ströme

Blutes fließen machen. Ja, wenn ich in diese verhaßte Stadt einziehe, so soll sie in Asche über den Leichen ihrer Bewohner zusammensinken."

So überließ sich Moez seiner Verzweiflung. Zitternd blickten ihn seine Heerführer und seine Höflinge an. Nur Nervan wagte es, sich ihm zu nähern, und versuchte es, seinen Schmerz durch Trost zu lindern. Allein Moez stieß ihn von sich, und sprach, indem er mit grimmigen Blicken in seinem Zelte auf und nieder ging:

„Geh, geh, ich habe alles verloren, was ich liebe, ich bedarf deiner nicht mehr."

Indessen hatte sich der Sturm in seiner Seele nach und nach gelegt, und die Hoffnung goß lindernden Balsam in die tiefe Wunde seiner Seele. „Kennst du Mohamed nicht?" sprach er zu sich selbst. „Welche Proben seiner Großmuth hat er dir nicht schon gegeben? Nervan war in seinen Händen, Nervan, einer seiner furchtbarsten Feinde! Doch er wußte, welche Bande dich an Nervan ketteten, und sandte ihn dir zurück. Vielleicht, wenn er von Zoraiden hört — — Doch was schwärmst du? Unsinniger! Wenn er Zoraiden gesehen hat, ist er gewiß seines Herzens selbst nicht mehr mächtig! Heiße Liebe für das himmlische Geschöpf wird in seinem Busen auflodern, und nie gibt er dir diesen kostbaren Schatz mehr zurück. Vielleicht steht er in diesem Augenblicke vor ihr, spricht mit treuloser Zärtlichkeit zu ihr, und sucht den Weg zu ihrem Herzen, um mein Bild daraus zu verbannen. Gewiß, er wendet alle Künste der Verführung: Versprechungen, Drohungen an. — O daß ich in diesem

Augenblicke in seinen Pallast dringen, ihm die schöne Beute entreißen, und diesen Dolch in sein Herz bohren könnte."

Die Sonne stieg herauf, und Moez hatte kein Auge geschlossen. Er ging in einer Art von Bewußtlosigkeit längst seinem Zelte hin. Niemand wagte sich ihm zu nähern, man kannte ihn zu sehr, und fürchtete mit Recht die Heftigkeit der Leidenschaft in dieser unbezähmten Seele. Das ganze Heer erwartete seine Befehle, die noch nicht gegeben waren. Moez vergaß seine Siege, sein Heer, seinen Ehrgeiz. Mehre befriedigte Leidenschaften können zugleich in einer ruhigen Seele wohnen, doch wenn eine dieser Leidenschaften aufgereizt ist, so ist der Mensch nicht stark genug, sie mit den übrigen in's Gleichgewicht zu bringen. So ist ein Fluß, der durch das Gewitter angeschwollen ist, er braust, und wirft Alles aus, was in seinem Schooße lebt, da doch sonst seine Wellen sich nicht über seine Ufer erheben.

Die Sonne hatte ihre Bahn durchlaufen, und noch war Moez's Schicksal nicht geändert. Es kam kein neuer Abgesandter seines Feindes, der ihm den geliebten Gegenstand in die Arme geliefert hätte. Wenn er auch einen Augenblick Mohamed für so großmüthig hielt, von ihm Zoraiden wieder zu erlangen, so hatte er doch jetzt alle Hoffnung verloren. Nun überließ er sich auch ganz seiner Wuth, und athmete nur Rache. Er faßte den Entschluß, zur Nachtzeit selbst nach Amasi zu gehen. Er legte die kostbaren Kleider ab, welche ihn seinen Feinden kenntlich machen könnten, hüllte sich in den Anzug eines armenischen Kaufmanns, und befahl, daß ihm zwei Sklaven und viele Kamehle mit den ausgesuchtesten Waaren folgen sollten. Nach einem langen Um=

wege gelangte er auf die Straße, welche von Bagdad nach der Stadt führt, und bald darauf an das Thor von Amasi.

Die Wachen ließen ihn ein, und einer seiner Sklaven, der die Stadt genau kannte, führte ihn in eine prächtige Karavanenherberge, welche hart an dem Pallaste Mohamed's lag.

Kaum war er da eingetreten, so brannte er auch schon vor Begierde, um den Pallast, welcher Zoraiden einschloß, herumzuspüren, fest entschlossen, sie entweder den Händen seines Nebenbuhlers zu entreißen, oder zu sterben. Doch bald wurde er einen Anführer Mohamed's gewahr, welcher mit einem zahlreichen Gefolge aus dem Pallaste ging. Der Anführer näherte sich dem Sultan, und sprach zu ihm: „Mein Herr hat vernommen, daß ein Fremder in Amasi angelangt sei. Ali Mohamed weiß, was er Fremden schuldig ist; er freut sich, ihnen die Rechte der Gastfreundschaft angedeihen zu lassen, weß Standes sie auch immer seyn mögen. Er sendet mich zu dir, Herr, um dich zu bitten, seinen Pallast mit deiner Gegenwart zu beehren.“ — „Wenn das der Wunsch deines Herrn ist,“ antwortete Moez staunend, „so will ich ihn gern erfüllen. Geh, ich folge dir.“

Der Sultan stieg über die Treppe des Pallastes, man führte ihn durch mehre Säle, in welchen die größte Pracht herrschte, und endlich trat er auch in jenen, in welchem Mohamed Fremde zu empfangen pflegte. Er näherte sich dem Throne, worauf sein Feind saß, und suchte die Wuth, die in seinem Innern tobte, zu verbergen. Er hob den Blick zu dem Manne empor, den er haßte, und den er nun zum ersten Male sehen sollte; allein, kaum hatte er ihn in's Auge ge=

faßt, so fühlte er, daß sein Zorn nach und nach schwinde. Er blieb unbeweglich stehen, und heilige Ehrfurcht erfüllte sein Herz. Er war bereit die Knie vor dem zu beugen, den er zu morden gekommen war. Er konnte sich nicht erwehren, dieses edle Antlitz zu bewundern, auf welchem Muth und Sanftmuth, Größe, Einfalt, Gefühl und Ruhe zugleich thronten.

Mohamed bemerkte das. Er stieg vom Throne, näherte sich ihm gütig, und sprach mit einem himmlischen Lächeln zu ihm: „Fremdling! sei mir willkommen. Ich frage dich weder um deinen Namen, noch um dein Vaterland. Du bist ein Mensch, und ich bin dein Bruder. Gewiß ist der Beweggrund, der dich in diese Stadt führt, in welcher ich herrsche, unschuldig; denn ich habe dir nie Übles zugefügt, und will dir wohl.“

Moez war verwirrt und schwieg. Mohamed befahl einer Schaar von Sklaven ihn in das schönste Gemach zu führen, und reich zu bekleiden, zugleich lud er ihn ein, sein Abendmahl mit ihm zu theilen. Moez entfernte sich auf einige Augenblicke, und trat dann wieder in Kleidern, welche seinem Range angemessen waren, in einen prächtig erleuchteten Saal, wo Mohamed, von den Großen seines Reiches umgeben, sich eben zu einer mit den ausgesuchtesten Speisen besetzten Tafel zu setzen im Begriffe stand. Der Ehrenplatz wurde dem Fremden angeboten, dessen ausgezeichnete Gestalt und edle Gesichtszüge alle Augen auf sich zogen, und Staunen und Bewunderung erregten.

Bald herrschte die reinste ungezwungenste Freiheit unter allen Gästen; der Geist zeigte sich mit jener edlen Unbefangenheit, die ihm erst den wahren Reiz gibt.

Mohamed's Höflinge glichen in keinem Punkte anderen Höflingen der Großen, sie waren seine Freunde, denen erprobte Redlichkeit und Treue das Recht gaben, alles zu sagen, was sie dachten und fühlten.

Mohamed bemerkte das Erstaunen des Fremden. Er nahm das Wort und sprach zu ihm: „Du bist darob verwundert, Freimüthigkeit und Freundschaft an meinem Tische sitzen, und mich auf dem Throne eben so glücklich zu sehen, als ob ich gar nicht regierte?"

„Du nennst dich glücklich," rief Moez, „und ein furchtbarer Feind steht vor deinem Throne? — Vielleicht in wenigen Tagen stürzt dein Thron über dir zusammen, und begräbt dich unter seinem Schutte, dein Schicksal hängt von Moez ab, und du nennst dich doch glücklich?" — „Fremdling," antwortete Mohamed, „mein Schicksal liegt in den Händen Gottes. Dieser Gott konnte auch vor 10 Jahren meinen Thron mit seinem Hauche umstürzen; und doch war ich glücklich. Seitdem hat sich mein Schicksal nicht geändert, ich hänge noch immer von demselben Herrn ab und Moez unterliegt, eben so wie ich, den ewigen Rathschlüssen desjenigen, der allmächtig ist. Doch laß uns von einem Gegenstand abbrechen, welcher, obschon er meinen Seelenfrieden nicht trübt, doch nicht dazu taugt, ein Fest zu erheitern."

In demselben Augenblicke wurde die Tafel mit den ausgesuchtesten Früchten und herrlichsten Blumen bedeckt. Vasen vom reinsten und glänzendsten Krystall wurden mit den köstlichsten Weinen gefüllt. In der Mitte der Tafel blendete ein künstlicher Pfau, dessen Federn mit Smaragden besäet

waren, Aller Augen. Auf einmal entfaltete der Vogel, durch die Wirkung einer unsichtbaren Mechanik, ein majestätisches Rad, und alle Wohlgerüche Arabiens, welche aus jeder seiner Federn herausspritzten, fielen, gleich einem Regen über balsamirte Blumen und Früchte. Eine Sphärenmusik ertönte, und die schönsten Tänzerinnen schwebten herbei, um bei einem Feste alle Reize der Anmuth zu entwickeln, wobei Mohamed alle Pracht des asiatischen Aufwandes entfaltet hatte. Immer vergrößerte sich die Fröhlichkeit der Gäste, und selbst Mohamed überließ sich, ohne dadurch seiner Würde etwas zu vergeben, dem ungezwungensten Vergnügen. Moez betrachtete ihn mit dem tiefsten Stillschweigen. Er dachte an Zoraiden, seine Wuth entflammte auf's Neue, und seine Rechte drückte sich an den Dolch, den er in seinem Busen verborgen hielt. — Mohamed redete ihn folgendermaßen an: „Fremdling! dieses Fest ward deinetwegen veranstaltet, und du weigerst dich, unser Vergnügen zu theilen? — Warum verbreitet sich diese düstere Nebelwolke über das Antlitz meines Gastes?“ — „Ali,“ antwortete Moez, „eine heftige Leidenschaft zerreißt mein Herz. Mein Feind hat mir den Gegenstand meiner zärtlichsten Liebe geraubt. Er hält sie in seinem Serail gefangen. Sie seufzt über meine Entfernung, und vermuthlich auch über die Nachstellungen ihres Räubers. Die Rache führte mich hieher nach Amasi. Ich bin gekommen, um einen Dolch in das Herz meines Feindes zu stoßen, und so entweder selbst zu Grunde zu gehen, oder meine Geliebte zu retten.“ — „Wie,“ versetzte Mohamed, „du wolltest dir selbst das Recht nehmen? Hast du gedacht, Amasi

werde von einem Barbaren regiert, und die Gesetze, welche den Schwächern gegen die Anmaßungen des Stärkern vertheidigen, seien uns unbekannt? Nein, Fremdling, meine schönsten Rechte laß ich mir nicht rauben; wenn deine Ansprüche giltig sind, so werde ich dir deine Geliebte wieder geben, und den Räuber bestrafen." — „Du, Mohamed!" schrie Moez, in der heftigsten Gemüthsbewegung, „du mir Recht angedeihen lassen? Du, der du Moez ein geliebtes Weib entrissest, die du jetzt in deinem Serail verschlossen hältst, gleich einer Sklavin, welche für deine Begierden bestimmt ist?" — „Ich?" antwortete Mohamed. — „Du selbst, du brennst für Zoraiden, du willst ein Herz an dich reißen, worin Moez allein ewig herrschen wird." — „Fremdling," sprach Mohamed erröthend, „ich weiß nicht, wie du das Geheimniß einer entstandenen Leidenschaft entdeckt hast, welches ich vor mir selbst zu verbergen suchte. Ja, du hast Recht, ich konnte Zoraiden nicht sehen, ohne sie zu lieben. Zum ersten Mal fühlte mein Herz ein süßes Erstarren beim Anblick eines Weibes, und wirklich hatte ich schon den Plan gefaßt, Zoraiden's Schicksal an das meinige zu ketten." — „Diesen Plan sollst du nicht ausführen, Unsinniger; Moez wird selbst kommen, dir die Beute zu entreißen. Er ist nicht weit, und die Rache folgt ihm." — „Ich fürchte ihn nicht," antwortete Mohamed ruhig, „das weiß er wohl; kömmt er als Feind, so werde ich mit ihm zu kämpfen wissen, kommt er aber als Freund, so werde ich ihm mein Herz und meine Schätze öffnen; — aber Zoraide werde ich ihm nicht zurückgeben." — „Hier steht er nun, der edle, großmüthige Mann, das sind deine

Tugenden, mit denen du dich messen zu können wünschest, Thörichter!“ — „Du mußt mir sie doch zutrauen,“ antwortete Mohamed lächelnd, „da du so mit mir redest. Doch antworte mir nun, du, der du es wagst, mir Lehren von Edelmuth und Uneigennützigkeit zu geben, antworte! Wenn Moez mir eine eben so schöne Sklavin, als Zoraide ist, entrissen hätte, wenn er dann, eben so wie ich, mit leidenschaftlicher Liebe an dem Mädchen hinge, wäre er wohl so großmüthig gewesen, sie mir zurückzugeben? — Du schweigst? Antworte doch: Hat Moez geglaubt, daß ich ihm Zoraiden wiedergeben werde?“ — „Er glaubte es einen Augenblick, doch bald schwand diese Hoffnung aus seinem Herzen.“ — „Nun wohl, so war er ungerecht. Lerne mich ganz kennen, und glaube nicht, daß ich ein solcher Sklave meiner Leidenschaften bin, um ihnen Gerechtigkeit und Tugend zu opfern. Ich habe Zoraiden geliebt, und liebe sie noch, und doch ist sie in diesem Augenblicke in Moez's Zelte.“ — „Gerechter Himmel! was höre ich? — Zoraide! O größter, großmüthigster aller Sterblichen! Wie soll ich dich nennen? Bist du ein Engel? Bist du ein Gott? Kennst du den, den du an deinem Tische aufnahmst? — So wisse denn, ich bin Moez!“ — „Das wußte ich schon.“ — „Wie?“ — „Ein Mann wie Moez, kann sich nicht verstellen. Er hat nicht nothwendig sich mit den Zeichen der Macht zu schmücken, um zu zeigen, daß er zum Befehlen geboren ist. Einer meiner Anführer hat dich erkannt, doch wenn er es auch nicht gewesen wäre, so hätte ich dich erkannt. Indessen ist die Nacht sehr stark vorgerückt, du kannst heute nicht mehr in dein Lager zurückkehren. Morgen, beim Aufgang der Sonne, zieh

aus Amasi, ein sicheres Geleite soll dich bis zu den Vorposten deines Heeres bringen. Erlaube, daß für diese Nacht mein Pallast deine Freistätte sei. Schlummere ruhig unter Mohamed's Dache, die Treue wird vor deiner Thüre wachen, ich habe nie eine andere Leibwache.“ Man führte den Sultan in das reichste Gemach des Pallastes. Er legte sich auf ein prächtiges Bett, und schlief mit jener süßen Ruhe, die man unter dem Dache eines Freundes genießt. Am andern Morgen brachte ihn ein ansehnliches Geleite aus den Mauern Amasi's, bis an die ersten Zelte seines Lagers.

Moez fand sein Heer in der lebhaftesten Bewegung. Die Anführer, unruhig über das Schicksal ihres Sultans, hatten alles zu einem allgemeinen Sturme bereitet. Sie zweifelten nicht länger, daß Moez in Amasi entweder ermordet, oder von Mohamed gefangen genommen worden sei. Sie brannten vor Begierde, ihn zu befreien oder zu rächen. Neuerdings hatte Moktasi 50,000 Mann zur Verstärkung gesandt, und wie groß auch der Muth der Belagerten sei, unmöglich war es, daß sie sich mehr lange gegen solche Streitkräfte halten konnten. Moez fühlte sein Herz von edler Freude heftig schlagen als er diese neuen Hilfstruppen sah, er rief alle Führer seines Heeres zusammen und sprach, indem er sich zu Nervan wendete: „Morgen, ja morgen will ich in Amasi einziehen. Doch will ich, daß du, Nervan, früher als ich in die Mauern der Stadt eindringest. Geh zu Mohamed und sag ihm in meinem Namen: „Der Sultan Moez ist mit einem starken Heere gekommen, dich zu belagern, aber du hast ihn durch Edelmuth überwunden. Er selbst ist der Herold seiner Nieder-

lage und deines Sieges. Er hielt sich für groß, weil er stark war, aber er erkennt nun, daß du größer bist als er, weil du tugendhaft bist. Seine Größe ist außer ihm, sie besteht in einem tapfern Heere, deine Größe ist in dir, in deiner Seele. Diese hängt weder von Menschen noch von Zufällen ab, und Mohamed wäre auch in einer Strohhütte noch größer als der mächtigste König. Moez bittet dich um den Frieden und um deine Freundschaft. Gegen Mohamed kriegen, hieße Gott den Krieg erklären, dessen Ebenbild er ist. Du sollst Amasi und das ganze herrliche Land, welches diesen Namen führt, behalten. Glücklich! tausendmal glücklich jene Völker, welche unter deinem milden Zepter stehen.“ —

Wer könnte das Erstaunen der Heerführer schildern? Wen sollten sie mehr bewundern, Moez oder Mohamed? Jenen Mann, der einen so seltenen Sieg davon trug, oder denjenigen der laut den Ruhm seines Überwinders verkündet?

Nervan eilte nach Amasi, und noch an demselben Abend öffneten sich die Thore der Stadt den Kriegern Moez's. Nach der Aufnahme, welche sie daselbst fanden, zu schließen, hätte man geglaubt, sie kehrten nach einer langen Abwesenheit in ihre Vaterstadt zurück.

Fünfzehn Tage nach einander war die Stadt beleuchtet, und das Waffengetümmel machte den verschiedensten Freudenfesten Platz. Moez und Mohamed schwuren sich ewige Freundschaft, und sie waren beide zu groß, um diesen Schwur zu brechen. — Wenn sich zwei schöne Seelen hassen, so geschieht es nur darum, weil sie sich nicht kennen.

Das Resedastöckchen.

Gemälde aus dem Leben.

Ich war siebzehn Jahre alt, hübsch und blühend. Ich hatte schöne Zähne, ein lebhaftes Auge, ein schwarzgelocktes Köpfchen und ein kleines niedliches Füßchen. — Der Direktor einer herumziehenden Schauspielergesellschaft kam nach der Hauptstadt, sah mich und versicherte mir, daß ich Alles besitze, was zu einer großen Schauspielerin erforderlich sei. Er schlug mir vor, ihm nach S* zu folgen. Meine Eltern waren gestorben; ich hatte keine Verwandten, als eine alte Tante, welche froh war, meiner los zu werden. Diese willigte gerne in meine Abreise; allein Wilhelm, der Sohn eines unserer Nachbarn, hörte diese Neuigkeit mit großem Schmerze. „Cäcilie!“ sprach er zu mir, „Sie wollen uns so schnell verlassen? — Was fehlt Ihnen denn hier? Sie verdienen sich des Tages wenigstens zwei Gulden mit Ihrer schönen Handarbeit; Ihre Tante hat auch ihr Auskommen, sie ist Logenschließerin im Opernhaus, Sie sind gekleidet wie eine Prinzessin, an Unterhaltungen mangelt es Ihnen auch nicht, denn Sie haben freien Eintritt in's Theater, und alle Sonntage tanzen wir mitsammen auf dem schönen Saale im Kreuz. — Was wollen

Sie denn in S* anfangen?“ — „Komödie spielen!“ — antwortete ich ihm. — „Ein trauriges Handwerk!“ erwiederte er mir. — „Doch immer besser, als für fremde Leute arbeiten,“ versetzte ich. — Da schwieg er einen Augenblick tief gekränkt, zerdrückte eine Thräne in seinem schönen großen blauen Auge und fuhr dann fort: „Wohlan, wenn Sie durchaus reisen wollen, in Gottesnamen, nehmen Sie wenigstens vorher noch von mir dieses Resedaftöckchen, welches ich Ihnen zum Geburtstagsangebinde gekauft habe.“

Ich nahm das Resedaftöckchen aus Wilhelm's Händen, setzte es auf mein Arbeitstischchen, und der gute Junge schlich betrübt davon.

Ein Jahr nachher erhielt ich zum Geburtstagsangebinde von einem jungen Offizier, der zu S* in Garnison lag, und den ich in einer Kokettenrolle bezaubert hatte, alle Fenster voll Blumentöpfe und eine Liebeserklärung in Versen.

Im folgenden Jahre schickte mir ein reicher Kaufmann, welchem mein sentimentaler Ton in einem Drama durch die Seele geschnitten hatte, zu meinem Geburtstage zwei prächtige Kleider, ein Stück des feinsten Battistes, Bänder, Spitzen, Ringe, Ohrgehänge, Parfumes und Pomaden, einen ganzen Korb voll.

Ein Jahr nachher zwang mich ein alter Graf, den ich durch meinen bescheidenen Blick und mein sittsames Benehmen bezaubert hatte, zu meinem Geburtsfeste ein Kästchen voll des prächtigsten Schmuckes und eine glänzende Equipage von ihm anzunehmen.

So verbesserten sich bis hieher meine Umstände mit jedem Jahre, allein — ach! welche Veränderung erlitten

sie von nun an; meine Geburtsgeschenke fielen jetzt eben so schnell an Werth, als sie vorher gestiegen waren.

Mein Direktor, der seine ganze Liebenswürdigkeit verloren hatte und ein Schlemmer geworden war, sandte mir im künftigen Jahre zum Geburtstage eine Trüffelpastete und sechs Bouteillen Wein.

Später war ich gar so weit zurückgekommen, daß ich mich bescheiden mußte, von einem Schriftsteller ein Gedicht, und von einem Musiker eine Serenade anzunehmen. — Endlich, endlich! — als ich die Rollen der Liebhaberinnen mit jenen der Mütter vertauschte, bekam ich gar kein Geschenk mehr zu meinem Geburtstage.

Allein noch weiter verfolgte mich das Schicksal; ich verlor meine Stimme und Alles das, was der Direktor, da er mich zum ersten Mal sah, als Talent an mir rühmte, und mußte es noch für ein Glück schätzen, daß man mir in meiner Vaterstadt die Logenschließerstelle meiner Tante gab, welche gerade gestorben war.

Eines Abends, als ich nach der Oper in meine kleine Wohnung zurückkam, übergab man mir ein Resedastöckchen mit einem Billete folgenden Inhaltes:

„Liebe Cäcilie! — Es ist heute Ihr Geburtstag; es erinnerte Sie wohl Niemand daran, und Sie selbst haben vielleicht darauf vergessen. Allein Wilhelm, der Sie heute sah, ohne daß Sie ihn gewahr wurden, denkt noch daran. Er bittet Sie dieses Resedastöckchen von ihm anzunehmen. Möchten Sie dasselbe mit gütigerer Miene ansehen und sorgfältiger pflegen, als jenes, welches er Ihnen vor zwanzig Jahren überreichte.“

Dieses Geschenk Wilhelm's kränkte mich Anfangs; denn es schien mir, als wollte er mich damit höhnen, und schon wollte ich es zum Fenster hinauswerfen, als ich fühlte, daß es ungewöhnlich schwer sei. — Ich leerte die Erde aus und fand am Boden ein Beutelchen mit — mit 50 Dukaten.

Es glückte mir bald, meinen Wohlthäter aufzufinden; er verzieh mir großmüthig alle meine Fehltritte, theilte sein Vermögen mit mir, und ich kann sagen, ich bin ganz glücklich mit ihm.

Nie erscheint mein Geburtstag, ohne daß ich folgende Betrachtung mache: — „Ihr lieben Mädchen, ahmt mich nicht nach, sondern betragt euch so, daß ihr in jedem Alter einen Gatten, einen Sohn, oder einen Freund findet, der euch wenigstens ein Resedastöckchen zum Angebinde gibt.“

Der Invalide.

Eine kleine psychologische Novelle.

Ich machte die Bekanntschaft eines Engländers, der viel in der Welt gesehen und erlebt hatte, aber alles dieses auch mit einer seltenen Anziehungskraft wieder zu erzählen wußte. In dem kleinen Cirkel, in welchen wir uns Abends gewöhnlich zusammenfanden, war auch er es meistens, der das Wort führte, und wir Übrigen hingen dann mit Augen und Ohren an ihm. Eines Abends erzählte er uns folgende einfache, aber gewiß sehr interessante Geschichte, welche ich mittheilen will.

Ich hatte oft Gelegenheit, durch ein Dorf auf der Straße von Saint-Albans zu kommen, an dessen Ende eine kleine, aber so nette, reinliche und freundliche Herberge liegt, daß ich gewöhnlich dort jedesmal abstieg und mein Pferd ausruhen ließ. Dort war es, wo ich zum öftern einen alten Soldaten bemerkte, der ein Auge, einen Arm und ein Bein im Dienste für sein Vaterland verloren hatte, und daher mit dem vollsten Rechte den Rest seiner Tage im Nichtsthun, oder eigentlich mit jenem Zeitvertreibe zubrachte, der ihm eben am besten zusagte. Während der angenehmen Jahreszeit saß er gewöhnlich auf einer Bank vor der Thüre der

Herberge, die Tabakspfeife im Munde und einen Krug Bier an seiner Seite. Im Winter änderte er seinen Standpunkt, er saß in der Stube, in einer Ecke am Kamin, aber der Pfeife und dem Bierkruge blieb er getreu. So freute er sich auf seine Weise seines kärglichen halben Soldes und der theuer erkauften Ruhe. Während mein Pferd fraß, unterhielt ich mich öfters mit dem ehrwürdigen Alten vor dem Hause auf seiner Bank. Seine letzte Campagne hatte er in Spanien mitgemacht. Er sprach über alle andern Gegenstände mit der seinem Alter und seinem Stande eigenen Geschwätzigkeit, nur wenn man ihn um seine letzten Militärdienste fragte, so wurde er plötzlich düster und stille, und man bemerkte leicht, daß es ihm unangenehm, ja sogar peinlich sei, darüber zu reden.

Was am meisten meine Theilnahme für ihn in Anspruch nahm, war seine Neigung für Kinder. Er war fast immer von einem Haufen kleiner blondlockiger Schelme umgeben, und ich bemerkte öfters, wie die Gastwirthin ihr Kind in Windeln dem einen Arm dieses Alten anvertraute, der nie glücklicher zu seyn schien, als bei einer solchen Verrichtung. Er nahm seine Pfeife aus dem Munde, vergaß den Bierkrug und dachte an nichts mehr als seinen kleinen Pflegebefohlenen zu liebkosen und zu unterhalten, und ihn sanft zu schaukeln, wenn er schläfrig war. Die bejahrteren Kinder drängten sich rundum an ihn, kletterten auf seine Schultern, leerten seine Pfeife, stießen seinen Bierkrug um, nahmen sich mit ihm alle möglichen Freiheiten, ohne auch nur im mindesten ausgezankt zu werden. Inzwischen schien er doch in

gewissen Momenten in düsteres Nachdenken versunken. Manchmal, wenn er das auf seinen Knien eingeschlummerte Kind betrachtete, rollten unwillkürlich Thränen über seine gefurchten Wangen hinab.

Ich kam eines Morgens wieder bei der Herberge vorüber. Der alte Soldat saß wie gewöhnlich vor der Thüre, von seinen kleinen Freunden umgeben; eines der Kinder, kaum drei Jahre alt, sprang plötzlich vor meinem Wagen mitten in den Weg, und da mein Kutscher die Pferde nicht so schnell zurückzuhalten im Stande war, kam es in die größte Gefahr, überfahren zu werden. Aber der Alte stürzte sich schnell von seiner Bank her, faßte das Kind und schleuderte es zurück, er selbst aber fiel dabei nieder, und eines der Räder ging ihm über den Körper.

Man hob ihn besinnungslos auf. Wir trugen ihn auf ein Bett, und er kam in einigen Minuten wieder zu sich, allein seine Wunde war so schwer, daß man von einem Augenblicke zum andern glaubte, er werde den Geist aufgeben. Die ersten Worte, die er ausrief, waren: „Das Kind! das Kind!“ Wir versicherten ihm, das Kind sei gerettet; er wollte uns nicht glauben, und wir mußten das kleine Geschöpf holen lassen und ihm zeigen. Sein Entzücken, als er es gesund und ohne Verletzung wiedersah, war unbeschreiblich. Er weinte und lachte, drückte es an seine Brust, und man konnte es ihm nur wieder entwinden, als die Empfindungen seine Kräfte schon fast ganz erschöpft hatten.

Der Wundarzt erklärte, der arme Mann sei äußerlich und innerlich zu sehr verletzt, als daß Hoffnung zu

seiner Genesung vorhanden wäre. Er sagte uns, wir möchten ihm alles geben, was er verlange.

Ich war die unschuldige Ursache des Todes dieses braven Mannes, natürlich suchte ich alles Mögliche hervor, um ihm die letzten Tage seines Lebens so angenehm als möglich zu machen, ich blieb dort im Gasthofe und saß den ganzen Tag an seinem Bette. Man mußte ihm das Kind, welches er gerettet hatte, auf sein ausdrückliches Verlangen öfters bringen. Von dem Augenblick, als sich der Alte überzeugt hatte, daß der Kleine nicht den geringsten Schaden genommen hatte, war auch er ganz heiter und ruhig geworden. Er wußte, daß er sterben müsse, allein er schien das Ende ohne Traurigkeit zu erwarten, und die Wolken, welche sich oft vor jener Begebenheit auf seiner Stirne gelagert hatten, waren jetzt ganz verschwunden.

Am Abende vor seinem Tode befand ich mich allein bei ihm. Er bat mich um eine Herzstärkung, und nachdem ich ihm selbe gereicht hatte, legte er seine Hand auf meinen Arm und sprach also: „Mein Herr! wenn es Ihnen nicht zu viel Langweile macht, das Geschwätz eines alten Mannes anzuhören, so würde es mir große Erleichterung verschaffen, Ihnen etwas anzuvertrauen.“ Ich bat ihn zu sprechen und er fuhr also fort: „Ich sterbe ruhig und zufrieden, ich fühle mich jetzt glücklicher, als viele Jahre hindurch der Fall gewesen. Es lag mir etwas auf dem Herzen, wovon ich zwar noch nicht ganz befreit bin, aber dessen Gewicht mich doch viel weniger drückt. Mit Hilfe der Vorsehung wurde ich das Werkzeug zur Rettung eines

Kindes. Wenn ich die Kraft habe, Ihnen eine Begebenheit meines Lebens zu erzählen, so werden Sie begreifen, mein Herr, welchen Balsam dieser Gedanke in meine Seele gießen muß.“

Ich gab ihm einen Löffel voll stärkenden Trankes und er fuhr fort:

„Nach der Retraite der Franzosen gegen Portugal und der Zurückgabe von Pajoz wurde die Division, welcher ich gehörte, befehligt, eine Linie in der Mitte der Gebirge, welche die Nordseite von Guadiana begrenzen, zu besetzen. Einige Kompagnien unseres Regiments bekamen Ordre, sich eines Dorfes zu bemächtigen, welches die französischen Truppen verlassen hatten.

Wir waren in einem rauhen, dürren und dazu noch rein ausgeplünderten Landstriche marschirt, der uns nicht das geringste Hilfsmittel bot. Seit mehren Tagen hatten wir auch keinen Munitionswagen mehr gesehen und unsere Rationen waren elendiglich zusammengeschmolzen. Wir hatten keine Hoffnung viele bewohnte Stätten zu finden, und wenn wir in ein Dorf kamen, so war es von den fliehenden Franzosen so ausgeplündert, daß wir kaum mehr eine Brotkrume fanden. Wir hielten übrigens strenge Nachsuchung, weil wir dachten, die Bauern würden etwas versteckt haben, und wohl gelang es uns in einigen Häusern noch Wein zu finden. Ein Soldat, mein Herr! ein Soldat im strengen Kriegsdienste kennt kein größeres Vergnügen als Trinken, und ich gestehe, das unser kleines Detachement bald das ganze Dorf in Schrecken versetzte.

Man durchsuchte alle Häuser, und mancher arme Teufel, der so glücklich war, sein letztes Fäßchen Wein vor den Feinden zu bewahren, sah sich jetzt gezwungen, es seinen Alliirten zu überlassen. Sie hätten sehen sollen, mein Herr! wie die Einwohner von allen Seiten flohen, die Einen ihr letztes Stück Brot, die Andern den letzten Krug Wein in den Händen, und wie sie die Unsrigen mit von Ermattung wankenden, aber durch die Begierde beflügelten Schritten unter den fürchterlichsten Drohungen verfolgten.

Vino! vino! war der Ruf, den man überall vernahm. Ein englischer Soldat, mein Herr, kann alles entbehren, außer einem geistigen Getränke, und ich war nicht besser als die andern. Vino! vino! schrie auch ich einem erbarmungswürdigen Spanier zu, der mit Lumpen bedeckt war und unter seinem zerrissenen Mantel etwas zu verbergen schien. „Vino non tengo (ich habe keinen Wein),“ antwortete er mir, indem er schnell zu entfliehen suchte. Ich lief ihm durch die Straße nach, allein er würde mir entkommen seyn, wenn ich ihm nicht durch eine Nebengasse den Weg abgeschnitten hätte. Ich faßte ihn am Halse mit einer Hand und setzte ihm mit der andern mein Bajonet auf die Brust, von Neuem schreiend: Wein, Wein her! „Non tengo vino, niño, niño es, (ich habe keinen Wein, ein kleines Kind ist es)“ antwortete er so ängstlich, so zagend, daß ich neuerdings mich fest überzeugt hielt, er trage ein Fäßchen unter seinem Mantel verborgen. Schändlicher Lügner! schrie ich, du willst mir deinen Wein nicht geben? so soll ihn die Erde saufen! und mit diesen Worten stieß

ich mein Bajonet mit Wuth in das, was er an seine Brust gedrücket hielt. O mein Herr! es floß wirklich kein Wein heraus, sondern Blut, Menschenblut. Ein entsetzlicher Schrei drang an mein Ohr und durch dieses eisigkalt in mein Herz. Der unglückliche Spanier zeigte mir sein sterbendes Kind, und seine stieren Augen sagten mir kräftiger, als es Worte hätten thun können: Ungeheuer! bist du nun gesättigt? Ich fiel auf meine Knie neben dem Kinde und suchte sein Blut zurückzuhalten. Der unglückliche Vater sah meine Reue, nahm meinen Beistand an, und wir versuchten alles Mögliche, um das unschuldige Opfer zu retten. Vergebens!

Sie können wohl denken, mein Herr, daß ein alter Soldat, wie ich, der sein eigenes Leben nur mit dem Verlust eines Auges, eines Armes und Fußes retten konnte, und der in mörderischen Schlachten den Tod in allen Gestalten gesehen hatte, ihm auch ohne Furcht in's Auge blicken kann. Ich habe ihn oft für meine verwundeten Kameraden herbeigewünscht, wenn ich sie unter fürchterlichen Schmerzen da liegen sah, noch öfter für mich selbst. Ich habe den Tod fürchterlicher, heftiger, schneller gesehen, wenn eine Kugel das Herz eines Braven durchbohrte, während die Farbe der Gesundheit noch seine Wangen röthete. Aber nichts von Allem dem hat mich so ergriffen, als dieses junge Leben langsam aus einer Wunde entströmen zu sehen, welche ich selbst einem unschuldigen Wesen geschlagen. Es war ein Irrthum, eine fixe Idee, ich wußte es wohl, und wiederholte es mir oft genug, wenn ich diese fürchterliche Stunde, dieses blutige Schauspiel Tag und

Nacht nicht aus meinem Gedächtnisse bringen konnte, — allein Alles fruchtlos, diese grausame Erinnerung hat mich nie mehr verlassen, und das Sterberöcheln des Kindes tönt noch immer an meine Ohren. Gott, mein Vater! ich danke dir, daß du mir die Rettung eines andern unschuldigen Kindes gelingen ließest, ich sterbe nun ruhiger."

Und er starb ruhiger.

Bayerische Staatsbibliothek München

Inhalt.

	Seite
Kapitän Rabe (Eine Scene aus dem Militärleben) . .	5
Das Nothwendige und das Überflüssige (Ein Mährchen) .	35
Die Base aus der Provinz (Einfache Geschichte aus dem Englischen)	61
Der Unbekannte (Eine geheimnißvolle Geschichte) . . .	91
Eine Nacht in der Diligence (Komische Skizze aus dem Leben eines meiner Freunde)	105
Die beiden Freunde, oder die Reise nach Mekka (Ein Mährchen)	113
Zwei Dornenkronen (Geschichtliche Novelle)	136
Canova's Jugendliebe (Eine Künstlernovelle)	145
Auge und Herz (Novelle)	155
Das Parkgitter	176
Der rothe Mantel (Ein Nachtstück)	187
Die Schauspielerin eines einzigen Abends (Erzählung aus den Zeiten Ludwig XVI.	197
Die Erscheinungen auf dem Wege durch die Stadt (Allegorisches Mährchen)	219
Der Nagelschmied zu Paris (Biographische Skizze zur Beachtnahme für Väter und Söhne)	245
Peter-Paul und Paul-Peter (Novelle)	255
Die Belagerung von Amasi (Orientalische Erzählung) .	284
Das Resedastöckchen (Gemälde aus dem Leben) . . .	308
Der Invalide (Eine kleine psychologische Novelle) . . .	312

05
inderei G
M
platz

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Castelli, Ignaz Franz,

I.F. Castelli's sämmtliche Werke

Bd.: 6

Wien 1848

P.o.germ. 1765 r-6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10124526-2